

KRIEGSZEITUNG



Nr. 107

Erscheint wöchentlich zweimal.

28. Dezember 1915.

Die zweite amerikanische Note.

Die Kriegsergebnisse.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Die Gefechtsstätigkeit war durch Regenwetter beeinträchtigt; lebhafter war sie besonders an einzelnen Stellen in der Champagne und in den Vogesen. Westlich von La Bassée wurden die feindlichen gegen unsere Stellungen vorgetriebenen Minenanlagen durch eine erfolgreiche Sprengung unserer Truppen zerstört. Die Stellung auf dem Hartmannswillerkopf ist restlos zurückgewonnen, auch aus dem Grabenstück auf dem Nordhange des Berges sind die Franzosen vertrieben.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Deutsche Patrouillenunternehmungen in Gegend von Dünaburg waren erfolgreich. Stärkere russische Erkundungsabteilungen, die an unsere Linien heranzukommen versuchten, wurden abgewiesen.

Balkankriegsschauplatz.

Keine besonderen Ereignisse. Bei kleineren Unternehmungen während der letzten Tage wurden 600 Gefangene eingebracht.

Italien.

Das italienische Artilleriefeuer war nur in Judikarien und an einzelnen Stellen des Tolmeiner Brückenkopfes lebhafter. Einige schwächere italienische Vorstöße wurden abgewiesen.

Türkei.

An der Dardanellenfront herrschte Artillerie-, Infanterie- und Minenfeuer. Die türkische Artillerie kämpfte 3 feindliche Batterien nieder, wirkte gegen feindliche Truppen, die mit Verschanzungsarbeiten beschäftigt waren, und zerstörte einen feindlichen Grabenteil. Die türkischen Batterien in der Meerenge beschossen bei Sed el Bahr die Ausschiffungsstelle von Tekkeburun und die benachbarten Bootshäfen, versenkten Truppentransporte, zerstörten 7 Schuppen und versenkten ferner 2 beladene Boote.

Im Golf von Saros wurde ein feindlicher Kreuzer dreimal getroffen, worauf er sich zurückzog. Bei Berelsab wurde ein feindliches Flugzeug heruntergeschossen.

An der Irakfront schritt die Umfassungsbewegung gegen die Engländer bei Kut el Amara und die Beschliessung erfolgreich fort.

An der Kaukasusfront schwaches Feuergefecht.

Seekrieg.

Malta, 23. Dezember. Der japanische Dampfer Yasaka Maru (12 500 Tonnen) wurde am 21. Dezember im östlichen Mittelmeer durch ein Unterseeboot versenkt.

London, 23. Dezember. Den Zeitungen zufolge ist die Vernichtung des Postdampfers Yasaka Maru der grösste Verlust, den die Versicherer seit Kriegsbeginn zu verzeichnen gehabt haben. Der Schaden dürfte 25 Millionen Francs betragen.

Amsterdam, 23. Dezember. Ein grosses Transportschiff ist 2 Meilen südlich Sunderland auf eine Mine gelaufen und gesunken.

Tortosa (Spanien), 23. Dezember. Ein französischer Dampfer, der vor einem Unterseeboot flüchtete, strandete bei der Mündung des Ebro.

Vermischtes.

Verpflegungsgelder für Beurlaubte.

Berlin, 24. Dezember. Das Kriegsministerium hat vor einigen Tagen verfügt, dass mit freier Fahrt beurlaubte Unteroffiziere und Mannschaften vom 21. Dezember ab täglich 1,50 M. Verpflegungsgebühren erhalten. Die Auszahlung für die ganze Dauer des Urlaubs soll vor Antritt des Urlaubs erfolgen.

Neue „Aufsichtsräte“.

Moskau, 23. Dez. Hier sind sieben dem Hauptquartier des Zaren zugeteilte Militärattachés der Alliierten eingetroffen. Sie werden mit dem Besuch von Fabriken und industriellen Anlagen beginnen, die Aufträge für die nationale Verteidigung ausführen.

Der Abzug von Gallipoli.

Mailand, 23. Dezember. Nach dem „Avanti“ ist der Abzug der englischen Truppen von der Suvia-Bai eine der sensationellsten Gelegenheiten des Weltkrieges. Wären die englischen Truppen nicht freiwillig abgerückt, so hätte man sie mit Gewalt ins Meer geworfen.

Die neutrale Paketpost.

Kopenhagen, 23. Dezember. Auf Befehl der englischen Behörden von Kirkwall lud nach der „Nationaltidende“ auch der dänische Dampfer Frederick 8, die von Amerika nach Dänemark bestimmte Paketpost aus.

Landung in Kavalla verhindert.

Sofia, 24. Dezember. Es heisst, dass die Alliierten ihre von den Dardanellen vertriebenen Truppen bei Kavalla zu landen versuchten. Der Kommandant von Kavalla habe jedoch die Landung nicht gestattet mit Hinweis darauf, dass er keine derartige Weisung habe.

Belagerung eines Zwischenfalles.

Sofia, 25. Dezember. Der griechisch-bulgarische Zwischenfall auf albanischem Gebiet ist freundschaftlich erledigt.

Wichtige Dokumente.

Sofia, 25. Dezember. Nach einer Zeitungsmeldung wurden in dem Hause des serbischen Kronprinzen in Nisch wichtige Dokumente gefunden, darunter der Briefwechsel mit gekrönten Häuptern, auch einige Zarenhandschriften, die von den serbisch-bulgarischen Beziehungen handeln. Diese Briefe, etwa 500, beleuchten Serbiens Rolle vor dem Kriegausbruch und vor dem serbisch-bulgarischen Krieg 1913.

Der Misserfolg des Vierverbandes in Griechenland.

Luzern, 25. Dezember. „Vaterland“ bespricht die Lage nach den griechischen Wahlen und weist darauf hin, dass die geringe Wahlbeteiligung nicht für Venizelos Einfluss spricht. Viele Wähler stehen im Berez. Wenn Venizelos seinen Erfolg für möglich gehalten hätte, würde er Wahlbeteiligung und nicht Wahlenthaltung angeraten haben. Die Truppenlandung in Saloniki und die Drohungen regten das Volk gegen England auf. Die serbischen, französischen und englischen Niederlagen vollendeten den Misserfolg des Vierverbandes in Griechenland.

Die britischen Verluste.

London, 25. Dezember. Die britischen Verluste auf allen Kriegsschauplätzen betragen bis zum 9. Dezember an Mannschaften 119 923 tot, 338 753 verwundet, 69 546 vermisst, an Offizieren 7 367 tot, 13 345 verwundet, und 2 149 vermisst.

Die Beisetzung des Generals von Emmich.

Hannover, 26. Dezember. Der Erbeher von Lüttich, General von Emmich, wurde gestern nach einer erhebenden Trauerfeier in der Kuppelhalle des Rathauses unter dem Geläute sämtlicher Kirchenglocken beigesetzt. Die Beisetzung erfolgte im Ehrengrab der Stadt. Vom Kaiser und sämtlichen regierenden Fürsten, von Truppen und Behörden waren prachtvolle Kränze eingetroffen.

Eine Richtigstellung.

Kopenhagen, 26. Dezember. Der Berliner Korrespondent der „Nationaltidende“ wurde von dem griechischen Gesandten in Berlin empfangen. Er legte ihm ein Londoner Telegramm der „Nationaltidende“ vor, wonach der Gesandte an seinen König telegraphierte, die Lage Deutschlands sei ernst, und die Beunruhigung des Volkes wachse, was bei dem griechischen König einen Stimmungswechsel herbeiführte. Der Gesandte erklärte hierauf, von einem Stimmungswechsel beim König nichts zu wissen. Der König verfolge weder deutsche noch Ententepläne, sondern eine rein griechische. Die Behauptungen des Londoner Telegramms über seine Berichterstattung seien aus der Luft gegriffen.

Die Vereinigten Staaten und Oesterreich-Ungarn.

Die Kölnische Zeitung meldet aus Berlin: Die sachliche und ruhige Darlegung der österreichisch-ungarischen Regierung in Sachen des Ancona-Falles hat durchaus nicht, wie Meldungen aus englischer Quelle glauben machen wollten, die Regierung in Washington veranlasst, den Ton ihrer Erwiderung so zu wählen, dass, wie es Reuter in seiner Meldung vom 19. Dezember ausdrückte, Oesterreich-Ungarn sich prompt werde entscheiden müssen, ob die Beziehungen abgebrochen werden sollten oder nicht. Im Gegenteil, die zweite Note der Regierung der Vereinigten Staaten an Oesterreich-Ungarn ist so gehalten, dass sie jedenfalls einer freundschaftlichen Erörterung der Angelegenheit die Tür offen lässt. Sie ist entgegenkommend gehalten, und man wird sich daraufhin weiter ruhig und sachlich über die Tatsachenfrage und die Rechtsfrage besprechen können. Aus der Art, wie Reuter von vornherein auch diese Angelegenheit behandelt hat, können die Leser in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Amerika, wie in den neutralen Ländern, wieder einmal ersehen, wie notwendig das tiefste Misstrauen gegen alle Reuternachrichten ist. Es ist das unveränderliche Bestreben der Hintermänner des Reuterschen Bureaus, durch geschickte Fassung der Meldungen die Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn einerseits und den Vereinigten Staaten andererseits zu vergiften und die öffentliche Meinung aufzupeitschen, damit eine scharfe Stimmung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn, und den Vereinigten Staaten entsteht, um so den für die englischen Zwecke höchst willkommenen Bruch herbeizuführen. Da ein solcher Bruch weder von Deutschland und Oesterreich-Ungarn, noch auch von den Vereinigten Staaten gewünscht wird, sondern die wichtigsten Interessen beider Teile freundschaftliche Erledigung etwaiger Meinungsverschiedenheiten und die Aufrechterhaltung der guten Beziehungen wünschenswert erscheinen lassen, ist es nötig, dass die öffentliche Meinung hüben und drüben die verhetzende und vergiftende Tätigkeit des Reuterbureaus richtig einschätzt.

Der Wortlaut der Note.

Wir lassen den inzwischen bekanntgegebenen Wortlaut der letzten Note folgen:

Die Regierung der Vereinigten Staaten erhielt die Note Eurer Exzellenz über die Versenkung der Ancona, die am 15. Dezember in Wien überreicht und nach Washington telegraphiert wurde. Am 15. Dezember überreichte Baron Zwiédinek von Sülenhorst, Geschäftsträger der k. und k. Regierung in Washington, dem Staatsdepartement einen Bericht des Oesterreichisch-ungarischen Flottenkommandos über die Versenkung der Ancona, in dem zugegeben wird, dass das Schiff torpediert wurde, nachdem die Maschinen gestoppt hatten und solange sich noch Passagiere an Bord befanden. Das allein ist nach Ansicht der Regierung der Vereinigten Staaten genügend, um den Kommandanten des U-Bootes für die absichtliche Verletzung des anerkannten Völkerrechts und die gänzliche Ausserachtlassung der Grundsätze der Humanität, welche jeder Krieg führende im Seekriege beachten muss, verantwortlich zu machen.

Angesichts dieser anerkannten Umstände erachtet sich die Regierung der Vereinigten Staaten für berechtigt die Ansicht auszusprechen, dass in der Frage der Versenkung der Ancona weder das Gewicht und die Art der ergänzenden Zeugenaussagen, durch die der Bericht des Flottenkommandos bestätigt wird, noch die Zahl der Amerikaner, die getötet oder verwundet worden sind, die zu behandelnden Hauptpunkte bilden. Die Schuld des Kommandanten steht in diesem Falle fest. Es ist eine unzulässige Tatsache, dass Bürger der Vereinigten Staaten durch sein ungesetzliches Auftreten getötet, verwundet oder in Gefahr gebracht worden sind. Die Bestimmungen des Völkerrechts und die Grundsätze der Humanität, die so durch den Kommandanten des U-Bootes verletzt wurden, sind seit so langer

Zeit so allgemein anerkannt und vom Standpunkt des Rechts und der Gerechtigkeit so klar, dass die Regierung der Vereinigten Staaten sich nicht veranlasst fühlt, sie zu besprechen, und nicht begreift, dass die k. und k. Regierung sie in Zweifel zieht oder bestreitet. Die Regierung der Vereinigten Staaten sieht sich deshalb genötigt, die k. und k. Regierung für die Tat ihres Kommandanten verantwortlich zu machen und die entschieden, aber mit aller Achtung gestellten Forderungen ihrer Note vom 6. Dezember zu wiederholen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hofft von Herzen, dass die obige Erklärung ihrer Haltung die k. und k. Regierung von der Rechtmässigkeit ihrer Forderungen überzeugen, und dass diese in demselben Geiste von Offenherzigkeit und mit demselben Wunsche nach Aufrechterhaltung der guten Beziehungen zustimmen wird, wie sie jetzt zwischen den Vereinigten Staaten und Oesterreich-Ungarn bestehen. Beziehungen, welche die Vereinigten Staaten veranlasst haben, diese Forderungen zu stellen.

Ein Missgriff.

Schwedische Blätter bringen die Nachricht, dass am 21. d. M. der schwedische Dampfer „Argo“, mit Bannware von Kopenhagen nach Raumo unterwegs, unweit des Utängs-Leuchtturms innerhalb schwedischer Hoheitsgewässer aufgebracht und nach einem deutschen Hafen geführt worden sei. Hierzu wird von zuständiger Stelle mitgeteilt: Der Dampfer ist allerdings innerhalb schwedischer Gewässer angehalten und dann nach Swinemünde geführt worden. Der Dampfer ist daher unmittelbar nach dem Einbringen in Swinemünde auf Anweisung des Chefs des Admiralstabes der Marine mit freiem Geleite nach dem Ort, wo er angehalten worden war, wieder entlassen worden. Der Missgriff ist beangegangen worden im Anschluss an einen Vorfall, der sich mit demselben Dampfer in der Nacht vorher in der Nähe von Simrishamn abgespielt hatte. Da dieser Vorfall von schwedischen Blättern in nicht zutreffender Weise besprochen wird, wird hiermit folgendes festgestellt. Der Dampfer „Argo“ wurde in dieser Nacht von zwei deutschen Torpedobooten ausserhalb des schwedischen Hoheitsgebiets aufgefordert, zu stoppen, damit er auf Bannware untersucht würde. Er stoppte zunächst, drehte dann aber mit Hartnack und äusserster Kraft auf das zwanzig Meter querab von ihm liegende deutsche Torpedoboot zu, um es zu rammen. Nur durch ein sofortiges Gegenmanöver gelang es diesem, den Rammschoss so abzuschwächen, dass keine ernstliche Beschädigung eintrat. Während dieses Manövers gelang es dem Dampfer, in die nahe schwedischen Gewässer zu entkommen. Der deutsche Kommandant hat darauf in Achtung der schwedischen Hoheitsgewässer von der Verfolgung abgesehen, obgleich der Dampfer mit unbedingter Bannware für Russland, nämlich Geschossstrebhaken, vollbeladen war. Es sei noch hinzugefügt, dass, wie festgestellt worden ist, der Kapitän, der Steuermann und der Loise des Dampfers betrunken waren.

Eine englische Verdächtigung.

Die Kölnische Zeitung meldet aus Berlin: Der englische Marineschriftsteller Fienness veröffentlicht einen Artikel, in dem gesagt wird, der deutsche Generalstab wolle Dänemark mit Truppen überschweben, die Ostsee zum geschlossenen Meer machen und die dänischen Lebensmittel für Deutschland sichern. Die Kölnische Zeitung sagt dazu: Kein Mensch in Deutschland denkt daran, die dänische Neutralität zu verletzen. England scheint die Methode zu verfolgen, andere anzuklagen, um selbst Vorwände für ein Handeln zu suchen, das mehrfach in England von einflussreicher, der Marine nahestehender Seite empfohlen worden ist. Sollte in England der Traum einer Landung in Jütland bestehen, so lässt uns das kalt. Unsere Truppen in Schleswig-Holstein würden dem Landungskorps einen warmen Empfang bereiten. Wir sind gewiss, dass auch die Dänen ihre Neutralität zu wahren wissen.

Eine Kriegszone in Mazedonien?

Das Athener Regierungsblatt „Embros“ bringt die Sonderbarkeiten der griechischen Neutralität zur Sprache und stellt fest, dass es noch niemals der Fall war, dass ein neutrales Land zum Kriegsschauplatz gemacht wurde. Das Blatt fragt: Was wird aus Griechisch-Mazedonien, wenn dort Kämpfe entstehen? Es ist anzunehmen, dass für die französisch-englischen Truppen eine bestimmte Kriegszone festgestellt wurde. Welche Bedeutung hat aber diese Zone für die Truppen der Mittelmächte, die darauf nicht achten werden? Die griechische Armee müsste die Aufgabe haben, beide kriegführenden Parteien zu zwingen, nur innerhalb der Kriegszone zu kämpfen.

Ein besonders grober Schwindel.

(Meldung der bulgarischen Telegraphenagentur). In der ausländischen Presse findet sich eine Flut von Meldungen über eine angebliche Beschießung von Varna durch drei russische Schiffe, nämlich ein Panzerschiff und zwei Torpedobooten, die 16 Militärtransportschiffe begleitet hätten, und welche bereits mit der Ausschiffung von Truppen an der bulgarischen Küste begonnen haben sollen. Der Ursprung dieser durchaus phantastischen Nachrichten ist in dem zufälligen Zusammenstoss zu suchen, der zwischen vier russischen Torpedobootszerstörern und einem bulgarischen Torpedoboot stattfand, das vor dem Kloster „Heiliger Konstantin“ unweit Varna vor Anker lag. Bei diesem Zusammenstoss sind bekanntlich lediglich etwa 50 Kanonenschüsse gewechselt worden, ohne dass irgend ein Schaden verursacht wurde. Die russischen Torpedobootszerstörer zogen sich zurück, ohne die Stadt beschossen zu haben. Es erübrigt sich, hinzuzufügen, dass kein Versuch zur Landung von russischer Seite unternommen wurde.

Die Getreidelieferungen aus Rumänien.

Die Kölnische Zeitung berichtet aus Bukarest: Nach nahezu zweimonatigen Verhandlungen wegen Regelung des Getreideverkehrs mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn wurde am 23. Dezember neuen Stiles der Vertrag zwischen der zuständigen rumänischen Amtsstelle, der Zentralverkaufskommission in Bukarest, und den deutschen, österreichischen und ungarischen Getreidezentralen unterzeichnet. Durch den Vertrag wird die Ausfuhr der vor längerer Zeit gekauften und zum grössten Teil gezahlten Waren geregelt, ferner der Eisenbahn- und Schiffstransport gesichert und schliesslich der Ankauf von 500 000 Tonnen neuer Waren vorgesehen. An erster Stelle gelangen die in den Donaukähnen befindlichen Getreidemengen alter Käufe zum Abtransport. Weitere Wasserverladungen von Waren alter Schlüsse werden gleichzeitig mit den neugekauften Waren im Verhältnis von einem Drittel zu zwei Dritteln erfolgen. Auf der Eisenbahn erfolgt die Abbeförderung der Ware alter Schlüsse in der bereits vor längerer Zeit behördlich festgelegten Reihenfolge durch rumänische Verkehrsmittel oder später mit den von den drei Zentralen beizustellenden Wagen. Mit einigen durch die augenblicklichen Verhältnisse veranlassten Einschränkungen hat die rumänische Regierung die Verpflichtung übernommen, den freien Abtransport, sowie den ungehinderten Eisenbahn- und Donauverkehr für die alte und die neu gekaufte Ware zu gewährleisten. Von den neu gekauften 500 000 Tonnen entfallen 40 v. H. auf Weizen und Roggen, 15 v. H. auf Gerste, 20 v. H. auf Mais, 10 v. H. auf Hafer und 15 v. H. auf Bohnen und Erbsen. Die Preise sind niedriger als die von der rumänischen Zentralverkaufskommission festgesetzten Mindestpreise. Die Zahlung des Kaufgeldes erfolgt erst nach Ueberschreiten der Grenze oder bei Verlassen der rumänischen Donauhäfen.

Das Ende des Serbenheeres.

Der Balkanberichterstatte des „Nieuwe Rotterdamse Courant“ beschreibt am 2. Dezember aus Sofia die letzten Wochen des Heeres der Serben, die ihre Verbündeten wie eine Zitrone ausgedrückt hätten und nun wegwarfen.

Ausserst tragisch waren die letzten drei Wochen des Königreichs Serbien. Schon seit der Einnahme von Nisch durch die Bulgaren am 5. November und der Besetzung des PASSES von Stalac durch die Deutschen begann das serbische Heer auseinanderzulaufen. König Peter musste mit all seinen Gebrechen in vorderster Front erscheinen, um den Geist zu beleben. Kronprinz Alexander, die Seele der Militärpartei, verlor Volkstümlichkeit und Ansehen im Heere. Serbische Truppenteile wurden gefangengenommen, die ohne Offiziere waren, weil diese schon nach Westen geflüchtet waren.

Auf dem geschichtlichen Amselfeld wehrten sich dann die Serben noch hartnäckig zehn Tage lang. Zweimal versuchten sie nach Süden durchzubrechen, und zwar nach einem höchst lobenswerten strategischen Plan. Dass er nicht glückte, lag an dem viel günstigeren Zustande der gegnerischen Truppen und ihrer besseren Artillerie. Die Serben litten an Munitionsmangel, sowie an Erschöpfung und Seuchen.

Nach gescheitertem Durchbruch hätten sich etwa 80 000 Serben durch das noch schwach besetzte Nordmazedonien einen Weg zu den Franzosen am Wardar bahnen können.

Am 21. November scheiterte der zweite Durchbruchversuch, am 22. November begann die allgemeine Flucht über Pristina, das am 23. November von Bulgaren und Deutschen besetzt wurde.

Rücksichtslos war die Verfolgung. Mit der deutschen Besetzung von Rudnik am 25. November wurde den Serben die Flucht nach Montenegro abgeschnitten. Nur der Weg nach Prizrend blieb offen.

Auf diesem Wege spielte sich der letzte Akt des serbischen Trauerspiels ab. Es war herzzerreissend. Bittere Kälte, wie seit vierzig Jahren im November nicht mehr. An der montenegrinischen und albanischen Grenze 30 Grad. Entsetzlich das Elend der Flüchtlinge!

Der Plan war, dass die Reste des Heeres sich möglichst nach Albanien retten, sich dort vereinigen und — mitten durch die den Serben im allgemeinen feindlich gesinnte albanische Bevölkerung hindurch — zur Adriaküste ziehen sollten, von wo man sie nach anderen Kriegsschauplätzen überführen konnte. Die Mannschaft war aber nicht dafür zu haben und erklärte schon vor dem Falle Pristinas, sie wolle sich ausserhalb des heimischen Bodens nicht hinopfern lassen. Lieber gab sie sich gefangen. Auch die Mehrzahl der Offiziere dachte ähnlich, fürchtete aber einen üblen Empfang in Bulgarien wegen der Bulgarenhete der serbischen Offiziersliga und ihres geringen Entgegenkommens in der mazedonischen Frage. Deshalb schienen es sicherer, sich nach Montenegro oder Albanien zu retten. Andere Offiziere verliessen die Truppe, legten Bauernkleidung an und verbargen sich in den Dörfern. Die zumeist albanische Landbevölkerung lieferte sie aber den Bulgaren aus. Die auf diese Weise führerlos gewordene serbische Streitmacht ergab sich nun zu Tausenden. Sie werden von den Siegern gut behandelt, was sie gern anerkennen. Militär- und Zivilbehörden suchen im eroberten Gebiet den besten Eindruck zu machen und die Bevölkerung davon zu überzeugen, dass sie es unter bulgarischer Herrschaft zumindest ebenso gut haben werde wie unter serbischer.

Vor dem Verlassen der Truppe vernichteten die serbischen Führer so viel wie möglich an Artillerie, Heeresgerät und Trainmaterial. So ist denn auch der Weg über Suchareka buchstäblich mit Leichen getödet und krepierster Zugtiere, mit Resten verbrannter Lafetten, Munitionswagen und anderer Fahrzeuge, mit weggeworfenen Gewehren, Ausrüstungsstücken, Patronen und Artilleriegeschossen, die man nicht mehr rechtzeitig entladen konnte, übersät.

Die Beschlüsse des Pariser Kriegsrats.

Aus Amsterdam wird berichtet:

Obwohl über die letzten Beratungen des gemeinsamen Pariser Kriegsrates das grösste Still-schweigen beobachtet wird, erfährt man jedoch durch parlamentarische Indiskretion, dass der Kriegsrat im allgemeinen die folgenden Beschlüsse gefasst haben soll:

1. Die Ententetruppen in Saloniki sind auf 500 000 Mann zu bringen, wie sie General Sarraill, der dortige Oberbefehlshaber, gefordert hat.
2. Gallipoli soll allmählich geräumt werden. Es befinden sich noch etwa 100 000 Mann dort.
3. Eine Landung der Verbündeten in Kleinasien.
4. An der Westfront soll bis zum Frühjahr die strikteste Defensive beobachtet werden.
5. Italien verpflichtet sich, 60 000 Mann zur Verteidigung Aegyptens zur Verfügung zu stellen.

Englische Kritik.

Unter der Ueberschrift „Rückzugsstrategie“ schreibt Sidney Low in der „Daily Mail“: Die britischen Armeen sind wieder mit Bewegungen beschäftigt, mit denen wir seit August 1914 schmerzlich vertraut geworden sind: sie gehen in Serbien und in Mesopotamien „auf eine neue Frontlinie“ zurück. Der Krieg besteht im wesentlichen aus diesen strategischen Rückzügen. Wir senden unzureichende Truppen aus, die durch überwältigende Mehrheit des Feindes oder schwierige Bodenbeschaffenheiten zum Stehen gebracht werden. Sie kämpfen mit glänzendem Mute, gewinnen ein bis zwei Erfolge und ziehen sich danach zurück. So ist es bei Mons, bei Antwerpen, in Serbien, auf Gallipoli und in Mesopotamien geschehen. Wir begannen den Krieg damit, dass wir zwei Armeekorps nach Belgien schickten; sie kamen zu spät und sahen sich einem überlegenen Feind gegenüber. Ihr Rückzug war grossartig, aber unheilvoll. Die britische reguläre Armee erlitt einen Schlag, von dem sie sich nie erholt hat. Unsere einzigen ausgebildeten Truppen verloren eine unverhältnismässig hohe Zahl von Offizieren und Mannschaften und viel Kriegsmaterial. Unsere beste Kriegsmaschine erlitt gleich am Anfang eine schwere Betriebsstörung.

In dem Artikel werden weiter die Unternehmen auf Gallipoli, in Serbien und in Mesopotamien erörtert, und es heisst dann: Ist das Strategie oder vernünftige Politik? Können wir diese andauernden Verluste an Männern und Geld, denen kein militärisches Ergebnis entspricht, aushalten? Wir reden von einem Erschöpfungskrieg, aber wir werden die Erschöpfung stärker empfinden als der Feind, wenn dieses System fortgesetzt wird.

Aufrichtigkeiten an Englands Adresse.

Die „Bataille“ vom 14. Dezember stellt fest, dass England sich endlich zu den Anhängern Frankreichs in der Balkanfrage bekehrt habe. Ohne den Bundesgenossen zu nahe zu treten, müsse man doch sagen, dass sie ihre Interessen in die erste Reihe stellten. Selbst jetzt sei man trotz der erzielten Einigung jenseits des Kanals noch unentschlossen. Frankreich habe wegen seiner Unterstützung niemals gefeilscht, aber die drei Verbündeten sollten keinen zu weitgehenden Gebrauch von Frankreichs Opferwilligkeit machen. Wollte Frankreich noch mehr Truppen nach dem Osten senden oder einberufen, so wäre das ein Opfer, das ausschliesslich anderen Nationen zugute käme, die noch reichliche Reserven an Menschen besitzen und ebenso sehr an einer Niederlage der Mittelmächte interessiert sind. Jetzt heisse es, wir liefern die Kanonen und die Munition, und ihr, geliebte Verbündete, die Menschen.

Gegen die Phrase vom „Erschöpfungskrieg“.

Idea Nazionale tadelt diejenigen italienischen Zeitungen, die immer noch von Unzufriedenheit im deutschen Volke, Lebensmittellieferung, Hungersnot und Erschöpfung des Feindes faseln. Inzwischen habe dieser Belgien, Polen und Serbien besetzt und die Verbindung mit Kleinasien hergestellt. Die Verbandsregierungen schienen endlich eingesehen zu haben, dass der Sieg allein von der Geldtendmachung eigener Kräfte abhängen müsse. Die Zeitungen sollten daher aufhören, die Leser in rosigte Illusionen zu wiegen und vielmehr den Mut haben, offen zu sagen: Sieg und Frieden werdet ihr haben, aber nicht durch innere Erschöpfung eures Feindes, sondern wenn ihr euch selbst zum Opfer bringt.

Kriegsfragen in der Duma-Kommission.

Die St. Petersburger Telegraphenagentur meldet: In der Budgetkommission der Reichsduma hielt Sassonoff eine einstündige Rede über die politische Lage. Er führte unter anderem aus: Die Beziehungen mit Griechenland sind wieder völlig normal im Anschluss an die Befestigung von Saloniki durch die Verbündeten. In Zukunft wird Russland gegenüber Persien eine kräftigere Haltung einnehmen. Der Abgeordnete Miljukoff fragte an, ob die Gerüchte über Friedensverhandlungen begründet seien. Sassonoff stellte dies entschieden in Abrede und bestätigte aufs neue den Wunsch der russischen Regierung, den Krieg zu einem guten Ende zu führen. Schliesslich wurde eine Resolution angenommen, welche erklärt, dass Russland nicht an Frieden denken könne, solange Deutschlands Kraft nicht gebrochen sei. In einer zweiten Resolution wird darauf hingewiesen, dass es notwendig sei, die Aufmerksamkeit auf die persische Front zu lenken, da diese infolge der jüngsten Balkanereignisse besonders wichtig sei. Es sei erwünscht, dass der Minister des Aeusseren ausser den militärischen Operationen strikte Massnahmen treffe, um den russischen Einfluss in Persien zu verstärken.

Eine spanische Sympathiekundgebung.

Die Norddeutsche Zeitung veröffentlicht eine spanische Sympathiekundgebung für Deutschland, die von mehr als 11 000 spanischen Intellektuellen, darunter bedeutenden Dichtern, Gelehrten, Künstlern, Aerzten und Juristen, unterschrieben war. Die Kundgebung sagt: Die unterzeichneten Bewunderer, Vertreter der Kunst und Wissenschaft, wollen unter Betonung strikter Neutralität des spanischen Staates ihrer uneingeschränkten Begeisterung und Sympathie für die Grösse des deutschen Volkes Ausdruck verleihen, dessen Interessen mit den spanischen völlig harmonisieren. Sie bekunden ihr tiefes Verständnis für die Bedeutung deutscher Kultur sowie für deren hervorragenden Anteil am Fortschritt der Menschheit.

Weihnachtsruhe in den staatlichen Waffenfabriken.

Eine erfreuliche Weihnachtsüberraschung ist den in den Staatswerkstätten mit der Herstellung von Waffen, Geschützen und Munition beschäftigten Arbeitern und Arbeiterinnen zuteil geworden, die zugleich die bisher erzielten Leistungen auf diesem Gebiete erkennen lässt. Während nämlich im vorigen Jahre an den Weihnachts- und Neujahrsfesttagen in diesen Werkstätten zur Deckung des überaus grossen Heeresbedarfes gearbeitet werden musste, ist es, wie wir hören, der Heeresverwaltung in diesem Jahre möglich gewesen, die Staatswerkstätten während der Feiertage stillzulegen und die Arbeit ruhen zu lassen.

Der neue englische Oberkommandierende an der Westfront, General Douglas Haig, war bereits im vorigen Jahre von Kitchener zum Befehlshaber einer der sechs aufgestellten Armeen ernannt und damals zum General befördert worden. Das Jahr zuvor befehligte er noch das 17. Lanciers-Regiment in Starkot in der indischen Provinz Pandschab. Haig ist am 19. Juni 1861 geboren, also 9 Jahr jünger als French, dem er übrigens während der Operationen bei Colenso am Anfang des Burenkrieges zugeteilt war. Der neue Oberkommandierende begann seine militärische Laufbahn vor 30 Jahren beim 7. Husaren-Regiment und war später hauptsächlich in Afrika und Indien tätig. Er nahm 1898 an dem Feldzug im Sudan und dann am Burenkriege teil. Im Jahre 1908 wurde er zum Generalinspektur der Kavallerie in Indien und ein Jahr später zum Generalleutnant befördert. Vorübergehend ist er auch Kitcheners Generalstabschef in Simla gewesen.

Amtlich ist bekannt gemacht worden, dass auf die erste französische 5prozentige zu 88 Prozent ausgegebene Kriegsanleihe 14 723 000 000 Frs. gerechnet worden sind.

Wenn dieser gezeichnete Betrag lauter bares Geld wäre, dann käme er — mit einem in Mark umgerechneten Wert von mehr als 11,5 Milliarden — dem stattlichen Ergebnis von 12,2 Milliarden Marken unserer dritten 5prozentigen Kriegaanleihe einigermaßen nahe, würde aber trotzdem nicht als grosser Sieg zu bewerten sein, weil es sich um die allererste regelrechte Kriegaanleihe Frankreichs handelt, der Zeichnungspreis um 11 Prozent niedriger, die Werbetätigkeit noch weit stärker und die Beteiligung des Auslands (Englands) an der Zeichnung grösser war, als bei uns. Nun enthält aber der ämlich bekannt gegebene Zeichnungsbetrag auch die zum Umtausch eingereichten 5prozentigen Schuldverschreibungen der „nationalen Verteidigung“ und 3prozentige französische Staatsanleihen. Bereits früher sprachen wir von einer Niederlage der Siegesanleihe, wobei wir zugunsten der französischen Regierung davon ausgingen, dass von den bis dahin bekannt gegebenen Schätzungen, welche den Anteil der umgetauschten Stöcke teils auf sieben, teils aber sogar auf elf Milliarden Frs. bezifferten, die niedrigere das Richtige treffe. Jetzt stellt es sich aber heraus, dass, wie die „Frankfurter Ztg.“ erfährt, Frankreichs Regierung doch beinahe elf Milliarden Frs. umgetauschte Anleihen, also Papier statt Geld, erhalten hat. Der bar gezeichnete Betrag beläuft sich demnach auf licherlich wenige 4 Milliarden Frs., mit welchen Frankreich seine Kriegskosten nur für rund 1 einhalb Monat decken (richtiger: nachträglich bezahlen) kann. So sieht also der Sieg der französischen „Siegesanleihe“ aus!

Darüber macht „Birshewija Wjedomosti“ vom 8. 12. folgende Rechnung auf:

	Rubel
1 Kalb an Ort und Stelle	0,50
Transportkosten	1,—
Stempelsteuer	0,50
Für das Anknoppeln des Eisenbahnwagens	0,50
Gezahlt an die, welche einen Anspruch haben:	
Für das Schmieren der Achsen	0,50
Für die Beschleunigung des Verladens	1,—
a) laut Vorschrift	1,—
b) über die Vorschrift hinaus	1,—
c) gegen das Gewissen	1,—
Gezahlt an die, welche keinen Anspruch haben:	
a) wegen der Störung	1,—
b) Zuschuss wegen höheren Ranges	3,—

Auf alle Fälle
Abverlangt von einem Unbekannten
Damit kein Irrtum entsteht
Zwei Mäuler zugestopft
Aus Dankbarkeit
Ueberhaupt
Für nichts und wieder nichts
Zur Abrundung
Um Missverständnisse zu vermeiden
Um gute Beziehungen aufrecht zu erhalten
Unerwartet abgenommen
Für geleistete Dienste
Ordnungshalber
Um nicht zu beleidigen
Es wurde einem Hoffnung gemacht
Damit der Eisenbahnwagen abgeschickt wird
Für die Abfahrt
Zur Erleichterung des Gewissens
Noch einmal für nichts
Damit unseres nicht verloren geht
Damit es schneller geht
Ein Fehler
Einer abgenommen
Um die Leute loszuwerden
Auf dem Knotenpunkt
Nachträglich
Damit die Reihenfolge innegehalten wird:
a) dem Verwalter
b) dem, den es nichts angeht
c) dafür, dass sie einen nicht betrogen
haben
Für gute Behandlung
Aus Anlass des Eintreffens
Für die angenehme Bekanntschaft
Weise der Teufel, wofür
Für die glückliche Beendigung
Ausserdem
In Summa betragen die Kosten für d
1,50 Rubel, für die allgemeinen Ausla
63,50 Rubel.

So konnte man namentlich in der ersten Zeit des Stellungskrieges oft im französischen Kriegsbericht lesen. Wenn das immer tatsächlich der Fall gewesen wäre, so oft wie man's las, so könnten unsere Feinde stolz sein ob ihrer Treffsicherheit, und wir hätten sicher schon viel Artillerie verloren. Aber gar so leicht, wie es sich im Bericht lesen lässt, muss es doch wohl nicht sein, eine Batterie im Stellungskampf kampfunfähig zu machen. Oft wenn es abends zu dunkeln begann, bin ich an unsern Artilleriestellungen vorbeigegangen, die tagesüber im schweren feindlichen Artilleriefeuer lagen. Granatloch neben Granatloch, grosse und kleinere, die Wege aufgewühlt und mit herausgerissenen Steinen, Sträuchern und Erdmassen überschüttet. Wenn man sich dann erkundigte, ob das oft ununterbrochene Schiessen des Gegners bei uns Verluste an Menschenleben oder Beschädigungen an den Geschützen verursacht habe, so konnte man jedesmal eine Verneinung hören. Da war u. a. auch eine Geschützstellung, die täglich unter starkem Geschützfeuer der Franzosen lag. Die beiden Geschütze standen hinter einer niedrigen, künstlichen Hecke, sonst waren sie weiter nicht eingebaut. Unmittelbar hinter den Geschützen befand sich ein kleiner Laufgraben, der zum Unterstand führte. Jeden Tag schossen die Geschütze, und wenn sie zehn Schuss verfeuert hatten, bekamen sie das Acht- bis Zehnfache wieder, von allen Kalibern. Die feindliche Beobachtung war denkbar günstig, von vorn und der Flanke her. Der Feind musste den Stand der Geschütze genau kennen. Nun waren die feindlichen Granaten wohl schon bedenklich nahe gekommen, einmal sogar nur ein Meter von Geschütz und Unterstand entfernt, und dabei war eine ganz geringfügige Beschädigung des Geschützrades erfolgt. Von der Bedienungsmannschaft war nur einmal ein Mann durch einen Granatsplitter leicht gestreift worden. Das war alles. Und dabei standen jene beiden Geschütze etwa 3 Monate an der nämlichen Stelle. Eine andere Batterie lag hinter einer kleinen Anhöhe gut eingebaut. Ihre 15-cm-Geschütze müssen dem Feind besonders

Rubel | unangenehm gewesen sein, denn sie bekamen
1, — täglich ihre Grüße von dräben, ob sie selbst
1, — schossen oder nicht. Nach einem Trommelfeuer
1, — gab jedes der Geschütze von uns einen Schuss
1, — ab, gewissermassen aus Ironie, dass sie doch
1, — noch da sind. Es gab weder Verletzte, noch
1, — Schaden an den Kanonen. Und wenn ich die
1, — feindlichen Berichte lese und finde darin: wir
2, — vernichteten eine feindliche Batterie, oder wir
1, — brachten eine Batterie zum Schweigen, so muss
1, — ich jedesmal lachen. (Kölnische Zeitung.)

Ch. Leguheret liess sich von einem zur Front zurückgehenden Soldaten die aus der Kleiderkammer neu empfangene Winterausrüstung zeigen und sagt dazu im „Matin“ vom 9. Dezember: Die wollene Weste ist, weil die Schneider angewiesen sind, Stoff zu sparen, so eng, dass man nicht das Geringste darunter anziehen kann. Preis 8 Frs.

Die Hose ist dünn wie eine Strandhose, ihr Wollfutter dünn wie Zigarettenpapier. Das Taschenfutter, obgleich neu, ist schon zerrissen; Ausbesserung ist nicht möglich, weil der Stoff zu knapp geschnitten,

Seine Freude, dass wenigstens die Unterhose bequem und warm sei, hat auch keine lange Dauer, denn es erweist sich, dass sie persönlichen Eigentum seines Freundes ist, der den Einkauf einer solchen für nötig hielt, da ja die Hose doch nur eine Einbildung sei. Die Stiefel sind auch nur scheinbar gut, denn die Sohlen sind zwar schön mit Nägeln beschlagen, aber aus Löschpapierleder. Doch die Stimmung ist wasserdicht.

Ueber die abenteuerliche Flucht und Wieder-
gefangennahme eines in England internierten
deutschen Offiziers berichtet die Daily Mail: Der
Offizier war in der Schlacht bei Tannenberg in
die Hände der Russen geraten, die ihn in ein
Konzentrationslager brachten. Nach zwei miss-
glückten Fluchtversuchen gelang es dem Offizier,
im Osten Russlands aus dem Lager zu entweichen.
Er reiste unter vielen Mühsalen und Gefahren
durch Sibirien und erreichte schließlich Mukden.
Von dort fuhr er nach Peking weiter. Nach
einigen Monaten Aufenthalt gelangte er nach
Jokohama und dann nach San Francisco. Endlich
kam der unter so abenteuerlichen Umständen
entwichene deutsche Offizier nach New York,
wo er sich auf einem Europadampfer einschiffte,
um so endlich nach all den Irrfahrten Deutsch-
land zu erreichen. Aber der Dampfer wurde in
der Nordsee von den Engländern festgehalten,
und der Offizier, der fast die ganze Welt bereist
hatte, um in die Heimat zu gelangen, geriet so
am Ende seiner Fahrt aus der russischen in
englische Gefangenschaft.

27. Dezember.

Ein von den Franzosen nordöstlich von Neuville vor unserer Stellung gesprengter Trichter ist von uns besetzt. Eine feindliche Sprengung auf der Combreshöhe richtete nur geringen Schaden an. Sonst keine Ereignisse von Bedeutung.

Nichts Neues.

Oberste Heeresleitung.

elirische und Anregungen für die „Kriegszeitung“ in jeder Form sind sehr erwünscht. Sie sind der Schriftleitung der „Kriegszeitung für die 4. Armee“ durch die Feldpost oder durch die Befehlsempfänger der Korps (Post des A.-O.-K.) zu übermitteln.

Beilage zu Nr. 107 der Kriegszeitung.

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind wie Helden allzumal;
Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten alles durch,
Diese halten alles aus
In Gefecht und Todesraus!

Ernst Moritz Arndt.

Seinem gefallenem Freunde!

* Von E. Schreiber, Res.-Feldart.-Regt. ...

Ein schlichter Hügel deckt dich jetzt.
Es sah dein Auge nicht zuletzt
Der Schönheit Glanz vom Himmel taun;
Denn alles Leben lag in Nacht und Grauen;
Es kommt die Sonne nicht zu dir.

Und alle Schönheit, die am Himmel lag,
Im Maien-, Nebel-, Wintertag
Auf Meer und Flur im Walde loht,
Sie war bei deinem Sterben tot —
Es kam die Sonne nicht zu dir.

Etwas aus der Geschichte von Roeselare.

* Von Unteroffizier J. Pinger, 1. Komp. ...

Roeselare entstand in der Zeit des 3. bis 5. Jahrhunderts unter römischer Herrschaft. Das Städtchen liegt in der gesündesten Gegend inmitten Westflanderns. Der heutige Name Roeselare hat im Laufe der Zeiten die verschiedensten Wandlungen erfahren. Im Jahre 822 schrieb man Roslar, 899 Ruslare, 1294 Rolarium, 1327 Roeselare, 1366 Rousselare. Dieser letzten Schreibweise ist man bis heute treu geblieben und wendet sie neben andern fast durchweg an.

Im Anfang des neunten Jahrhunderts hören wir von der Verbreitung des Christentums in Roeselare. Im Jahre 822 nämlich gab der König von Frankreich den Flecken an die Abtei Elnon.

Die Benediktinermonche dieser Abtei sollen als die ersten in Roeselare eine christliche Lehre eingeführt und verbreitet haben. Seit den frühesten Jahrhunderten nach Christus hatte Flandern unter den alles verwüstenden Einfällen der Normannen schwer zu leiden. Solche Einfälle in den Jahren 384, 453 und 837 hielten das Land in seiner Entwicklung sehr zurück und zerstörten das bis dahin Errungene. Erst später, unter dem starken Arm des Grafen Bonowiy, der die Normannen aus dem Lande vertrieb, kam Flandern zu Ansehen und Blüte. Ausser Landwirtschaft und Industrie entstand ein schwunghafter Handel, der sich selbst weit über die Grenzen des Landes ausdehnte. Um das Land gegen feindliche Einfälle für die Zukunft besser zu schützen, errichtete man viele Burgen. Auch Roeselare wurde durch eine solche geschützt.

Diese Burg soll im Jahre 958 durch den Grafen Bonowiy verstärkt und erneuert worden sein. Im Jahre 1071 hören wir von einer Erhebung gegen den gewalttätigen Grafen Richildis. Die Flandern boten die Grafschaft Robrecht den Vries an, dessen Partei ausser Brügge, Gent und Ypern auch Roeselare ergriff. Im 13. Jahrhundert gehörte Roeselare dem Grafen Bolonie, der es im Jahre 1284 für 3214 Pfund mit allen Zugehörigkeiten an den Grafen Gwyde von Dampierre verkaufte. Dieser überliess es seinem Sohn Jan.

Ende des 13. Jahrhunderts wurde Roeselare zum Rang einer Stadt erhoben. Dieselbe Zeit brachte dem Lande wieder einen Krieg mit all' seinen Schrecken. Im Jahre 1296 nämlich beraubten und plünderten die Franzosen eine grosse Anzahl von Städten, zu denen auch Roeselare gehörte.

Schon sehr früh, so berichtet die Geschichte, hatte Roeselare seinen freien Jahr- und seinen

Pferdemarkt. Seit dem 14. Jahrhundert wird uns davon berichtet. Einige Forscher wollen sogar dafür bereits das Jahr 960 genannt wissen. Zu diesen Märkten gab Graf Philipp der Schöne im Jahre 1498 allen guten Leuten und Händlern einen Freibrief. Der Jahrmarkt fiel auf jeden Montag, Dienstag und Mittwoch nach Michaelis, das heisst nach dem 29. September, und der Pferdemarkt acht Tage früher.

Seit 1296 scheinen die Franzosen längere Zeit dem Lande ihren Willen aufzuzwingen zu haben. Am Ende des 13. Jahrhunderts wurde den Beamten und Bürgern von Roeselare durch den Amtmann von Kortrijk, den die Franzosen daselbst als den flandrischen Herrn eingesetzt hatten, verboten, ihrem Grafen die gesetzlich schuldigen Renten und Zinsen zu bezahlen. Um die Ausführung dieses Gebotes zu sichern, musste Roeselare eine Geisel stellen. Aus Furcht vor neuen Verwüstungen, neuen Greueln gehörten die Bürger, doch kurz nach dem Friedensvertrag mit Frankreich im Jahre 1333 kehrte Nikolaus Zannekin, das Haupt der Städte, zurück, und wurde von diesen mit offenen Armen empfangen. An dem nun folgenden Aufstand nahm Roeselare hervorragenden Anteil. Aber schon nach einigen Monaten musste es die Waffen strecken. Der König von Frankreich begnadigte zwar die Stadt, doch musste sie einige hohe Bürger als Geiseln stellen. Wenn auch die Stadt für die nächste Zeit von Krieg und Raubzügen verschont blieb, so wurde sie doch durch einen noch schlimmeren Feind furchtbar heimgesucht. Um die Hälfte des 14. Jahrhunderts drang die Pest ins schöne Flandern ein und wüthete nicht zum mindesten in Roeselare. Hier starben so viele Menschen, dass von allen Einwohnern nur 93 übrig blieben. Die Stadt war so still und ausgestorben, dass nach dem Bericht der Chronisten die Wölfe aus den nahen Wäldern in die Stadt kamen und sogar in einem Hause ihr Nest aufschlugen und ihr Geschlecht vermehrten. Zum Andenken hieran wurde das Haus später die Herberge der Wölfe genannt.

Das Jahr 1375 bringt uns Kunde von einem Aufstand gegen den Grafen Lodewyk van Male. Roeselare nahm teil daran und blieb dieser Gesinnung bis zum Jahre 1382 treu, wo es sich nach dem Vorbild Yperns und anderer Städte dem König von Frankreich, der dem Grafen zu Hilfe kam, ergab. Die Einwohner Westflanderns sandten ihre unter Philipp van Artevelde stehenden Führer und Bürgermeister an den König von Frankreich, um von ihm Verzeihung zu erbitten. Diese wurde ihnen gegen Zahlung einer namhaften Entschädigung gewährt. Am 23. November 1382 zog Philipp van Artevelde mit einem neugebildeten Heere den Franzosen, die Ypern verlassen hatten, entgegen, um zu verhindern, dass der Feind Brügge besetzte. Vier Tage später unterlag das tapfere, 20.000 Mann starke flandrische Heer.

Im Jahr 1418 wurde Roeselare zum Teil durch Feuer vernichtet. Die Brandstifter waren von dem Herzog von Orleans, der in England gefangen sass, geschickt und verrichteten ihre Arbeit gut. Auf diese Weise wollte sich der Herzog für die in Paris verübten Greuelthaten des Herzogs von Burgund rächen. Während des Krieges Maximilians von Oesterreich, der mit der Gräfin Maria von Burgund vermählt war, gegen Frankreich im Jahre 1486—87 sandte Roeselare einige seiner Stadtsoldner zur Neuverproviantierung der Stadt Theerenburg. Ein Jahr später nahm Roeselare und Umgebung wiederum und zwar diesmal gegen Maximilian den Krieg auf und hatte Erfolg. Jedoch im Jahre 1492 kamen die Deutschen wieder nach Roeselare und legten jetzt den Bürgern vielerlei Lasten auf. Ausserdem tranken sie allen Wein und alles Bier, das in Roeselare vorhanden war, aus.

Im Jahre 1539—40 nahm Roeselare teil an dem Aufstand gegen Kaiser Karl V. Der Landvogt, der solches erfahren hatte, zog die widerspenstigen Führer und Bürger zur Rechenschaft, und der Gerichtshof bestrafte: dreissig Teilnehmer zu schweren Geldstrafen, Franz Werrebrouck zum

Tode und Nikolaas Vanderveeste mit Landesverweisung. Werrebrouck wurde in Ypern enthauptet. 1578 waren es die Wallonen, die das Unglück des Krieges von neuem über Westflandern brachten. Sie brandschatzten, plünderten und mordeten im ganzen Land. Auch Roeselare hatte wiederum schwer zu leiden, und im April 1579 fielen durch Feindeshand fast 300 Häuser dem Feuer zum Opfer. Mitte Mai wurden die Wallonen durch Franz Vandekethulle, der mit einem grossen Heer von Franzosen, Deutschen, Schotten und Engländern kam, vertrieben. Aber entsprechend der lockern Disziplin und der niederen Bildungsstufe der damaligen Söldnerheere waren auch sie eine Last und Qual für die befreite Stadt. Doch noch schlimmer erging es Roeselare, als ein Jahr später wieder die Wallonen die Stadt besetzten. Diesmal kannten der Hass und die Begierden der Sieger keine Grenzen; selbst Frauen und Kinder wurden nicht verschont.

In den folgenden Jahren wurde Flandern und mit ihm Roeselare verschiedentlich durch Franzosen und Holländer heimgesucht. Namentlich durch Franzosen. Die jeweiligen Sieger legten dem unglücklichen Lande grosse Steuern und Lasten auf. Im Jahre 1694 waren es wieder einmal Oesterreicher und Engländer, die mit dem Schwerte gen Flandern zogen. So kam das fleissige und tüchtige Volk nie zu der Ruhe, der es so nötig bedurft hätte.

In den letzten Monaten des Jahres 1694 hören wir nochmals, dass die Pest mit ihrem bösen Atem viele blühende Menschenleben vernichtete. In Roeselare waren im Jahre 1699 nur noch 699 Einwohner übrig geblieben. Nach kurzer Zeit des Friedens hielt im Jahre 1706 der schreckliche Kriegsgott von neuem Einzug in das Land, das durch seine unglückliche geographische Lage und durch den Kunststinn und Handelsreichtum seiner Bewohner von jeher der Spielball fremder Fürsten gewesen war. Bayern, Engländer und Franzosen plünderten abwechselnd Westflandern. Durch die grossen Kriegslasten wurde das Land furchtbar ausgebeutet. Von 1707 bis 1815 war ausschliesslich Frankreich der Vampir Flanderns. Die nun folgende Zeit brachte endlich dem Lande den so notwendigen und langersehten Frieden, der es, wenigstens von äusseren Unruhen verschont, zu Blüte und Wohlstand gelangen liess.

Krieg und Presse.

* Von Gefr. J. Kliche, Res.-Ers.-Rgt. ...

In meinem vorigen Aufsatz wies ich darauf hin, wie der Krieg, der so viele Existenzen vernichtet, eine ganz neue Art von Tagesliteratur, die Feld- und Etappenzeitungen, ins Leben gerufen hat.

„Den Eenen sin Uhl is den Andern sin Nachtigall.“ Das alte Wort des guten Onkel Bräsig feiert seine fröhliche Urstund. Dutzende von Zeitungsunternehmen gingen krachen unter dem Stosse des Weltkrieges; andere, besonders Fach- und schöngeistige Zeitschriften, beschränkten ihren Umfang, oder suchten sich durch stärkere Berücksichtigung der aus dem Kriege heraus geborenen Tagesfragen der Zeitstimmung anzupassen.

Und doch haben wir es auch hier bereits wieder mit manchen Neugründungen zu tun. Ein erfreulicher Beweis, dass sechzehn Monate Weltkrieg noch nicht in stande waren, das geistige Leben erschaffen zu lassen. Freilich, die Tapferkeit unserer Truppen hielt den Gegner von unserem Lande fern. Sonst wäre auch wohl anders.

Soweit ich die Literatur übersehe, sind auf dem Gebiet des Zeitschriftenwesens mindestens ein halbes Dutzend Neugründungen zu verzeichnen. Der Anlass war immer der Krieg. Die Russennot in Ostpreussen und der ins Werk gesetzte Wiederaufbau der dortigen zerstörten Dörfer und Städte z. B. hat die Halbmonatsschrift „Ostpreussische Heimat“ ins Leben gerufen. Die Eroberung des unter der Russen-

herrschaft schmachthenden Polens zeitigte die Herausgabe der „Polnischen Blätter“. Also auch geistig blüht neues Leben aus den Ruinen. Andererseits sind aus den durch den Krieg geweckten neuen politischen Gesichtspunkten heraus Zeitschriften entstanden, wie die sozialdemokratische „Glocke“ u. a. Regelmässige politische und religiöse Flugschriften kommen hinzu. Freilich, diesen Gründungen wird das „Durchhalten“ nicht eben so leicht werden, und nach dem Krieg wird vielleicht manche schnell wieder den Weg alles Irdischen gehen. Aber vorläufig sind sie da. Sind da wie die Kriegsausgaben einiger Tageszeitungen.

Und doch sind alle diese Sachen, rein äusserlich beurteilt, verschwindend gegenüber der gewaltigen Menge der ins Leben gerufenen Kriegsliteratur. Etwa 7000 solcher Bücher und Broschüren sind bisher in deutscher Sprache erschienen. Und zwar sind das alles selbständige Werke, nicht kleine unscheinbare Blättchen. Populäre und wissenschaftliche Abhandlungen über diesen Krieg, Schilderungen von Erlebnissen, dickbändige Romane — alles, alles ist da. Einzelne Autoren lassen schon ihr fünftes oder sechstes Buch (Kriegsbuch natürlich) erscheinen. Ein vielgelesener Modeschriftsteller konnte unlängst mitteilen, dass sein flüchtig vor Jahresfrist hingeworfenes Kriegsbüchlein jetzt bereits im vierten Hunderttausend verkauft wird! Ist so etwas schon dagewesen? Ein Weltverlag in Leipzig lässt seinen Autor (Kriegsberichterstatter) gleich in zwei Ausgaben vom selben Werk erscheinen, einer grossen Prachtausgabe für zehn Mark und einem billigen Auszug für eine Mark.

Ueber Belgien ist eine gewaltige Sonderliteratur erschienen. Nach allen Seiten hin wurde es neu entdeckt. Politisch, sprachlich, wirtschaftlich, literarisch und künstlerisch. Noch nie ist dem Deutschen die Geschichte Belgiens so vertraut geworden, noch nie fand er seine wirtschaftliche Struktur so interessant wie heute; noch nie fand die Sprache der Flamen soviel Beachtung, und

noch nie erinnerte man sich der alten niederländischen Maler so häufig als jetzt in unseren Zeiten.

So ist es, wenn kulturell hochstehende Nationen Krieg führen.

Gewiss, von dem, was da der Tag geboren ist, viel Spreu, ein grosser Teil wird gar bald in der Versenkung verschwinden, ohne einem andern Zweck gewidmet zu haben, als so und soviel Papierarbeitern, Setzern, Druckern und Bindern Arbeit und Brot zu geben. Ein weiterer Teil wird untergehen, weil er seine Pflicht getan hat. Manch gut geschriebenes Büchlein, das aus dem Ernst, dem Trotz der Stunde heraus geschaffen wurde und seine Mission in den Tagen des Kriegsbeginnes erfüllt hat. Mit dem meisten Recht verschwinden werden wohl alle die vielen Kriegsskizzen, in denen die Verfasser, die nie das Gesicht des wirklichen Krieges gesehen haben, oft das sonderbarste Zeug zusammenphantasierten. Und dann wird ein geringer Teil des Geschaffenen sich in die ferne und fernste Zukunft retten, gleichsam als Dokumente einer grossen Zeit.

So ist es immer im Leben und in der Natur. Nur das Beste ist imstande sich durchzusetzen.

Doch mittelbar wird noch einmal Neues werden. Die Arbeit der Geschichtsforscher, der Literaturhistoriker und Sammler wird einsetzen, wird allenthalben in dem jetzt Erstantenen schürfen und wird über diese Literatur selbst wieder Werke schaffen.

Schützengrabenlektüre.

Von Alfons Petzold.

Bitte, schickt mir Grimms Märchen ins Feld!
Wie seltsam mich diese Worte trafen.
Es war mir, als würde der Krieg einschlagen
und Friede umsäumen die ganze Welt.

Und es erhob sich vor mir ein Bild:
Ein Leutnant, umgeben von seinen Schützen,
ver sich des Schlachtfeldes blutige Pfützen,
legt hinter einem erdigen Schild.

Pause im Kampf, sturmmüde der Feind.
Die Leute im Graben rücken zusammen.
Der Leutnant lässt eine Kerze aufkommen,
die ein beschmutztes Büchlein bescheint.

Grimms Märchen! Den Männern wird es weh
hinter den Wässern und fliegen Bärten.
Sie streifen im Geiste durch Wälder und Gärten
friedsam hinüber ins Kinderreich.

* Der alte Fritz in der westfälischen Volksdichtung.

(Schluss.)

En Junge ut Telgte stönd up Schildwach. De Olle Fritz kwamm vöbi.

„Liebt er den König?“ frog he.

„Ne!“ sehr (sagte) de Schildwach, de em kande.

„Worüm nich?“

„Mine twee Bröers sind al in de Slacht fallen — nu is minen olle Vader alleen to Hus un kann de Arbeed nich faddig krigen.“

„Dann heisst er August Stegemann!“

„Jawoll!“ sehr die Schildwach verwünnert.

„Der Vater is Kötter un häw twölf Stück Kokreth.“

„Jawoll, dat stimmt,“ röp de Junge, heel verbaasd (ganz verwundert).

„Glaubt er nun, dass ich, der König, alles weiss und mehr Sorgen hab als andre?“

De Junge wörd fürrot un rep: „Jo, un wenn ick noch tähn Bröers hadde — ji krigt se ale.“

Dags drup was he Korperal un is bi Kollin fallen.

Et wör Kermste (Kirchweih) in't Dorp. Dor kwam he achter de Kareken her. He tröck nen Daler ut de Tasche un röp:

„Ale Junge, de tweemol den Lukas boewen mit den Bolten ümkippen könnst, söllt nen Daler

Die ersten Kriegsmonate im Auslande und meine Heimreise.

* Von Kriegsfreiw. Gefr. Wilh. Reichmann,
Res. Jäger-Batl. Nr....
Zum Geleit.

Der Kriegszeitung der IV. Armee übersende ich hiermit die Aufzeichnungen meines Schwagers, des Kriegsfreiwilligen Gefreiten Wilhelm Reichmann, Res. Jäger-Batl. ..., der sie während seiner Wiederherstellung im Lazarett niedergeschrieben hat. Als Beamter der Deutschen Bank in Santiago in Chile tätig, erlebte er die ersten Kriegsmonate im Auslande, litt unter den gefälschten Kriegsnachrichten seelische Not, ohne jedoch den Glauben an sein Vaterland zu verlieren, entschloss sich zur gefährlichen Reise nach Deutschland, opferte seine Stellung, sein erspartes Kapital, wanderte über die schneebedeckten Anden und entkam auf italienischem Schiffe unter falschem Passe den englischen und französischen Kreuzern. Am Abend des 23. November 1914 kam er in Marburg an, am nächsten Mittag schon trat er als Jäger vor den Vater und stand einige Tage später am Grabe seines jüngsten Bruders, der in Russland verendet, im Heimatlazarett den Ehrentod starb. Mein Schwiegervater schloss seinen brieflichen Bericht über die Tage der Trauer an mich mit den Worten: Das Schwert, das H.'s Hand entsank, nahm W. wieder auf.

Nun mag er selbst erzählen!

Und deutsche Männer und Jünglinge mögen ersuchen, was Heimatliebe alles vermag!

H. Schier,

Leutn. und Kompanieführer 10/...
z. Z. Lazarett Marburg.

Chile, jenes Land Süd-Amerikas, das sich von der Südspitze S.-A. an der Westküste lang hinreckt, ist bekannt vor allem durch den Export des Chilisalpeters. Chile war, wie fast ganz Südamerika, ehemals spanische Kolonie, daher ist die Bevölkerung, ausser den Urvölkern, den Arancos, spanischer Abstammung, gehört mit hin zur lateinischen Rasse. Die Landessprache

ist Spanisch. Es ist nötig, sich dies vor Augen zu halten, um den Volkscharakter und die Volkswirtschaft während des Krieges zu verstehen, wo die Rasseverwandtschaft mit Frankreich diesem von vornherein eine grosse Sympathie sicherte. Nur deutsche Wahrheit und deutsche Rechtsschaffenheit konnte den Kampf um die Volksgunst wieder ins Gleichgewicht bringen. Südamerika und nicht zuletzt Chile ist schon seit vielen Jahren der Schauplatz internationalen Kampfes, aber eines friedlichen Kampfes um die Vorherrschaft in Handel und Gewerbe. Jede Nation bringt ihre beste Ware dort zu Markte, und wir Deutschen schritten in diesem Kampfe schon seit Jahren von Sieg zu Sieg und hatten die sicherste Aussicht auf baldige überwältigende Vorherrschaft. Wir, die draussen im Auslande als Kaufleute tätig waren, wussten aus eigener Anschauung, dass es über kurz oder lang zum gewaltigen Entscheidungskampfe zwischen deutscher und englischer Handelsmacht kommen musste. Unser immer grösser werdender Vorsprung war zu offensichtlich, um nicht jedem Engländer zu sagen, dass es mit seiner Kunst zu Ende gehe. Sehen wir Maschinen und industrielle Anlagen älteren Ursprungs, selbstverständlich englisch; sehen wir aber etwas Neues, so erfreut unser Auge auch das deutsche Firmenschild. Ja, sogar und hauptsächlich bei maritimen Einrichtungen neueren Ursprungs finden wir deutsche Arbeit; so sind die grossen Hafenanlagen, Kräne, Bagger usw. meist deutsche Fabrikate. Die deutsche Handelsflagge macht der englischen die schärfste Konkurrenz. Nicht nur im Handel und Gewerbe, sondern auch auf geistigem und wissenschaftlichem Gebiete hat deutsches Streben und Schaffen sich zu sonziger Höhe emporgearbeitet. Sind es auf jenem Gebiete die Engländer, so sind es auf diesem die Franzosen, die uns gegenüberstehen. Auf beiden Gebieten hat der Deutsche den Kampf unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen aufnehmen und führen müssen. Dort musste er den altangesessenen Konkurrenten erst vertreiben, ehe er seine Macht entfalten konnte; hier musste er den Vorsprung einholen, den die Franzosen durch die Bluts- und Geistesverwandtschaft mit den lateinischen Brüdern hatten. Hinzu

kommt noch die Schwierigkeit der deutschen Sprache. Die der spanischen verwandte französische Sprache erlernt sich viel leichter, und deshalb sind viele durch die französische Lektüre derartig beeinflusst, dass ihnen das Verständnis für deutsche Literatur und Kunst völlig fehlt. Es gehört zum feinen Ton, einige Zeit in Paris gelebt zu haben. Man muss den Franzosen zuerkennen, dass sie es verstanden haben, diese natürliche Bevorzugung mit allen Mitteln zu festigen und zu fördern. Durch Entsendung guter Theater- und Opern-Gesellschaften, durch Versorgung aller Kinos mit französischen Filmen, durch Verkauf preiswerter Bücher und vor allem durch Aufkauf und Beherrschung der inländischen Presse haben sie eine grosse Macht an sich gerissen. Alle diese langjährigen Vorsprünge einzuholen, ist wahrlich nicht leicht, aber trotzdem kamen wir schnell vorwärts. Den Anfang machte unsere mustergültige Heeresausbildung. Hatten noch bis vor wenigen Jahren alle südamerikanischen Staaten die französische Ausbildung, so finden wir sie heute nur noch allein herrschend in Peru. In Chile ist man soweit dem deutschen Muster gefolgt, dass man sogar die preussische blaue Uniform mit Pickelhaube übernommen hat. Deutsche Waffen, deutsche Musik! Deutsche Instruktionsoffiziere brachten das chilenische Heer auf die höchste Stufe, so dass man kaum einen Unterschied zwischen Lehrer und Schüler entdecken kann. Der Heeresausbildung folgte deutsche Schulbildung. Die dort ansässigen Deutschen gründeten deutsche Schulen, beriefen deutsche Lehrer. In kurzer Zeit gelangten diese Schulen zum höchsten Ansehen, und heute schicken nicht nur die Deutschen, sondern fast alle besseren Familien, die englischen eingeschlossen, ihre Kinder zur deutschen Schule. In den staatlichen Volksschulen wurden deutsche Reformen eingeführt, an den Gymnasien deutsche Sprache und Turnen nach deutscher Art gelehrt. Deutsche Professoren wurden an die Landesuniversität berufen, deutsche Lehr- und Lernmittel beschafft, und so konnte deutsches Wesen Wurzel schlagen. Dass auch jeder gute Deutsche durch tüchtige Bildung und gesittetes Betragen dem Volke deutsches Wesen näher zu bringen sucht, ist selbstverständlich. — Wenn wir Aus-

vön mi hebben! Obers se döfft nich öwer dattig
Johr olt wirt!"

De Lüde dachten: Dat is ok so 'nen unwise
Baron, 'nen Beckumsken (Schläbörger), de sik
ameseeren will. De Jungs tröcken ehr Jack ut
un fängen an to hauen.

„Haut den Lukas!“ Woll füttig Stück kregen
em twee un mehr mol herüm, dat et klapperde
as vön dusend Holsken (Holzschuhen) in de Luft.

„So — aha! hm, hm!“ sehr de Olle Fritz, „nu
wet ik ok, well Soldot spelln kann — — de
Düwel sall ju halen, wenn eene utknipen will,
ick haw se ale noteert för de Garde in Potzdam!“

Dor wüssen de Lüde, wer dat was.

Een Bur hadde so dicke Rōwen kregen, datt
he sehr:

„Nee, Mamma, de mott ik äs den Ollen Fritz
wissen, de sall Ogen maken!“

Un he nöm de Rōwe gau (rasch) unnern Arm
un gönk to em up 't Schloss.

„Kik, wat dat för Rōwen sind!“ sehr he un
legde se vor em up den Disk, „de wegt woll
twintig Pund!“

De Rōwe gönk am Disk rund un se ver-
wunderden sick ale, am meesten de Olle Fritz.
„Das erfordert eine Belohnung.“ sehr he,
„Goh in minen Perdestall un sök di dat beste
Perd herut.“

Dunckerkiel! Dor stōnden woll füttig dusend
Perde, een noch better äs dat annere. De Bur
nöm sick een herut un red no Hus. As he so
hoch upsid (aufgesessen) un an sinem Nöber
(Nachbar) vōrbi red, kek dee ut dat Finster un
is vōr Afgunst (Neid) blau worden. He hadde
all lange Strid mit em.

„Wochte, di sall ik krigen“, dachte he,
„ick will noch wat Beteres no Hus brengen äs'n
Perd!“

He was'n riken Kerl un nöm sin allerbest
Perd, schürt et fein blank, slōg em funkelnde
Isen unner, smert de Hufe met Teer swatt,

flōcht em bunte Bändkes in de Mähne un tröck
los. Dat giw wisse 'n Sack vull Gold, dachte
he. „Kik, wat dat för'n Perd is!“ sehr he
to'm Ollen Fritz. So moi (schön) Diert hebbt
Sei noch bi keenen Burn sein, wat!“ „Dor hās
du rech“, sehr de Olle Fritz, „ich danke Dir
för din schön Geschenk. — Nu will ich di obers
ok wat wissen, wat du din Lewdag nümmer nich
to Gesich kregen hās.“ Un he wisede em de
dicke Rōwe un sehr: „Dee schenk ik di äs en
Andenken; so'n düchtigen Kerl äs du, de mott
ok wat extras hebben.“

Jo — den Ollen Fritz, de haw alles weten
(gewusst); den kann kin Mensk wat vōrmaken.

De Olle Fritz drōnk sin Köppken Koffi in
Sansuss. Et wōr obends kloek sess Uhr. Dor
sehr sin Diener:

„Majestät, jemand wünscht Ihnen zu sprechen!“

„Lot em men rinn, Josef!“ sehr he.

Dor kwam en Bur un verneigde sick.

„Majestät, ick hāb Swine to Hus. Dor dacht
ick, of ji mi nich een afkoopn wilt. — Ji hābbit
'n grote Huswirtschaft. Dor könnt Ji woll en
Swinken bruken.“

„Wat kost dat Dier?“

„Sesstig Daler!“

„Biste wies? Mak dat du ut'n Huse kumms!“

— Halsafsneider!“

„Füttig Daler!“

„Rut ut'n Huse!“

„Vattig Daler!“

Ok to vell! Twintig giw ick di!“

„Giw tweeuntwintig — topp?“

„Eenuntwintig un füttahn Silvergrosken —

mähr nich!“

„Slog in!“

Dat was geschehn, un de Olle Fritz tröck dat
Geld ut'n Büel.

De Bur gönk af. Annern Dags kwam de
Adjutante un meldet:

„Majestät, dor is'n Swin bracht, dat Ji koffi
hābt. Stimmt dat?“

„Wisser woll —!“ (Gewiss wohl).

„Wann sallt slacht wedden?“

„Na — ick haw Sōndag Besōk, dor könnt wi
woll äs friske Leuwerworst un puskebrod (Blut-
wurst) etten mit Prumen un Aepfel.“

„Ick glōw, dat Swinken passt better äs Span-
ferkel!“

„Wat? — Wo grof is dat denn?“

„So füttahn Pund!“

„Donner un Doria! Kreuztürkenelement! Hāw
de Jud mi anscheften! Driw dat Dier herin! Un
her mit den Kerl!“

No ne Stunde all hadden se den Burn in't
Paläs sleppt.

„Swinhund!“ — fōhr de Olle Fritz em an,
„dat sall di an'n Kragen, du hās dinen Könning
bedrogen!“

„Icke? — Wu denn?“

„Dat Swin is men blos en Ferkel!“

„Hās du mi dorno frogt? Hāb ick dat seggt?
Du willst Könning wirt un kas (kannst) nich äs
'n Swinhandel maken! Adjās!“

Se vertellt ok, de Olle Fritz kwam hoewen
an un kloppede an de Himmelsdōhr.

„Guden Dag tohope. Ick bin nämlich de Olle
Fritz ut Berlin un will nu selig wirt.“

„Nee, Männeken, die kann ick nich bruken!“
rōp Gott Vader un stemmede sick de Arms in
de Siede, „du bis mi stump to slech för'n
Himmel!“

Dor hāw de Olle Fritz sinen Hot weer opset,
slōg de Hacken tohope un rōp:

„Achtung! — Ganzes Bataljon — kehrt!“

Un ale Prüssen, de in den Himmel wōrn,
mascheerten an Gott Vader vōrbi ut de Dör
herut.

„Hör up! Hör up!“ schreide Gott Vader.

„Kickste woll! De Lüde wet, dat ick eer
Könning bin!“

landdeutsche nun trotz alledem zu Beginn des
Krieges einen so schweren Stand hatten, so ver-
danken wir das einzig und allein dem systematisch
angelegten Verleumdungs- und Lügen-Feldzug
unserer Feinde. Was wir hierin über uns er-
gehen lassen mussten, kann niemand glauben,
der nur deutsche Gesittung und Ehrbegriffe kennt.
Sofort nach Bekanntwerden der Ermordung des
österreichischen Thronfolgerpaares konnte man am
Ton der französischen und englischen Presse
erkennen, zu welchem Zwecke dieser traurige
Vorfall ausgenutzt wurde, dass der Krieg mit
Gewalt heraufbeschworen werden sollte. Natür-
lich lag die Absicht zum Kriege nur auf deutsch-
österreichischer Seite! Die deutsche Militärpartei,
an der Spitze der deutsche Kronprinz, sind an
der Wühlarbeit, sie machen eine friedliche
Lösung ganz unmöglich! so konnte man lesen,
noch ehe die Lage durch das österreichische
Ultimatum so spannend wurde. Die ungeheuer-
lichsten Beschuldigungen und Verdächtigungen
wurden von der deutschfeindlichen Presse ver-
breitet. Der gebässige Ton verschärfte sich täg-
lich, so dass uns der entscheidende Moment der
Kriegserklärung nicht überraschend kam. Die
Erregung war einige Tage vorher aufs höchste
gestiegen. Alle Angestellten unserer Bank standen
beisammen und berieten über die Lage. Wie
wird alles kommen? Was wird aus uns? Alle
wünschten wir, dass England seine Kriegserklärung
auf einige Wochen hinausschieben möge, damit
wir alle nach Deutschland zurückkehren könnten.
Seit einigen Tagen hatten wir auf der Bank die
untrüglichsten Zeichen des bevorstehenden Krieges:
Kursstürze, wie man sie nie für möglich gehalten
hatte. Da kam die entscheidende Stunde, der
Ablauf des Ultimatums. Unsere Erregung war
bis zum Siedepunkt gesteigert. Frühzeitig ver-
ließen wir die Bank; auf der Strasse wälzte
sich eine ungeheure Menschenmenge, wir eilten
zur Redaktion des „Merkurio“, der grössten
chilenischen Zeitung. Eine nach Tausenden
zählende Menschenmenge wartete dort. Aller Augen
waren auf den Balkon gerichtet; es war abends
8 Uhr. Da endlich erschien der Redakteur.
Lautlose Spannung. Er las laut: „Deutschland
hat Russland den Krieg erklärt, das sofort
4 800 000 Mann mobilisierte.“ Die zurückgehal-

tene Erregung entlud sich. Laute Sympathie-
kundgebungen für Russland und vor allem für
Frankreich durchgellten die Luft. Die vielen
anwesenden Franzosen taten ihr Möglichstes,
mit ihnen die franzosenfreundlichen Gassenschreier.
Wir Deutsche standen beisammen; ein lautes, kräf-
tiges Hurra! Ein Händedruck, wir lagen uns
in den Armen. Ernste, tiefe Ruhe in uns! Wir
gingen durch die Stadt, um noch etwaige neue
Nachrichten abzuwarten. Anders die Franzosen,
laut schreiend und johlend durchzogen sie die
Strasse, die Marseillaise singend und gemeine
Hohn- und Schmährufe auf Deutschland aus-
stossend. Uns konnten sie, trotz mancher An-
rempelung, nicht aus der Ruhe bringen, gar zu
gern hätten sie gleich dort die Feindseligkeiten
auf offener Strasse beginnen lassen. Es wäre
zweifelloso zu ersten Zusammenstößen gekom-
men, wenn wir nicht unsere Ruhe bewahrt
hätten. Wir begaben uns zum Deutschen Klub;
nie vergesse ich die herrlichen Stunden der Ver-
brüderung! Mit einem Schlage war aller Unter-
schied, alles Trennende vergessen, alle, alle
waren deutsche Brüder. Die hohe, heilige Stim-
mung machte sich Luft im gemeinsamen Liede:
„Deutschland, Deutschland über alles!“ Ent-
blössen Hauptes sangen wir es im vollen Be-
wusstsein des Ernstes der Stunde. Spät in der
Nacht trennten wir uns. Am andern Tage war
ein ganz ungewöhnliches Treiben in den Strassen,
alles erwartete neue Telegramme. Die franzö-
sische Kabelgesellschaft Havas und die englische
Reuter entsprachen diesem Bedürfnis reichlich.
Ein Kabel jagte das andere, ein Extrablatt folgte
dem anderen. Ehe ich nun näher hierauf ein-
gehe, will ich erst den Verlauf einer grossen
Versammlung erzählen, die unser hochgeschätzter
Gesandter, Herr v. Eckart, für Sonntag abend ein-
berufen hatte. Noch nie haben die grossen Säle des
Deutschen Klubs eine so gewaltige Versammlung
gesehen. Alle Zimmer, Gänge und Treppen waren
gedrängt voll. Mit erhebenden Worten gedachte
der Gesandte der Wichtigkeit, des Ernstes der
Stunde. Uns standen die Tränen in den Augen.
Unser liebes Vaterland in Not und Gefahr, schon
donnerten die Kanonen; unsere Brüder im
Kampfe, und wir so fern, so fern der Heimat!
Uns wollte das Herz zerspringen. Sodann sprach

der deutsche Konsul, Herr Fischer, ein Veteran
von 1870/71. Alle sprachen die Hoffnung aus,
dass es uns gelingen möge, noch rechtzeitig
Deutschland zu erreichen. Einer der anwesen-
den deutschen Instruktionsoffiziere erklärte sich
bereit, die nötigen Vorbereitungen zur Reise zu
treffen. Es wurde beschlossen, sofort eine
Kriegsspende einzurichten, und alle Anwesenden
verpflichteten sich, mindestens 10 Prozent ihres
Monatsgehalts zu spenden. Die Sammlung hatte
einen gewaltigen Erfolg. Es zeigten sich die
rührendsten Beispiele hohen Opfersinns. Zum
Schluss der Versammlung bat uns unser Ge-
sandter, die nötige Ruhe zu bewahren, nicht auf
die Anrempelungen der Franzosen einzugehen.
Der Höhepunkt der Feier und mit der schönsten
Augenblicke meines Lebens war der, als nach
einem begeisterten Kaiserhoch alle „Heil dir
im Siegerkranz“ anstimmten, dem die „Wacht
am Rhein!“ und „Deutschland, Deutschland
über alles!“ folgten. Nie wohl habe ich diese
Lieder mit so viel Begeisterung und Ueber-
zeugung gesungen, als in jener Nacht, so fern
der Heimat. Auf der Strasse war eine grosse
Menge versammelt, die, stark von Franzosen
und Französlingen durchsetzt, Gelegenheit suchte,
wieder zu lärmn und zu zanken. Aber hatten
ihnen unsere erhebende Feier, unsere brausen-
den Lieder den Lästermund gestopft? Es er-
folgte keine Störung, wohl aber sah ich ver-
einzelte Chilenen, die in ehrlicher Rührung und
tiefem Verständnis den Hut gezogen hatten. Wir
verliessen die Versammlung, innerlich gestärkt
und gehoben, und verteilten uns in guter Or-
dnung nach allen Seiten. — Die Kriegserklärung
an Frankreich hatte man so sicher erwartet, dass
sie keinen besonderen Eindruck mehr hervor-
rufen konnte. Nun glaubten die Herren Franzosen
zu neuen Kundgebungen Grund zu haben, viele
der Radaumacher erschienen gar in Frack und
Zylinder. Wie schon erwähnt, beschenkten uns
die französischen und englischen Kabelgesell-
schaften reichlich mit Telegrammen, die von
der vollständig beeinflussten Presse gierig aufge-
nommen und verbreitet wurden. Es war das
unglaubliche Zeug.

(Fortsetzung folgt.)

Gott Vater krabbelte sich achter de Ohren, mök'n (machte) sur Gesicht un sehr:
„Wat sall ick dohn? Du brengs mit ale Prüssen herut.“
Na — sett di men dale, ick will kin Schandal in'n Himmel.“ —
Up düsse Wise kann de Olle Fritz noch selig wipn.

Wetterregeln und Bauernsprüche zu Weihnachten bis Neujahr.

Von Edmund Gallus.

In all seinem Tun und Lassen ist keiner wohl so von Wind und Wetter abhängig, wie gerade der Bauer, und so kam's, dass er zu allen Zeiten ein eifriger Wettermacher war, ja dass er vielfach auch heute noch, trotz Thermometer und Barometer und andern meteorologischen Instrumenten, unbeirrt an „seinen“ Regeln festhält.

Da gerade Weihnachten, überhaupt die Zeit zwischen Christfest und Neujahr, eine grosse Rolle im Aberglauben spielt, so darf erwartet werden, dass das Volk für diese Zeit seine besonderen, vorausschauenden und prophezeienden Wetterregeln und Sprüche besitzt. In der Tat gibt es deren eine ganze Menge.

Es herrscht danach im Allgemeinen der Glaube, dass „grüne“, d. h. warme und schneefreie Weihnachten, ein schlechtes Frühjahr, schlechten Sommer und wenig gute Ernte-Aussichten bringen. So heisst es: „Ist es um Weihnachten feucht und nass, Gibt es leere Speicher und Fass.“ „Grüne Weihnachten, weisse Ostern.“ — „Grünen zu Weihnachten Feld und Wiesen, Kann leicht zu Ostern der Frost sie verschliessen.“ — „Fliesst jetzt noch der Birkenas, dann kriegt der Winter keine Kraft.“ — „Steht zu Weihnachten die Krähe im Klee, Sittz sie Ostern noch oft im Schnee.“ — „Weihnacht im Klee, Ostern im Schnee.“ — Oder, allgemein: „Dezember veränderlich und lind, Ist der ganze Winter ein Kind.“

Nasse, feuchte und schneelose Weihnachten ziehen aber auch mancherlei Krankheiten mit sich, und so sagt ein Sprüchlein wenig zuversichtlich: „Grüne Weihnachten, fetter Kirchhof.“ Wenn's aber schneit und stürmt zu Weihnachten, oder eisiger Frost überm Lande liegt, so hat der Bauer gute Hoffnung: „Weihnacht im Schnee, Ostern im Klee.“ — „Ist's in der heil'gen Nacht hell und klar, Dann gibt's ein segensreiches Jahr.“ — „Fallen in der Christnacht Flocken, Der Hopfen wird sich gut hestocken.“ — „Windige Weihnacht, reicher Obstsegen.“ — Oder überhaupt: „Auf kalten Dezember mit tüchtigem Schnee, Folgt ein fruchtbares Jahr mit reichlichem Klee.“ — „Siehst du zu Weihnachten Eis an den Weiden, Kannst du Ostern Palmen schneiden.“ (Gemeint damit sind wohl die Zweige der Sahlweide, die in der Regel als erste ihrer Sippschaft ihre Kätzchen ansetzt und deren blühende Zweige zu Palmsonntag als „Palmen“ in der Prozession mit noch anderen Pflanzen, die frühe blühen, getragen werden, als Sinnbild des Einzuges Christi in Jerusalem.)

Weihnachten fällt in die Periode der „Zwölf-Nächte“, während deren die Zeit zum Prophezeien ausserordentlich günstig ist. Jedes Zeichen, selbst das kleinste, ist da von Bedeutung zur Enthüllung der Zukunft, und so wird auch vom Weihnachtswetter auf die Witterung der kommenden Monate geschlossen: „Kommt Weihnacht zum neuen Mond, Nach ihm ein harter Winter kommt.“ — „Wie der Frost am Christfest war, So ist er auch im Januar.“ — „Entsteigt Rauch gefrorenen Flüssen, So ist auf strenge Kälte zu schliessen.“ — „Helle Christnacht, finstere Scheuer, Finstre Christnacht, helle Scheuer.“ — „Wie von Weihnacht auf Dreikönig sich das Wetter verhält, So ist es das ganze Jahr bestellt.“ — „Fangen die Nachtigallen in den Stuben bald nach Weihnachten zu singen an, so wird der Frühling warm, wenn sie spät anfangen, spät und kalt.“ — „Am Weihnachtstage wächst der Tag, Soweit ein Mucken gähnen mag. Am neuen Jahrestag wächst der Tag, Soweit der Haushahn schreien mag. Um Dreikönig wächst der Tag, Soweit das Hirschlein springen mag.“ — „Wenn der Tag fängt an zu langen, Kommt die Kälte hergegangen.“

Nach Weihnachten jedoch sollen ruhige, windstille und klare Tage folgen, um auf gute Ernte hoffen zu können. „Soll der nächste Wein gedeihen, So muss St. Stephan windstill sein.“ — Oder in anderer Fassung: „Am Stephan muss es windstill sein, Sonst fällt die erste Hoffnung auf den Wein.“ — „Die Neujahrsnacht still und klar, Lässt erhoffen ein gutes Jahr.“

Wind in der Silvesternacht ist jedoch ein schlechtes Zeichen: „Wind in der Silvesternacht, Schlechte Ernteausicht macht.“ — „Silvesters Nachtwind und Sonnenmorgenschein, Verderbt die Hoffnung auf Korn und Wein.“ — „Morgenrot am ersten Tag, Bringt viel Ungemach und Plag.“

Ein Kriegskochbuch.

Unter dieser Ueberschrift bringt das soeben erschienene Dezemberheft der „Süddeutschen Monatshefte“ folgende launige „Besprechung“: „Ein Kriegskochbuch sendet uns der hochverdiente Verlag G. Fischer in Jena. Wir sind für alles, was die Einheit im Reich stärkt, gegen Reservatrechte und gegen dynastische Sonderbestrebungen, aber hier haben wir, zum ersten Mal seit Juli 1914, eine Kluft zwischen Nord und Süd empfunden. Wir protestieren von unserem bayerischen Standpunkt aus gegen

Linzen mit Backpflaumen und Speck.

200 Gramm Linzen

1 Esslöffel Salz

1 Stückchen Soda

1/4 Liter Backpflaumen

1/5 Pfund fetten geräucherten Speck

1 kleine Zwiebel

1 Esslöffel Mehl

3-4 Esslöffel Essig

1 Prise Pfeffer und Salz.

Ferner gegen folgende

Brotsuppe.

1/2 Pfund Brotreste

1/2 Liter heisses Wasser

3 Esslöffel Zucker

25 Gramm Margarinebutter

50 Gramm Korinth

1 reichliche Messerspitze Zimt.

Auch gegen

Bratwurst mit Milchreis.

Wir bitten, auch fernerhin, die Bratwurst zu den Linzen, die Backpflaumen zum Milchreis und das Soda zum Waschen verwenden zu dürfen, und laden die Verfasserinnen ein, wenn sie in Friedenszeiten einmal nach München kommen, sich zu weiterer Aussprache im Hofbräuhauskeller zu melden.

Streifschüsse.

Das unverlässlichste Ding ist ein Staat, der es mit seiner Neutralität ernst nimmt.

Es wäre gar nicht überraschend, wenn das unterwegs befindliche amerikanische Friedensschiff Munition für England an Bord hätte.

Die tatkräftigsten Sprachreiniger sind die Engländer, denn sie haben die Wörter Humanität, Völkerrecht, Seerecht, Neutralität und so weiter ganz aus ihrem Sprachschatz gestrichen.

Der Vierverband hat sich eine neue Taktik zurechtgelegt: vereint konferieren und getrennt geschlagen werden.

Aushungern kann man die Engländer zwar nicht, man kann ihnen aber sehr ausgiebig in die Fleischöpfe Aegyptens spucken.

Feindlichen Schiffen soll vor der Torpedierung mindestens so viel Zeit gelassen werden, dass sich Passagiere und Mannschaften in Amerika naturalisieren lassen können.

Die bisherigen Erfolge der italienischen Armee haben den König veranlasst, eine teilweise Neuuniformierung seiner Truppen in Erwägung zu ziehen. Es handelt sich, wie wir erfahren, um die Einführung von Schlapphüten.

(„Muskete.“)

Spiel- und Rätsellecke.

Silbenrätsel.

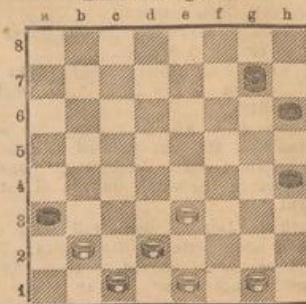
Ad — a — gross — ga — glob — im — i — la —
leu — lu — lit — mi — men — mi — non — ni
— na — o — pla — ral — rus — then — til —
ven — xi — za.

Aus vorstehenden 26 Silben sind 9 Wörter zu bilden, dessen Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Kriegsschauplatz nennen.

Die Wörter bezeichnen:

1. Charge bei der Marine. 2. griechischen König, 3. Name, 4. Stadt in Schlesien, 5. Getreidemass, 6. Weltkarte, 7. Verschluss, 8. Göttin 9. Gestein.

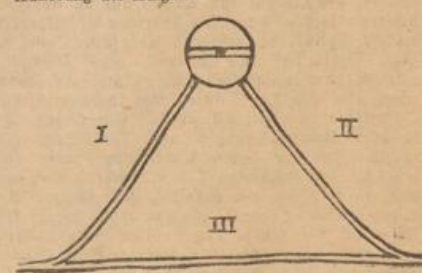
Dame-Aufgabe.



Auflösung des Kriegsrätsels:

Japan
Serbien
Belgien
Montenegro
England
Russland
Italien
Frankreich
„Argonnen.“
Frankreich
England
Serbien
Japan
Russland
Italien
Belgien
Montenegro
„Karpanten.“

Auflösung der Aufgabe:



Man fährt mit der Maschine über die (vom Leser) rechte Weiche, holt Zug B, schiebt ihn auf Gleis III; die Maschine fährt über die rechte Weiche, Gleis II und Drehscheibe auf Gleis I, schiebt Zug A über die linke Weiche, zieht ihn auf Gleis III, von dort, zugleich Zug B schiebend, über rechte Weiche auf Gleis II. Führt mit Zug B über rechte Weiche zurück, über Gleis III und linke Weiche auf Gleis I, lässt Zug B stehen und fährt allein auf Gleis III zurück.

Auflösung der Schachaufgabe:

1. Dg5 — d2 1. Ke4 n. d5
2. Dd2 — a5 bietet Schach 2. Bellebig.
3. Da5 — a8 oder Sf7 — d8 oder g5 matt.
Auf 1. ... e6 n. d5 folgt 2. Dd2 — e3 bietet Schach usw.; auf 1. ... Ld6 — e5, 2. Dd2 — f4 bietet Schach; auf 1. ... Ld6 — e5, 2. Dd2 — e3 bietet Schach usw. Anderes leicht.

Kriegszeitung

der 4. ten

Armee

Nr. 254

Erscheint Sonntags und Donnerstags

31. Mai 1917

Slagerraf

In diesen Tagen lebt in uns die Erinnerung an die herrlichste Waffentat der deutschen Seemacht wieder auf, an den Sieg über Englands große Flotte, der am 31. Mai des vorigen Jahres vor dem Slagerraf erfochten ward. Alle englischen Versuche, den deutschen Sieg zu verkleinern, ja, die englische Niederlage in einen Sieg umzuwandeln, sind vergebens gewesen angesichts der gewaltigen Verluste, welche die weit überlegene englische Flottenmacht erlitten hat: ein Großkampfschiff, drei Schlachtkreuzer, vier Panzerkreuzer, zwei kleine Kreuzer und dreizehn Zerstörer mit zusammen 120 000 Tonnen sind auf der Strecke geblieben gegenüber einem Linienerschiff, einem Schlachtkreuzer (der erst nach der Schlacht auf dem Wege zum Hafen gesunken ist), vier kleinen Kreuzern und fünf Torpedobooten, zusammen 60 000 Tonnen auf deutscher Seite. Nie mehr seit jenen Tagen hat die englische Hochseeflotte einen Waffengang mit der jungen deutschen Gegnerin gewagt, auch nur einen Teil des verlorenen Ansehens zurückzugewinnen. Bis zum heutigen Tage hält sich die angeblich alle Meere beherrschende britische Seemacht im schützenden Hafen der Heimat versteckt, obwohl sie schon mehr als ein halbes Duzendmal Gelegenheit gehabt hätte, deutschen Seestreitkräften in der Nordsee zu begegnen, hält sich versteckt, während die deutschen Tauchboote draußen ihr Vernichtungswerk gegen die englischen



Die Zeit, unser neuer Bundesgenosse

Das war so einer ihrer glatten Sprüche, mit denen die Entente die Welt beglückte; ging irgend eine Hoffnung in die Brüche, schien das Prestige in Gefahr, dann stützte man jeden Schaden mit dem Trost: Die Zeit, — die mächtige Zeit, die kämpft auf unserer Seite! Und dauert Jahre noch der heisse Streit,

die Zeit macht Deutschland uns zur sicheren Seele. — Jedoch, auch dieser Trumpf, er hielt nicht stand; durch Worte läßt das Kriegsglück sich nicht zwingen. Die Zeit hat sich vom Feinde abgewandt, um ihre Hilfe Deutschland dazubringen. Der Feinde Sonne sinkt. Im letzten Streit steht Deutschland helfend bei die Macht der Zeit!

Handelschiffe fortkehren und endgültig auch noch mit dem letzten Rest von Glauben an das meerbeherrschende Britanien aufräumen, der nach dem Tag von Slagerraf da und dort noch geblieben sein mochte. Daß unsere Tauchboote draußen auf allen Meeren ihre Arbeit mit so großem Erfolg verrichten können, ist nicht zuletzt die Folge des großen Seesiegs, durch den die deutsche Hochseeflotte ihre Prüfung vollaufbestanden hat. Weit über den eigentlichen Küstengebanten hinaus hat sich unsere Hochseeflotte am Slagerraf als eine furchtbare Gefahr auch für den überlegenen Angreifer erwiesen. Darin liegt die Bedeutung des siegreichen Ausgangs der Schlacht, dessen Wert wir in seiner Auswirkung erst voll erkennen: in der Aufrechterhaltung der deutschen Seeherrschaft in der Ostsee, in der Sicherheit unserer Küsten und Hafensysteme, in der Sicherheit unserer U-Bootsstützpunkte, in dem völlig mangelhaften englischen Flotteneinsatz auf allen Meeren. Gerade jetzt, da wir in höchster Spannung den Selbentaten der deutschen Tauchboote folgen, wollen wir uns dankbar derer erinnern, die uns den Sieg am Slagerraf erfochten haben. Die stolze Begeisterung, die in den ersten Sonntagen des vorigen Jahres durch Deutschlands Gange zog, mag verdoppelt wieder aufleben angesichts der herrlichen Früchte, die uns heute aus jener Saat erwachsen. Ein dreifaches Hurra der ganzen deutschen Kriegesflotte zum Gedenktag der Seeschlacht vor dem Slagerraf.

Europa im Weltkrieg

Politisch-geographische Betrachtungen
Von Frlw. Kranenpfeffer Dr. Erwin Anders
III.

Die geographische Lage in wirtschaftlicher Hinsicht

1. Der Vierbund

Der Gegensatz in der Lage der beiden kriegsführenden europäischen Mächtegruppen tritt in wirtschaftsgeographischer Beziehung besonders deutlich hervor. Sämtliche Staaten des sog. Vierverbundes liegen — von Serbien abgesehen — am Umkreis, an der Peripherie, die des Vierbundes — von der Türkei abgesehen — sind Zentralkontinente. Man spricht deshalb von ihnen auch schlechthin als den Mittelmächten.

Der wirtschaftliche Kernkreis dieser Mittelmächte geht über ihre eigenen Grenzen hinaus. Er umfaßt das, was man unter dem Begriff „Mitteleuropa“ bezeichnet. Sein Gebiet begreift das Gebiet der deutschen Ströme: Rhein, Weser, Elbe, Oder, Weichsel und Donau und schließt im Norden noch Dänemark in sich ein, das man seiner Bevölkerung nach gewöhnlich zu Nordeuropa rechnet, das aber klimatisch, geologisch und wirtschaftlich durchaus zu Mitteleuropa zählt. Bei der Umschreibung des Gebietes der großen deutschen Ströme als Gebiet Mitteleuropas haben wir den geologischen Aufbau ganz außer Acht gelassen, z. B. daß sich Alpen und Karpathen als Querriegel durch das mitteleuropäische Gebiet ziehen. Wie dürfen das auch ruhig; denn das Donauflußsystem durchdringt den Süßfüßel dieses mitteleuropäischen Querriegels in mehreren Ädern und selbst, wo wie beim Banat die Pforte des Durchbruchs zu eng ist, schiebt die Porta orientalis, durch die wir die Donau nicht oberhalb des Eisernen Tores wieder erreichen, dicht daneben durch die wirtschaftsgeographische Klemme hindurch. Weiter ostwärts durchdringt der Alt im Rotenrumpfaß die Gebirgsmasse. Der karpatenartige Gebirgsbogen besitzt also keine scheidende Kraft, und in gleicher Weise sehen wir, daß im nördlichen Alpenvorlande wie im nördlichen Karpathenvorlande nirgends Erhebungen sind, die den Übergang von einem Flußsystem zum andern völlig ausschließen. Hier fließen Oder und Weichsel zur Ostsee, der Dniester zum Schwarzen Meere, dort der Rhein zur Nordsee, die Donau zum Schwarzen Meere. Man betrachte dagegen die starke Schuttwand, die im Alpengebiet zwischen Rheinfluß und den abriatischen Süßflüssen besteht. — In klimatischer Hinsicht besteht für das mitteleuropäische Wirtschaftsgebiet gleichfalls eine gewisse Wechselbeziehung: Sowohl im Nordwesten wie im Südosten ist Mitteleuropas Klima durchaus gemäßig. Die Ströme unterliegen also nur kurze Zeit dem Banne des Eises. Ebenso besteht in völkertundlicher Beziehung ein starker Einfluß dieses Mitteleuropas auf unvereinbar scheinende Gegenseite, von denen das österreichisch-ungarische Völkergemisch einen bezeichnenden Eindruck gibt. Damit sind wir zu dem ausschlaggebenden Faktor dieses Mitteleuropas gelangt: Mitteleuropas Staaten sind durch den wirtschaftlichen Zwang darauf angewiesen, immer stärker zusammenzuwachsen. Als Schlagworte dieser Gedankengänge will ich nur zwei heraus heben: Hamburg ist Hafen Österreich-Ungarns, so gut wie Triest einer von Deutschland, und Konstantinopel so gut Hafen von dem großen Gebiete an der deutschen Nordsee, wie Antwerpen für das Gebiet der unteren Donau. Die Voraussetzung zu noch stärkerem Zusammenwachsen dieser Zustände wird in der Anlage weitgehender Kanäle liegen, wie z. B. Frankreich schon längst besitzt. Die Zwischenlage Mitteleuropas zwischen zwei Meeren, der Nordsee und dem Mittelmeer, wird der ausschlaggebende Faktor des großen Zentralkontinentsgebietes der Zukunft sein.

Zunächst selbst Mitteleuropa noch an starken Schuttwand, wenn auch der Krieg schon mangelhaft darin geoffen hat. Was zunächst Deutschland betrifft, so liegen von zweien seiner Grenzflüsse die Mündungen außerhalb seiner politischen und geopolitischen Grenzen: die des Rheins

(mit der Nebenmündung des Beeckes über die Schelde bei Antwerpen) in Holland bzw. in Belgien, die der Donau im feindlichen Rumänien. Beim dritten Ströme, der Weichsel, verhinderte die planmäßige Vernichtung des Mittellandes durch Russland seine volle Ausnutzung. Österreich-Ungarns Fenster nach der Adria, Triest, ist durch die hohe Mauer des Karstes vom Hinterlande getrennt. Ein Zubringerstrom, wie ihn Hamburg in der Elbe besitzt, fehlt bei Triest, so daß hier Eisenbahnverbindungen das Fehlende ersetzen müssen. — Im Südosten besitzt Österreich-Ungarn die Pforte der Donau. Aber dieser natürliche Verkehrsweg über die Donau unterlag der möglichen Sperrung durch die Hferstaaten des Unterlaufs. — Bulgariens Drängen zur See fand im Balkantriede eine gewisse Befriedigung, doch fehlte ihm sowie der Türkei der Anschluß an das große mitteleuropäische Wirtschaftsgebiet, durch die Schuttwand, die dem Donauwege anhaften.

Aus allem aber dürfen wir die starke Hoffnung schöpfen, daß das mitteleuropäische Wirtschaftsgebiet eine gewaltige Zukunft besitzt, wenn sich erst alle Faktoren ohne den bisherigen Zwang entfalten dürfen.

Mit Radfahrern in Rumänien!

Vom Sächsischen Heimatkreis

Gegen 4 Uhr nachmittags erwarteten wir heute in den Karpathen vor unserem Untersand den zum Lebensmittelpfand den Berg hinaufgefliegenen Kameraden. Es mochte 5 Uhr sein, als der Langgewartete pfeifend hochgeklert kam. — In schwerer konnte man erkennen, daß ihm etwas Freudiges widerfahren sein mußte. Eine allgemeine Rasterei begann! — Gibt's endlich mal Marmelade oder gar mehr Brot? Nein, aber wir sollen heute gegen Abend noch bestimmt abgelöst werden! — Schon 10 mal wurde diese „Parole“ den Berg mit hochgebracht, aber immer war sie falsch. Auch diesmal wurde ihr kein Glaube geschenkt, denn wem sollte es einfallen, uns hier oben abzulösen? — Ah, Donnerwetter! Die Lebensmittel, die hätten wir ja bald vergessen. — Zu unserem größten Erschrecken traf diesmal doch die Ablösung bei Dunkelheit ein. — So schnell wie heute hatten wir unsere Sachen wohl noch nie gepackt. — Im Nu hatten wir uns beim Zugführer versammelt, und der ziemlich gewagte Nachtabsatz wurde ausgeführt. — Jeder nahm sich zusammen, glücklich kamen wir am Fuße des Berges an. — Nach dreistündiger Wanderung erreichten wir ein ruhiges Dorf, von dem aus unser Marsch am übernächsten Tage zu Rad fortgesetzt wurde. Am selben Tage erreichten wir unsere Verladestation, von wo aus es nach einem anderen Kriegsschauplatz gehen sollte. Wohl sicher nach dem Westen oder nach Kollon oder vielleicht auch gar zum Küstenschutz nach Schleswig-Holstein? Wie sich bald zeigte, kamen wir an die rumänische Front! Am 6. November 1916 kam unser Radfahrtrupp in einem ungarischen Dorfchen in der Nähe der Front an! — Am 10. abends marschierten wir der österreichischen Stellung bei . . . zu; beim nächsten Tagesanbruch sollte ein Sturm auf die rumänischen Stellungen unternommen werden. —

Schweigend ging es vorwärts, sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Wer wird morgen wohl nicht mehr unter uns weilen? — Aber fort mit diesen trüben Gedanken; wir wollen ihnen schon heimleuchten! — Gegen Mitternacht wurde die österreichische Stellung erreicht. — Ping, Ping — der Rumäne sanfte und eiserne Gräße. Wir legten unser Gepäck ab und begaben uns bei Mitternacht zur Ruhe. Trotz des Schneebodens hörte man hier und da schon nach wenigen Minuten trübseliges Schnarchen. — Um 4 Uhr morgens ging's hübsch durch die Kompanie: „Jerrigsmachen zum Korporals wanderten wir der rumänischen Stellung zu. Bald hatte er jedoch mit uns in der Dunkelheit den Weg verfehlt und mußte sich selbst einen Pfad bahnen, um in die ziemlich tiefe Schlucht

zu gelangen, die zu passieren war. — Dort — Gerassel in den Büschen — sicher Rumänen?! Nein, ein Kamerad hatte den Pfad verpaßt und rutschte vielleicht 50 Meter den Berg hinab. Trotz der ersten Stimmung selbes Geklirr; er hatte ein ganzes Ende Weg gespart. Auf einem großen freien Platz im Wald wurde Halt gemacht. Wir legten das Gepäck ab, empfingen noch einige Instruktionen und hatten dann noch für eine halbe Stunde Ruhe. — Gegen 1,6 Uhr morgens wurde der Berg erklimmt. Langsam unter Ausnutzung jeglicher Dedung traten wir vorwärts. Trotzdem hatte uns der Feind bald gemerkt; er ahnte Unheil und eröffnete ein mörderisches Feuer. Klatschend schlugen die Geschosse kurz hinter uns ein. — Um 1,7 Uhr sollte das ganze Bataillon zum Sturm vorgehen, also keine Zeit mehr zum Besinnen. — Sprung — auf, Marsch, Marsch. — Mit trübseligem Hurrageschrei wurde der Graben genommen. Der Feind floh eiligst ins Tal. Vor uns im Tal ein herrliches Städtchen, mit ausfallend großen Petroleumtanks. Rechts neben dem Ort zieht die Donau majestätisch ihren Weg. — Die Stellungen wurden nun umgebaut. Die österreichische Artillerie kam zur Sprache und schloß die Petroleumtanks in Brand. —

Tage darauf gingen Patrouillen hinunter nach dem Städtchen, welches unbesetzt gemeldet wurde. Bei Einbruch der Dunkelheit marschierten wir hinab, um dort Quartier zu nehmen. Vor allem wurde die Beschaffenheit der Häuser untersucht. — Bewohner waren nirgends zu finden, bestmöglicher gab es jedoch Schweine und allerlei Geflügel. — Da der Soldatenwagen schon von jeher eine Schwäche für „bessere Sachen“ empfunden hat, wurde am selben Abend noch ein Schwein geschlachtet und schon morgens zum Kaffee verflügelte wir die wohlverdienten Lederbissen. — Es wurde uns hier Gelegenheit geboten, im Bezug auf Essen alles verstaumt nachzuholen. — „Der dritte Zug geht heute Abend als Feldwache nach der Mühle!“ Wir nach der Mühle? Das ist allerdings Pech! Allerhand Lederbissen wurden fertiggemacht und versenkt! Hof hatten wir in den nächsten 3 Tagen nicht zu leiden. — Am nächsten Tag wurde die Feldwache Gott sei Dank wieder aufgehoben; es war Befehl gegeben, den Rumänen auf unseren Rädern zu folgen. — Die Straßen waren hier noch ziemlich gut und es machte Spaß, den Feind auf unseren Karren nachzuziehen. — Nachts hatten wir allerdings weniger Vergnügen daran, der Schlaf verlangte sein Recht. Die Straßen waren zum Teil durch unsere Granaten mächtig zerrutet. Unsere Räder wurden also gehoben; — immerhin eine ziemliche Anstrengung. Die erste rumänische Stadt wurde passiert, als die feindlichen Geschosse noch überall klatschend einschlugen! — Zahlreiche Radfahrer mußten erst Luft machen; am Friedhof toble das Getöse am heftigsten. Bald war die Bahn frei und weiter ging's dem Feinde nach, der sehr unaufrichtig, unter Zurücklassung von Bagagen, Geschützen und Munition, zurückstufte. — Je weiter wir nun nach Rumänien hineinfuhren, desto schlechter und grundloser wurden die Straßen. Unsere Räder wurden gehoben, getragen, verwünscht und beschimpft. Trotzdem ging's schnell vorwärts. Nachts wurde gelegentlich in Strohhäusern übernachtet, für „Mausebuben“ hatte man wegen des Ungeziefers allgemein keine Meinung. Ob wir die rumänische Armee jemals wieder fassen können? Ihrem schnellen Rückzug nach konnte man die Frage fast verneinen! Ohne großen Aufenhalt wurden Galova und Caracal passiert. Buzarest kamen wir näher und näher. — Anfang Dezember wurde nach weiteren Sechsten die Stadt übergeben. — Mit einigen Kameraden mußte ich mich hier in ein Feldlazarett begeben, da uns die Anstrengungen sehr schlecht bekommen waren. — Der Aufenhalt in Buzarest war wohl ganz angenehm, ich fehlte mich jedoch nach der Kompanie. — Nach 14 Tagen war ich einigermaßen wieder hergestellt. Nachzügler und andere aus dem Lazarett entlassene Leute unserer Formation verabredeten einen Sammelplatz am Nordbahnhof und eines schönen Tages zogen wir 100 30 Mann hatten sich so aufgefunden. Nicht

weniger als 5 Ochsenpannen für Räder und Gepäcke waren in unserem Gefolge. Einige Kilometer außerhalb der Stadt begegneten wir einem „Panje“ mit einem herrlichen Ochsenpannen; man bekommt mit der Zeit ein Auge für solche Sachen. Fünf Ochsen sind entlassen zu wenig, also das sechste auch noch mitgenommen. Dieser Ochsenpannen für Festigkeiten reserviert. Schweine und allerhand Geflügel gingen uns nie aus. Diese Art Sachen wurden von uns gewöhnlich „en gros“ eingekauft, denn 30 Mann brauchen ein Tage mindestens 30 Hühner, Gänse oder Enten und als „Zulage“ das nötige Schweinefleisch, d. h. für je zwei Tage ein hübsches Schwein. Blumlich sorglos zogen wir so durch einen Teil Rumäniens. Brot mußte selbst gebacken werden, Rühre wurden gemahlen, die feinsten Kuchen zubereitet. Eier, Schmalz, Mehl, alles war genügend vorhanden. — Unser „Panje“ schenkte sich wieder nach Butarest zurück, nachdem er schon 5 Tage mit uns gefahren war. Ein neuer Ochsenpannenlauf wurde nötig. Ein Kamerad und ich machten uns auf die Suche. Wie es scheint, haben wir wenig Glück. Um 5 Uhr morgens waren wir aufgebrochen, jetzt ist 8 Uhr und immer noch kein Erfolg. Alle Ställe waren einer genauen Prüfung unterzogen.

Da, in der Ferne Ochsenkette; da muß der Ochsenlauf getätigt werden! — Nach kurzem Suchen fanden wir zwei Prachtstücken. Also, Ochsen waren nun da, aber der Wagen fehlte noch. — Mit den Tieren gingen nun auf die Suche nach dem Wagen. Überall lagen wohl tapute Fuhrwerke umher, ohne Räder oder ohne Deichsel, die konnten uns jedoch nichts nützen. — 9 Uhr —, um 7 Uhr wollten unsere Kolonne schon abfahren. Donnerwetter, das ist doch zu bunt! Auf dem nächsten Hof lag eben wieder ein schöner Wagen, die Küsterräder fehlten jedoch. Mein Freund wurde wütend, kramte die ganze Nachbarschaft zusammen und verlangte ganz energisch, daß die beiden fehlenden Räder sofort eingesetzt würden. Böger! — Das Gewehr meines Kameraden gefiel ihnen wohl nicht mehr recht, denn die Gesellschaft stob auseinander und in wenigen Minuten war der Wagen in Ordnung. „10 Uhr kamen wir nun glücklich aus dem Nest. Wo ist die Ochsenkette nun hin? Aufseheradewohl führen wir los, nachdem noch mindestens ein Dutzend Knüttel zum Ankreben unserer Ochsen besorgt waren. Wir verfehlten den Weg glücklich nicht und erreichten noch am selben Abend unsere vorausgefahrenen Kameraden. — Der Tag wurde durch ein allgemeines Gähnen beschlossen. — Jeder fing und lockte sich eins von den eben Tieren und im größten Quartier wurde dann „geschlossen“ gegessen unter stetem Erzählen. Der nächste Marschtag wurde besprochen. 25 Kilometer wurden als Höchstleistung angenommen. — So zogen wir noch einige Tage dahin, durch endlose Ebenen, Sumpf und Morast. Kurz nach Weihnachten stießen wir auf die Kompanien, wo wir, unseren Ochsen, Schweinen, Hühnern und Gänzen angemessen, recht herzlich empfangen wurden. — Die Russen hatten hier höchlich gehaust und alles, was nicht niet- und nagelfest war, mitgenommen. —

Etwas von der Pariser Presse

Von Unteroffizier Arthur Joseph

Schlendert man die großen Boulevards entlang, der Place de la Republique zu, so bemerkt man an der linken Straßenseite ein großes, gut angelegtes Gebäude, das seiner seltenen Auffälligkeit und Gesamtschönheit wegen, kaum übersehen werden kann. Dies amerikanisch-amerikanische Haus ist das Heim des „Matin“, das schimmert in Frankreich, das seinen zahllosen und ebenso urteillosen Lesern seit langen Jahren schon die Revanche und den Deutlichkeit predigt. Der „Matin“ hat seit langem gehofft, Blühflor mit anzusammeln zu dem großen Weltbrand. Sein Eigentümer, Herr Dunois-Varilla, ein vielfacher Millionär argentinischer Abstammung, konnte einst stolz behaupten, daß ohne Unterstützung des „Matin“ keine Regierung der Republik sich halten könnte.

Riesenrellame ist das Kennzeichen des Blattes. Da gibt es Grabschriften, Lebensversicherungen, Preisausschreiben, Automobilwettfahrten, Aéroplanflüge um Frankreich usw. Als damals Bleriot seine erste berühmte Reise über den Kanal ausgeführt hatte, wurde sein Flugzeug vor dem Matin-Gebäude ausgestellt. Das Gebäude war beinahe lebensgefährlich. Schon im Äußeren des Hauses prägt sich diese übertriebene Rellamensucht aus. Im Keller sieht man von der Straße aus Maschinen arbeiten. Die Wände sind mit Plakaten bedeckt. Eigene Drahtverbindung mit London und Berlin“ verkünden große blaue Schilder. Photographien und Rembrandts hängen in den Fenstern, und eine solche Menschenmenge drängt sich davor, daß man auf einem Fuhrmarkt zu sein glaubt. Glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und so hat denn der „Matin“ im „Journal“ einen ebenbürtigen Rivalen gefunden. Zwischen den beiden äußert sich der tiefe Konkurrenzneid häufig in wenig schöner Weise. Abgesehen muß man zugeben, daß sich das „Journal“ einer bedeutend ruhigeren und anspruchsvolleren Sprache und gegenüber bescheidet, als der „Matin“. Trotz gelegentlicher scharfer Ausfälle. Viel gelesen waren in diesem Blatt die Aufsätze des Senators Humbert, der der französischen Seeresverwaltung immer wieder Sorglosigkeit und Unvoorbereitetheit, namentlich auch im Intendanturwesen, vorwarf. Daß er recht hatte, bewies der Anfang des Krieges. Auch auf das „Luxemburger Loch“ wies er hin, durch das wir ja auch tatsächlich geschliffen sind.

Soviel nun auch „Matin“ und „Journal“ gelesen werden, so erreichen sie doch nicht die Leserschaft des „Petit Journal“ und „Petit Parisien“, der beiden „Journale de conierge“, d. h. Portierblätter. Das sind die Zeitungen der Arbeiter und kleinen Leute und deren Abonnentenzahl ungeheuer. Sonntags gibt es eine bunte illustrierte Beilage voll grausiger Morde und Greuelthaten. Jetzt natürlich meist Missetaten der bösen Boches. Sehr blutrünstig und sehr albern. Aber den Geschmackslosten nun mal nicht streiten.

Die Zahl der weniger gelesenen Blätter ist Legion. Der „Eclair“ ist die Zeitung der Aristokraten, der „Soleil“ und die „Action Française“ die der Royalisten. Die „Humanité“ ist das sozialistische Blatt, dessen Herausgeber, Jean Jaures, bei Beginn des Krieges unter Mordhand fiel. Er war die letzte Hoffnung der französischen Friedensfreunde, eine ohne Zweifel bedeutende Erscheinung; der heusschen Sprache mächtig, hat er wiederholt auch in Deutschland einer Verständigung zwischen beiden Völkern das Wort geredet.

Wer die vielen kleinen Zeitungen eigentlich liest, ist mir stets ein Rätsel geblieben. Da ist das „Journal des Debats“, die „Canterne“, „Paris-Journal“, „Rappel“, die „Petite République“, die doch alle ein paar Dutzend Leser haben müssen, denn sie vegetieren zum großen Teil schon seit Jahren. Dazu gehört auch die „Autorité“, in der Herr de Cavallagnac seine Artikel schreibt, den man nur ansehen darf, um ein Duell auf dem Salze zu haben. Darin sind übrigens auch die übrigen französischen Journalisten sehr groß. Glücklicherweise läuft die Sache meist unblutig ab. Viel Schrei und wenig Wut!

Der „Figaro“, der „Temps“, der „Gaulois“ sind die Blätter der Intelligenz, was aber nicht hindert, daß im Laufe des Krieges der „Temps“ sich als besonders abfälliger Lügner und Schimpfer betätigt, trotz des wissenschaftlichen und ernststen Mantels, das er sich im Frieden umgehängt hatte. — Der „Figaro“ hatte seine große Sensation vor mehreren Jahren, als die Gattin des damaligen Finanzministers Callaux seinen Herausgeber nach einem sehr schmutzigen Versumdungsfeldzug gegen ihren Mann erschoss.

Der „Gaulois“ oder vielmehr sein Herausgeber verdient eine Erwähnung. Mr. Arthur Meyer (sprich Meddy) mit seinem wallenden weißen Vollbart ist eine sehr imposante Erscheinung und ein sehr einflußreicher Mann. Hat doch dieser Emporkömmling eifrige Abkunft ein Früchtchen de Turenne geheiratet, also eine Erbin eines der be-

rühmtesten Namen von Frankreich, den schon der Marschall Ludwig XIV. trug. Mr. Arthur Meyer hat seine Memoiren geschrieben. Der erste Band heißt: „Was ich erzählen darf“, der zweite: „Was meine Augen gesehen haben.“ Beide sind sehr interessant wegen der scharfen Schlaglichter, die sie auf die gesellschaftlichen und politischen Zustände des Kaiserreichs und der Republik werfen.

Alle genannten Blätter sind Morgenzeitungen. Die französischen Zeitungen erscheinen nämlich nicht, wie die deutschen, in mehrfachen Tagesausgaben. Die Unterschiede sind auch sonst groß. Von Wesen und Ton ganz abgesehen, denkt man an das Formot, die vielen Leser und wenigen Abonnenten usw. Seine Mittagszeitung hat Paris auch. Sie heißt „Paris-Midi“ und gibt im Heften dem „Matin“ nichts nach.

Gegen Abend erscheinen „Presse“, „Matin“, „Intransigeant“ und „Libre Parole“. Die letztere ist das antisemitische Blatt. Einen besitz Drummond hat das ironische Schicksal mit einem besonders altsemitarischen Außeren bedacht. Im „Intransigeant“ pflegte der verstorbene Henri de Rochefort in gehässigen Leitartikeln sein tägliches Gift zu verpfeifen. Welch eine merkwürdige Erscheinung dieser eindringliche, abenteurerliche Marquis. Gefängnisleben, Verurteilung zum Tode — alles Clappen dieses wildbewegten Lebens. So lange Napoleon III. am Ruder war, beschimpfte er ihn, ebenso wie die Kaiserin Eugénie in der gehässigen Weise. Auf die heutige Regierung schimpfte er ebenso. Er war der Geist, der stets verneint. Seine Artikel waren viel gelesen, oft witzig, manchmal in ihren Ansichten absurd, wie z. B. als die ersten brauchbaren Flugzeuge konstruiert wurden. Damals sah er eine völlige Veränderung des Kriegswesens voraus und behauptete, daß bald der Flugzeuge die Republik von San Marino umflanke sein würde, irgendeiner Großmacht ungestraft Krieg zu erklären. Der große Krieg hat bewiesen, daß das Ausgeburten einer zu großen Phantasie waren. Als Preussensprecher suchte Rochefort seinzuweichen. Die Gault, die er und seine Gefinnungsgenossen gefühl haben, ist blutig ausgegangen. Im Pariser Zeitungswesen hat der Krieg das unterste zu oberst gekehrt. Blätter, die niemand kannte, sind jetzt viel gelesen, so der „Bonnet rouge“, der noch eine verhältnismäßige Ruhe sich bewahrt hat.

Der alte Georges Clemenceau, der „Tiger“, wie ihn seine Feinde nennen, der Ministerpräsident, der erbitterte Gegner Poincarés, sicher der mächtigste Mann in Frankreich, gründete den „Homme libre“ (den freien Mann). Verdrängt durch Zensurverbote nannte er ihn später „Homme enchaîné“, den gefesselten Mann. Täglich wirft er darin der Regierung ihre Schwächen und Fehler vor. Wer weiß, was noch kommen wird; der „Tiger“ hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen. — Und nun zum Schluß unser Freund Gustave Herbe, der frühere Überflogist, Antimilitarist und Vertreter der allerersten Internationale. Aus dem Saulus ist ein Paulus geworden. Sein früheres Rabau- und Arbeiterblatt „La guerre sociale“ (Der soziale Krieg) heißt jetzt „La victoire“ (Der Sieg) und überbietet alle anderen Zeitungen im Curiositäten. Welch eine Mauserung! Erst allgemeine Verbrüderung und jetzt große Schlacht gegen uns armen Boches! Nun, das Geschimpf der französischen Blätter wird uns gerade so wenig zu Fall bringen, wie es die französischen Boches vermocht. Mögen sie nach Belieben weiter klaffen, wir wollen uns an das Geheul halten.

„Im Anfang war die Tat!“

Deutschlands Kalimonopol

Drei chemische Elemente müssen im Boden in angemessener Menge vorhanden sein, damit er in dem Maße Früchte trägt, daß die reichlich anderthalb Milliarden Menschen sich gut nähren können: Stickstoff, Kalium und Phosphor. Durch den gewöhnlichen, vom Menschen nicht beeinflussten Ablauf der chemischen Vorgänge auf der Erdoberfläche werden sparsame Mengen dieser Elemente

den Pflanzen zugänglich gemacht, wo aber eine dichtere Beschichtung möglich werden soll, müssen sie dem Boden darüber hinaus zugeführt werden. So hängt das Leben der Menschheit von der künstlichen Düngung ab.

Während nun der Phosphor über die ganze Welt ziemlich gleichförmig verteilt ist, er dem Boden daher überall auch während des Krieges zugeführt werden kann, liegen schon beim Stickstoff die Dinge anders. Der Stickstoff war bis zum Kriege zu etwa zwei Dritteln durch das Vorkommen des Natriumsalpeters in Chile monopolisiert. Zwar besteht die Luft aus vier Fünfteln Stickstoff, so daß ein Mangel an dem Element selbst ausgeschlossen ist. Vermöge seiner besonderen chemischen Verhältnisse gewinnt der Stickstoff aber seine Brauchbarkeit für die Pflanzen erst, nachdem er in chemische Verbindungen eingetreten ist. Man hat lange geglaubt, daß der Mensch unfähig sei, diese Bindung zu bewirken, wenigstens in technischem Maßstabe. Dies hat sich als irrig herausgestellt, und die in Deutschland schon vor dem Kriege gegründete Technik der Stickstoffbindung hat es uns möglich gemacht, uns von dem chilenischen Monopol ganz unabhängig zu machen. Neben der Düngungsmittelherstellung, für die der Stickstoff als Grundelement aller Explosivstoffe unentbehrlich ist, haben wir durch die neue Art der Herstellung des Stickstoffs aus der Luft auch die Düngung unseres Ackerbodens gesichert.

In Bezug auf das Kalium haben wir wieder ein anderes Bild. Es ist zwar ähnlich dem Phosphor in mößigen Mengen in der ganzen Welt vorhanden, befindet sich aber überall in so fester Bindung, daß es durch die natürliche Verwitterung der Gesteine nur sehr spärlich den Pflanzen zugänglich gemacht wird und daß seine künstliche Befreiung sehr kostspielig ist. Nur in Deutschland sind die Verhältnisse anders. Zwischen Elbe und Rhein erstrecken sich Lager von freien Kalisalzen, die unter ganz einzigartigen Verhältnissen, die sich in der ganzen Welt, soweit man sie kennt, nirgends wiederholt haben, dort entstanden sind. Diese Kaliquelle hat seit einigen Jahrzehnten die ganze Welt befruchtet und das leibliche Wohlergehen der vermehrten Menschheit ist dadurch vom deutschen Kalium abhängig geworden. Durch den Krieg, insbesondere durch die von England mit größtem Nachdruck bewirkte Abschließung Deutschlands vom Weltverkehr ist diese befruchtende Quelle der feindlichen Welt außerhalb Deutschlands und der mit ihm verbündeten Mächte verschlossen worden, und hierin liegt, wie der Geh. Hofrat Professor Ostwald in der „Frankfurter Zeitung“ darlegt, die Hauptursache der großen Weltmisere, die zu einer allgemeinen Welt Hungergefahr zu führen droht, während Deutschland, dem die Auswanderung allein zugebacht war, seinem Boden alle drei Hauptelemente in ungemindertem Maße nach wie vor zuführen kann.

In Amerika hat man alles daran gesetzt, das fehlende Kali aus zugänglichen Mineralen zu beschaffen. Es ist dies nicht möglich gewesen, auch zu den ins phantastische gesteigerten Preisen nicht, welche die dortige Landwirtschaft zu zahlen bereit ist.

Damit wird Deutschlands Kaliummonopol, worauf Prof. Ostwald zum Schluß hinweist, auch für den Friedensschluß von gewaltigster Bedeutung: Wir haben darüber zu bestimmen, ob künftig die übrige Welt sich reichlich oder kümmerlich wieder ernähren können, und wie sich daher in der von Bismarck immer angestrebten und oft hergestellten Lage, den langen Arm des Hebeles in der Hand zu haben.

Während des Krieges aber arbeitet der Kalifaktor für uns wie unsere U-Boote, mit täglich zunehmender Kraft.

Vom amerikanischen Heere

Abfällige Kritik des Militär-Anstaltswesens in den Vereinigten Staaten

Dr. Samuel Lloyd, der Direktor der vereinigten Hospitaller des roten Kreuzes in New York, hat sich in den letzten Tagen des März einem Reporter der „New York Times“ in der Nummer vom 1. April gegenüber dahin ausgesprochen, daß die Erklärung des Kriegszustandes

Palmström träumt

Von Gruppenführer Ernst Biermann

Palmström träumt von einer Hühnerzucht, wie er neue Maßverfahren hat versucht. Mittels Speck und Öl und kleingehackten Fleischs zieht er Hühner zu kompakten Ferkelstücken, denen bei zehn Grad schon der Schwefel vom Kamm gedunstet hat. Schließlich füttert er sie noch mit Pissen, die die Menschen um der Schönheit willen zur Erzielung eider Formen lauen, (um sich Zellgewebe aufzubauen). Der Erfolg der Kur war zweifellos überraschend, — riesengroß, weil die Hühner, die die Pissen pissen, vom Genuß derselben stammte Waden kriegten. —



Palmström ist darüber aufgewacht und hat lange sich den Fall bedacht.

die Vereinigten Staaten auf dem Gebiete des Militär-Anstaltswesens vollständig unvorbereitet treffen würde. Vor allem sei das Sanitätskorps numerisch viel zu klein, es kämen auf tausend Soldaten tatsächlich nur sieben Köpfe Sanitätspersonal. Ferner fehle den amerikanischen Militärärzten jede militärische Ausbildung und militärische Routine. Es sei zu befürchten, daß das Militär-Anstaltswesen, falls nicht sofort eingreifende Veränderungen vorgenommen werden, im Falle eines Krieges vollständig versagen wird.

Das Regiment der Milliardäre

Der Berichtsführer der „Dépêche de Toulouse“ schreibt in der Nummer vom 1. Mai aus New York: In Amerika bilden sich die Truppen nach Berufsgruppen. Hierüber mag man wohl in Europa lachen, aber dort erscheint es ganz natürlich. Jede Universitätskammer wird eine Kampfeinheit aufgestellt, es wird eine Schwadron Börsenmakler und ein Bataillon aus einem Warenhaus geben. Alle, auch die Kinoschauspieler, wollen in Berufseinheiten kämpfen. Das schließt Welleiter und macht Reklame. So gibt es auch ein Regiment der Milliardäre, und ich habe es in der Kaserne gesehen, wo es sich abt. Die Offiziere haben den Krieg beschlossen, die Soldaten wollen in ihm kämpfen. Die Übungen finden abends in einem elektrisch erleuchteten, beheizten erdärmten riesigen Saale statt. Unter dem Zirkus sehen die Soldaten der Könige der Vereinigten Staaten aus wie ganz gewöhnliche Sterbliche. Eine ganz kleine 2 auf dem Kaskadenen Dolman ist das einzige Unterscheidungszeichen, das man sich gestaltet hat. Aber um dieses Zeichen tragen zu dürfen, was hat es für Wettbewerb, was für Gemütsbewegungen gegeben! Man darf in das Regiment nur eintreten, wenn man vorgeschlagen wurde, wenn man einen Beschluß und eine Abstimmung über sich ergehen ließ. Es ist sehr viel schwieriger, die Berechtigung zu erlangen, sich im 7. Regiment töten zu lassen, als im 304. Infanterie Bataillon zu spielen.

Mißerfolg der ersten Rekrutierungen in New York

„New York Times“ meldet am 21. 4.: Unter der Devise: „Nach auf Amerika!“ haben am 19. 4. in allen Stadtteilen von New York feierliche Demonstrationen in größerem Stil stattgefunden, durch welche die menschliche Bevölkerung der Stadt New York angefeuert werden sollte, sich zum freiwilligen Eintritt in das amerikanische Heer zu melden. Der Erfolg war lässig. Für die Armee meldeten sich am folgenden Tage im ganzen 70 Mann, für die Marine 43. Die Rekrutierungsoffiziere hoffen auf bessere Ergebnisse in der Zukunft.

Heimatsdienst und Unabhängigkeit in den Vereinigten Staaten

Nach dem „Springfield Republican“ vom 19. 4. hat Präsident Wilson zahlreichen Senatoren, Mitgliedern des Repräsentantenhauses und anderen Amerikanern in herzoglicher öffentlicher Stellung auf deren Meldung zum freiwilligen Eintritt in den Heereseinsatz mitgeteilt, daß er den Dienst in der Heimat als mindestens ebenso wichtig betrachte, wie den Heereseinsatz. In dem bevorstehenden Kampf gegen Deutschland sei es nötig, in allen Zweigen der politischen Organisation über hervorragende Mitarbeiter zu verfügen. Er, der Präsident, könne daher solche Meldungen nicht gut heißen. Das Kriegsamt hat zugleich eine Verordnung dahin getroffen, daß im Falle der Unabhängigkeit eines Beamten dem Betreffenden ein entsprechendes Zeugnis ausgestellt wird, um ihn davon zu bewahren, unter die „Drückelberger“ gezählt zu werden.

Briefkasten

Krafftfahrer W. M. Die italienische Postagentur in Leipzig Landsturm, fordern eine reguläre Kiste-Truppe, etwa den französischen Alpenjägern vergleichbar.

Musik. J. Wenn Buchstaben oder Namenszüge auf Briefklappen und -Stücken Monogramme oder Anfangsbuchstaben eines persönlichen Inhabers bedeuten, so ist der Namenszug gekürzt. Buchstaben ohne Krone bezeichnen meist technische und Spezialformationen.

Edsm. R. R. Geni war früher Festung. Die Zitadelle befand sich an der Stelle des heutigen Ausstellungsplatzes in der Nähe der Normalstraße. Dort ist auch noch hinter dem Museum der letzte Rest der ehemaligen Festungsanlage in Gestalt eines Festungsgrotes zu sehen.

Uffz. R. B. Das häufige Vorkommen französischer Münzen in Belgien beruht auf den Abmachungen der „Lateinischen Münzkonvention“, die zwischen Frankreich, Belgien, Italien und der Schweiz im Jahre 1865 geschlossen ist. Danach sind die Münzen dieser 4 Staaten zu gleicher Währung im Gebiet der genannten Länder zulässig.

1. S. R. 3. J. Das Inf.-Reg. von Löhrow (1. Rhein) Nr. 25 lag bei Ausbruch des Krieges in Aachen, wohin es wenige Jahre vorher von Rastatt in Baden verlegt wurde.

Edsm. H. M. Nach den Bestimmungen kann die Familienunterstützung nur an Kinder bis zum 15. Jahre ausbezahlt werden. Eine Beschwerde wegen der Entziehung ist daher nutzlos.

Musik. W. J. Das Heer der Schweiz wurde am 31. 7. 14. mobilisiert. Seine Kriegsstärke beträgt zu 482 000 Mann. Es ist in Korps eingeteilt, an deren Spitze ein Oberst als Oberkorpskommandeur steht. Höchstkommandierender des Heeres während der Dauer des mobilen Verhältnisses ist Oberst Wille.

Kriegsw. Uffz. R. T. In der österreichischen Armee sind für Landsturmleute mit gewissem Bildungsgrad sogenannte „Intelligenzstrecken“ eingeführt worden. (Erlaß vom Dez. 15.) Sie werden am Unterarm getragen, und bestehen aus einer gelben Borte mit schwarzem Mittelstreifen.

Die Ordnungszugmappe

Kriegsw. u. Genst. besteht in einem Beitrag von 25 Mark zu den Kosten der Einbindung, einem Wochenlohn von 1 Mark täglich für 8 Wochen (frühestens 14 Tage vor der Einbindung), einem Beitrag von bis zu 10 Mark zu besonderen durch Hebamme oder Arzt dienste notwendig werdenden Kosten, einem Stillscheld von 50 Pfennig (für 12 Wochen). Bezugsberechtigt ist jede niedererwerbende Frau eines Kriegers, wenn er selbst oder die Frau vor dem Kriege bestimmte Zeit einer Krankenliste angehört haben oder wenn die Frau unbekannt ist, sie bekommt die Kriegswochenhilfe also jedenfalls, wenn sie bereits Familienunterstützung bezieht, aber auch ohne das, wenn das Familieneinkommen vor dem Dienstantritt des Mannes nicht über 2500 Mark, im Dienst über 1500 Mark hinausgeht. (Für jedes Kind tritt eine Erhöhung dieser Grenze um 250 Mark ein.) Die Kriegswochenhilfe (mit Ausschluß des Stillscheldes) wird auch bei Totgeburt oder baldigem Sterben des Kindes auf die ganze Dauer der Wochenzeit gewährt. Antrag ist bei der Krankenliste oder der Gemeinde zu stellen.

Beiträge für die „Kriegszeitung“ sind erwünscht. Sie sind der Schriftleitung der „Kriegszeitung der 4. Armee“ durch die Feldpost, Deutsche Feldpost 4, zu übermitteln.

Beilage zu Nr. 254 der Kriegszeitung

Alle Nationen hoffen den deutschen Menschen,
wie die Bösen den Guten. Wenn es ihnen
aber gelingt, ihn zu verdrängen, wird ein
Zustand eintreten, in dem sie ihn wieder mit Nägeln
aus dem Grabe ziehen möchten.

Friedrich Hebbel
(1860)

Miles fließt —

Von Sanitätsmundführer Thomas Westersch

Abern Kanal in Flandern
von einem Ufer zum andern
schreitet der Mias, blütenweiß. —
Dochschinab lichtergrüner Rasen,
rotbunte Klüften am grasen. —
Ferne vom Dorn löst das Abendgeheiß.
Abern Kanal in Flandern
von einem Ende zum andern
wirbelt's wie frommelnender Tob. —
Nachlässig schluchzt ihre Schmerzen
darein. Aus Kasanienlerzen
tropfen die Blüten so frühe, so rot. —
Abern Kanal in Flandern
steigt aus urewigen Wäldern
ein Wellengebet — an das Meer.
Nachlässig, Lohntrommel schwellen.
Wie zu demütigtem Neigen
lagert sich heischend die Nacht eingeumher —.

Lenzblätter

aus meinem flandrischen Kriegstagebuch

Von Hagedornwibel Theodor Webers

Im Sprengstichter

Hundert Meter von unserm, zwanzig Meter
vom feindlichen Graben liegt er, irgendwo in der
zerstörten, blutigen flandrischen Ebene. Ein
Dachhäufel aus der Erde könnte man hineinstellen.
So groß ist er.

Da sitzt, hoch, liegt ich mit meiner Gruppe. Vier
Mann schauen durch die Ausgucklöcher des trau-
rigen Erdwalles nach den verschiedenen Richtungen
zum Feinde hin. Die vier anderen liegen, die selb-
stgegraben Leiber fest an die Trichterwand geschmiegt,
da, auf Absehung wartend. Jeder hält das Gewehr
fest in der Hand.

Ich sitze vorne auf einem in die Wand ge-
schaukelten Sessel und schaue nach links hinüber
in die Landschaft. . .

Es ist Frühjahr. Die Nachmittagssonne gleitet
verklärend über die totenstille Ebene. Am blauen
Himmel kein Wölkchen. So klar, so rein ist's da
oben wie selten in Flandern.

In der Ferne dehnen sich frischgrüne Baum-
reihen und Baumgruppen, traumverfälschte Pappel-
reihen und kleine Wälder und Parks. Dazwischen
Häuser und Gehöfte. Die meisten zerstört. Nur
Ruinen noch, deren karminrote Ziegeltrümmer weithin
leuchten. Wenige der einsig so malerischen, glück-
lich umhüllten Hügel haben den beiden harten
Kriegsfahren getrotzt. Traurig schauen sie in den
Lenz hinein — als fürchteten sie neuen zerstörenden
Eisenhagel.

Fern, fern am Horizonte hämmert ein Hügel.
Auf seinem Abhang steht eine Mühle mit ruhenden
Flügeln. Wie lange noch. . . ?

Kurz vor mir erstreckt sich nichts als Grasflächen,
die von braunen Erdstreifen zerissen sind: des
Feindes weitverbreitete Stellungen. Nur unklar sind
sie zu erkennen. Wie erschöpfene Vulkanreihen ruhen
sie in der großen, erdrückenden Einsamkeit. Wenn
sie aufwachen — zu vollem Bewußtsein — dann
wird die Ebene hüben und drüben zur Hölle.
Feuerstrahlen durchdragen den Äther, Schreie erfüllen
die Luft.

Nun ist es still. Nirgendwo etwas Lebendes.
Gras, Lehm, Sonne und Wollen und hinten, weit
in der Ferne, der Hügel, die Mühle und Bäume.
Unter dem Erdwalles unseres Trichters ausgewählter
Boden, Granatscher, Erdschollen, zerstückte Bah-
len, Steintrümmer.

Ich sitze und lausche hinaus.

Schwalben huschen in schwungvollen Bogen
hinüber — herüber. Der Heimtrieb hat sie aus dem
glühenden Süden wieder hierhergelockt. Dahin, wo
sie früher mit friedlichen Menschen Nahrung und
Wohnung geteilt. Durch all das Grausen sind sie
hierhergefliegen. Und nun hängen ihre Nester in
den rissigen Trümmern, dort halbblind, etwa fünf-
zig Meter von uns fort, an der zerfetzten Straße,
die mitten durch den feindlichen Graben führt.

Ganz langsam rinnen die Stunden dahin. Sechs
Stunden dauerts, dann wird uns eine Gruppe
abfließen.

Sechs Stunden! Eine kleine Ewigkeit — da,
wo die Einsamkeit des modernen Schlachtfeldes
am gefährlichsten ist.

Einmal wird die Stille unterbrochen. Ein feind-
licher Mörser schießt mit silberhimmelschreienden Propellern
unserer Front zu. Aber die Unseren wachen. In
wenig Minuten schon plagen hoch oben am azurigen
Blau die weißen Schrapnellwolken der Abwehr-
kanonen. Umkreisen den Mörser in schwebendem
Tanze. Nah — immer näher, bis er gezwungen
ist, zu brechen und umzufliehen. —

Erdlich schlägt die Stunde der Erlösung.

Ich höre ein Rascheln. Draußen im dicken Gras.
Einer von uns hebt vorsichtig den Kopf.

Was mag's sein? Absehung. . . ?

Ja — schon kriecht der erste zu unserm „Lore“,
einem Loch im Erdwalles, herein — hochrot den
Kopf, das Gesicht überpelt mit Schweißtropfen.
Die anderen folgen — immer in Zwischenräumen
von zwei, drei Minuten.

Der Führer kriecht vorne. Im Schneidengang
geht's weiter. Und immer im Zickzack. Und flach,
ganz flach über die Erde. Plötzlich wie ein Papier,
das Gewehr vorne in den Fäusten, zieht man sich
mit Elfbogen und Knien über die Schmutzhaufen.
Maulwurfsbauten, ein paar Grasstängel werden
der sonst nicht phantasiereichen Seele zu einem
Woll und zu Bäumen.

Im feindlichen Graben lauert mit höhnischem
Grinsen der Tod. Wer den Kopf hebt, der ist ver-
loren. Den packt er mit sicherer Hand.

Weiter, vorsichtig über die Erde, durch die
brennende Sonne, dort an dem Wasserloche vorbe-
bei, fest den Schilamm mit Gesicht und Händen
streichend. Nur platt, ganz platt. Dann wieder links
ab — auf den halben Schauffersack zu. Immer im
Zickzack und mit Laufen- und Alenpausen.

Ja. . . da halbbrechts, kurz vor den weithin sicht-
baren Pfählen des feindlichen Drahtgitternetzes,
zwischen dem Schollenwerf — da ist der Trichter. . .

Eben kriecht der letzte zu uns herein. Wir lachen,
wie er kommt.

„Psst, den Kopf herunter!“ Einer von uns ruft
es leise.

Und gleich hat er die Nase wieder in den Schmutz
hineingesteckt. . . Wie der Heizfessel einer Dampf-
maschine leuchtet sein Kopf. Und nur mit Ausbuchtung
aller Kraft vermag er lautes Pusten zu unterdrücken.
Nun liegt er unten an der schwefelgelben Wasser-
pfütze und wartet — und „ringt“ nach Atem.

Die Absehung bezieht die Posten, und wir
rücken ab.

Der Graben, den wir ohne Unfall erreichen,
nimmt uns in seiner lenzlichen Spätnachmittags-
stille wie eine sichere, gastliche Herberge auf. Ich
meide dem Kompanieführer. Dann schreiten wir
unsern Unterständen zu — die Seele geschwellt
von jenem Hochgefühl, das den Menschen ergreift,
wenn er noch einmal wirklich empfunden hat, was
es heißt, Mensch zu sein. Und zur Tür hinein
lacht die Lenzsonne. Draußen auf dem Grabenrande
niden die blühenden Gräser und Blumen träu-

merisch zu mir herüber. Rechts im Erdreich singt
eine Gelle.

Und draußen im Gelände trillert eine Lerche
in trunkenen Akkorden zur blauen Höhe!

Zwei Oben

Von Oskarem Henry du Fels

Heute fand ich — o über die Entdeckung! —
Heute fand ich, heimlich und still und leise —
doch du mußt dein harmloses Herz bereiten.
Dahin erscheid nicht.

Heute fand ich — und ich war selbst verwundert —
doch der Krieg erschuldigt so manches Wunder —
heute fand ich, just bei der Toilette —
darf ichs dir sagen?

Heute fand ich, winsig und klein und lieblich —
aber bist du wirklich auch wohl und munter,
daß die Nachfrist dir nicht am Leibe schade
und an der Seele?

Heute fand ich — nun präparier dich würdig —
ganz versetzt, so schäufeln als wies ein Vögelchen,
in den Falten meines Soldatenhemdes
einsam ein — Lächeln.

O Kamm, geliebter, der mir doch sonst ein Freund,
tagtäglich schmeichelt über den Scheitel strich —
wo ist dein Ruf nun und dein Tagewort?
Aber ich habe dich doch befehlen!

Und du, Zahnbürste, die ich mit Liebe pfleg,
die sehr heimlich gegen den Staub geschäft,
in dem kristallen blanken Röhrelein
auf des Gebieters Befehle harpte.

Kristallner Spiegel, der an der Wand mir hing
und mich belehrte über mein Ebenbild —
nun hast du nichts mehr mir zu sagen,
denn für die Gileit ist kein Raum hier.

Und Gelse du, feis, daß du mit Pfeilring warst,
mit Stedenpferd, aus köstlicher Allensmilch,
feis, daß du warst aus größtem Bismut —
märchenhaft klingt es, daß du mal da warst.

Denn das, was nötig für deine Wohlfahrt war —
nur selten winkt uns dieser kostliche Quers,
ja selbst der unscheinbarsten Pumpe
kommt auf die Spur keine Wünschelrute.

Und du erst, schlafberaubendes weiches Bett —
wie wohl ist doch der Weg der Verschiedenheit
von die bis zu dem zweifelhaften
stöhrenen Lager, auf dem ich liege!

Und Taschentuch und linnenweißes Hemd
und Morgenbad — ihr Götter, ich geh zu weill
und meiner Wünsche wache Sehnsucht
scheitert an eurem harten Herzen.

Denn Mars gebietet und er regiert den Tag
und seine Söhne sollen von Giften sein,
und meiner Wünsche süß Erfüllung
bringt erst die Taube mit ihrem Ölzwig.

Die Dauer des Glücks

Für die Kriegszeitung der 4. Armee
von Prof. Dr. G. Weidner

Heinrich von Pöschinger gibt in seinem Buche
„Tischgespräche“ Bd. 2 S. 216 die folgende Aus-
sage Blomards wieder: „Ein glücklicher Mensch
bin ich in meinem Leben nur selten gewesen.
Wenn ich die mehrfachen Minuten wahren Glücks
zusammenzähle, so kommen wohl nicht mehr als
24 Stunden im ganzen heraus. Zum erstenmal
habe ich mich glücklich gefühlt, als ich als Anabe-
den ersten Hofen geschossen habe. Das sind aber
nur wenige Sekunden gewesen. Dann, als ich
meine Liebeserklärung gemacht habe.“

Dieses Bekenntnis erinnert lebhaft an ein anderes,
welches der berühmte Kaiser von Gorbowa Abder-
rahman III., welcher von 912—961 regierte, machte

und welches man nach seinem Tode, von ihm selbst geschrieben, vorfand. Es lautet: „Ich habe jetzt 50 Jahre teils friedlich regiert, teils siegreich gegen meine Feinde gekämpft, geküßt von meinen Unterthanen, gefürchtet von meinen Gegnern und geachtet von meinen Verbündeten. Reichtum und Ehre, Macht und Genuß haben mir zu Gebote gestanden, auch scheint irdischer Segen meiner Glückseligkeit nicht gefehlt zu haben. In dieser Lage habe ich sorgfältig die Tage reinen und echten Glückes, welche das Los mir beschieden hat, gezählt — sie belaufen sich auf 14. O Mensch, lebe nicht dein Vertrauen auf diese Welt!“

Diese Worte verdienen umso größere Beachtung, als Abderrahman III. der glänzendste Regent aus dem Hause der Omeyyaden war, dessen Regierung sowohl nach außen wie nach innen von einer damals noch nicht gesehenen Pracht zeugte. Aber auch er war nicht glücklicher als König Salomo, mit dem er auch das gemein hatte, daß sein Reich nach seinem Tode daselbe Schicksal hatte wie das des süßlichen Königs.

Wenn aber die Großen, deren Namen die Weltgeschichte verewigt hat, sich mit einem so kleinen Maß von Glück begnügen müssen, dann dürfen wir gewöhnlichen Sterblichen nicht muten, wenn das Glück nicht sein ganzes Füllhorn auf uns ausgießt. Für alle gilt das Dichterwort:

Aus der Urne rinnt der Freude wenig
Für den Sohn der Armut und den König.

Die Marke „Hindenburg“

von Landsturmann J. Faßbender

Herr Meier aus Klein-Pinneburg war Inhaber einer Zigarrenhandlung. Jüngst wollte er eben sein Geschäft zur sonntagnachmittägigen Ruhe



schließen, als noch ein verspäteter Kunde eintraf. Dieser stellte sich, nachdem er vorsichtig seine angelaufenen Brillengläser gepußt hatte, als Vorstand des Sängervereins „Polyhymnia“ vor. Der Verein wollte seinen im Feilde stehenden Mitgliedern eine besondere Freude bereiten und hatte deshalb seinen Vorstand mit dem Einkauf von Liebesgabenzigarren beauftragt. Sie sollte, so meinte der Herr Vorstand, zwar nicht so sehr teuer sein, dagegen wäre es wünschenswert, daß man für das Geld möglichst viel — na, Herr Meier wußte wohl schon Bescheid. Und Herr Meier wußte Bescheid. Da war z. B. die Marke „Hindenburg“. Voll, kräftig, riesig billig. Und auf dem Dedel war recht schön bunt dargestellt, wie eine Kompagnie mit fliegender Fahne, den Trommeln an der Spitze und unter plahenden Granaten eine Drifschiff erstürmt. Das wäre so recht etwas für unsere tapferen Helden, meinte Herr Meier. Und dabei fabelhaft preiswert. Ob der Herr Vorstand eine probieren wollte? Nein, der dankte. Aber er kaufte die Marke „Hindenburg“. Und versetzte den Laden mit einem riesigen Paket. Herr Meier prüft vergnügt vor sich hin, als er endlich und unwiderstehlich sein Geschäft schloß.

In einem Unterstand des 3. Bataillons ging

hoch her. Sie wären eben beim Stab, als Post verteilt wurde. Alle hatten etwas bekommen. Am glücklichsten war der Gefreite Dimpfel aus Klein-Pinneburg. Sein Blick lagte sich an einer



Kiste Zigarren mit der großen Aufschrift: Marke „Hindenburg“ und mit einer schönen, dunklen, stürmenden Kompagnie auf dem Dedel. Aber, ehe er sich dem Genuß dieser Havanna hingab, mußte er seine Pfeife leer rauchen. Er stellte daher die Kiste vorsorglich in die Ecke und setzte sich wieder zum unterbrochenen Stab nieder. Aber Wilhelm Busch hat noch immer Recht, wenn er einmal legendwies ungefähr sagt:

Raum hat mal einer ein bißel was,
Sleich gibt es welche, die ärgert das.

Mit neibischen Bildern hatte Ede Schulze, waschechter „Dealiner“, die Bewegungen Dimpfels verfolgt. Raum sah er diesen wieder mit lautem Ager im Spiel vertieft, als er sich in die Ecke schlich, die Kiste öffnete und ihr eine „Hindenburg“ entnahm. Mit dem harmlosesten Gesicht der Welt setzte er sich dann zu den Stabbrüdern und zündete mit Kennermiene seine Zigarre an. Doch sein freventliches Tun sollte enschlich bestraft werden. Zwei, drei Züge blies er kräftig in die Luft, dann versunkener sich sein Gesicht. Die Stabbrüder unterbrechen ihr Spiel und schnuppern in der Luft herum. „Nanu! Was ist denn hier los?“

Ede Schulze versuchte vielsagend zu lächeln und saugte trampfhaft an seiner Zigarre.

Plötzlich — ein Rufen, Toben, Schreien, wildes Durcheinander.

Ede Schulze war ohnmächtig zusammengebrochen.

Schnell schaffte man den Bewußtlosen an die frische Luft. Der Sanitäter kam herbeigerannt. Man nekte Edes Gesicht mit frischem Wasser, bewegte seine Arme tastmäßig im Kreise herum und hatte bald die Freude, das Leben in ihn zurückkehren zu sehen.



Währenddem hatte einer der Beherztesten sich wieder in den Unterstand hineingewagt. Mit den nötigen Vorsichtsmaßregeln ergriff er die heftig dampfende Zigarre und warf sie in eine, eigentlich für einen anderen Zweck bestimmte Grube. Während

die anderen den Unterstand desinfierten, belächelte der wieder ins Leben zurückgekehrte Ede Dimpfel sein Verbrechen, das ihm anscheinend schnell vergeben wurde. Denn man sah die beiden noch lange Zeit in ernstem, tiefem Gespräch beisammen stehen, das nur durch häufiges, aufmerksames Ausschauen nach der feindlichen Stellung unterbrochen wurde.

Mit kräftigem Händedruck schieden sie von einander.

Am Abend meldete sich Ede Schulze zu einem Patrouillengang nach dem feindlichen Graben. Er nahm seine Waffen mit, wohl aber trug er unter dem Arm eine kleine Kiste. Marke „Hindenburg“ stand darauf. Und ein schönes, buntes Bild war auf dem Dedel.

Am folgenden Tage meldete der feindliche Heeresbericht: „Es gelang den Deutschen sich während der Nacht in einen unserer vordersten Gräben festzusetzen, nachdem sie die ganze Besatzung durch vergiftete Zigarren, die sie hinterlistigste Weise in unsere Stellung schafften, betäubt hatten.“

Herr Meier aus Klein-Pinneburg wartet nun auf das Eisener Kreuz, das ihm in blinder Vertennung seiner dem Vaterland geleisteten Dienste immer noch nicht verliehen worden ist.



Deutsches Harz

Die deutsche Industrie, die alljährlich große Mengen Harze und Harzöle aller Arten verarbeitet, sah sich durch den Ausbruch des Weltkrieges in eine besonders schwierige Lage versetzt, weil ihr dieser wichtige Rohstoff sofort ganz und gar entzogen wurde. Denn da die Harznutzung den Wald ruiniert, ist sie nur in einem Lande mit niedrigen Holzpreisen möglich, weshalb wies sie in den deutschen Wäldern mit ihrem wertvollen Baumbestand schon lange nicht mehr betrieben. Das in Deutschland verarbeitete Harz kam fast durchweg aus dem Ausland, allein aus den Vereinigten Staaten wurden im letzten Friedensjahr für 20 Millionen Mark Rohharze eingeführt, neben großen Mengen von Terpentin und anderen Harzölen. Unser zweiter Hauptlieferant war merkwürdigerweise Südrussland, das über sehr ausgedehnte Kiefernwaldungen verfügt, die große Mengen Harz abwerfen. Auch Japan war einer unserer Hauptlieferanten in diesen Dingen, während so walreiche Länder wie Rußland und Österreich weiter zurückstehen. Unter diesen Umständen mußte die heimische Industrie also rasch einen geeigneten Ersatz suchen, nicht nur um ihren Betrieb aufrecht erhalten zu können, sondern auch, um die für Kriegszwecke wichtigen Harzfabrikate weiter liefern zu können. Auf drei Wegen konnte ein solcher Ersatz gefunden werden. Entweder — und dieser Weg lag dem deutschen wissenschaftlichen Denken am nächsten — suchte man das Baumharz aus seinen Bestandteilen synthetisch darzustellen, gerade wie Indigo, Kauchuk und andere Stoffe synthetisch dargestellt worden sind. In dieser Hinsicht unternommene Versuche haben indessen erst in allerneuester Zeit zu einem Erfolge geführt. Oder man suchte die alte deutsche Harzgewinnung wieder zu beleben, was freilich wegen der verderb-

ischen Wirkung auf den Wald gewissermaßen die Zukunft der Gegenwart opfern hieß. Oder endlich man suchte nach geeigneten Beschäftigten, die in Deutschland in genügender Menge vorhanden waren, um die Lager an Rohharz für solche Zwecke frei zu machen, für die es unentbehrlich war. Auch dieser Weg ist mit Erfolg beschritten worden. Harz ist bekanntlich ein Umwandlungsstoff der Baumrösche und lagert in den Bäumen in den sogenannten Harzgängen ab. Diese Harzgänge liegen entweder in der Holzmasse, wie bei Fichte und Kiefer oder in der Rinde wie bei einigen anderen Bäumen. Für die Harzgewinnung kommen jene allein in Betracht, sie müssen mit einem Beil angeschlagen werden. Dieses Jahrhundert alle Verfahren ist auch heute noch unverändert im Gebrauch. — Das Harz hat aber — ähnlich dem tierischen Blut — die Eigenschaft, an der Luft zu gerinnen, dadurch verstopft sich die Wunde, und es kann nichts mehr ausfließen. Deshalb müssen die Wunden öfters von dem antlebenden Harz befreit und wieder aufgehauen werden. Wird diese Harznutzung 4–5 Jahre lang fortgesetzt, so verliert der Baum die Lebenskraft, er liefert nur noch wenig Harz und sehr auch kein Holz mehr an, dann muß er gefällt werden. Aus diesem Grunde sind jetzt nur solche Kiefernbestände zur Harznutzung freigegeben, die dicht vor dem Umtrieb stehen. Der Harzfluß und bemerktenswerdend die Harzerte hat etwa Ende April begonnen und dauert bis Ende September; ihre Ergiebigkeit ist stark vom Wetter abhängig, namentlich durch warmes trockenes Wetter wird sie begünstigt. Das gewonnene Harz wird in besonderen Anlagen mit überhitztem Dampf geschmolzen und nach dem Grade der Flüssigkeit in verschiedene Dese, Harze und Pech zerlegt, die in der Industrie sehr vielfältig verwendet werden. Aus ihnen werden Lade, Firnisse und andere Anstrichmittel, ferner Siegel- und Flaschenlase, Glaslittl usw. hergestellt. Das Pech allein dient zum Dichten von Fässern und Schiffen, zur Anfertigung von Fadeln, Feuerwerkskörpern, Zündern, Zündschnüren, Patronenhüllen und Packungen für Sprengstoffe. Die Seifen- und Alkoholfabrikanten, die Fabriken pharmazeutischer Präparate, die Verarbeiter von Horn, Elfenbein und Knochen, sie alle gebrauchen Harze und Harzöl in großen Mengen. Gelingt es, diesen wichtigen Stoff aus in Deutschland vorhandenen Rohstoffen in ausreichender Menge darzustellen, so können unserer Volkswirtschaft viele Millionen erspart werden, die bisher ins Ausland gingen!

Namenswithe

Von Dr. C. E. Slesse

Im letzten Bande der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ haben Prof. Ahrens und Dr. Barbt eine Reihe von Namenswitten mitgeteilt. Der netteste dieser zum Teil bekannten Witten wurde einem gewöhnlich in München mitgeteilt, wenn man in Gesellschaft eines einheimischen Literaten am Donat-Liebig, dessen Schwiegersohn der Philosoph Carriere war, vorbei ging: Carriere konnte seine Karriere machen, weil er misliebig war, erst als er Miß Liebig heiratete, machte er Karriere, d. h. er wurde auf ehebem nicht ganz ungewöhnlichem Wege Ordinarius. Die Zahl der aus anderen Orten mitgeteilten Namenswitten, dieser artigen Äußerungen des Spieltriebes der Sprache, läßt sich natürlich bis ins Unendliche vermehren. Ich will nur einige weitere Beispiele anführen.

In München gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwei psychologische Gesellschaften, deren Tagungen ich hiezuweilen bewohnte. Das Haupt der einen war der Vorkämpfer des Spiritismus Karl du Prel, die andere scharte sich um den Prof. Freiherrn von Schrenck-Nohring. Die Spiritisten hatten damals Oberwasser, denn das berühmte Medium Eusapia Palladio war noch nicht entlarvt. Als ich mich zum ersten Male in die du Prel'sche Runde im Englischen Kaffeehaus verlor, sagte das bedienende „Servierfräulein“, vulgo Kellnerin, namens Wally, die später eine in deutschen Ländern nicht

gerade unbekannte Persönlichkeit heiratete, ganz erschrocken zu mir: „Jesaja, Herr Doktor, fangs a (auch) a Spinnmoada worden?“ (Spinnmeister, spinnen spinnisieren). Die du Prel'schen Psychologen wurden hochgeachtet, die „Geisteskranken“, die der anderen Runde die „Besessenen“ genannt.

Auch Bismarck werden mehrere Namenswithe zugeschrieben, die nicht über sind. So soll er von dem Herrn v. Dampieda mit dem schönen friesischen Namen, der Diplomat in händelverischen Diensten war, gesagt haben: „Le Baron v. Dampieda n'est pas un homme d'état“.

Als dem Fürsten einmal mehrere Verwandte und Teilhaber des Hauses Bleichröder namens Gutfenlag vorgestellt wurden, soll der Fürst später zu seiner Umgebung geäußert haben: „Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen.“

Als der sehr eitle Philologe Morgenstern einem Ruße nach Dorpat folgte — Prof. Ludwig Studa hat jüngst in der „Allpreussischen Monatschrift“ das Tagebuch seiner Reise dorthin veröffentlicht —, hat Gottfried Hermann nicht über bemerkt: „Es ist ein Glück, daß dieser Stern sich nach Morgen wendet.“ In einem preussischen Ministerium gab es vor Jahren einen strebsamen Assessor Bitter, der einmal bei unpassender Gelegenheit behauptete, er würde, um vorwärts zu kommen, über Leichen gehen. Natürlich hieß er seitdem nur der „Leichenbitter.“ Selbst Goethe, mit dessen Namen der später die Namenswithe streng ablenkende Herder einst mutwillig gespielt hatte, verschmähte sie nicht. Verschiedene Beispiele finden sich in den Gesprächen.

Schon Griechen und Römer haben sich Namenswithe geleistet. Sehr hochachtete Scherze dieser Art erlaubten sich die sich so heilig behandelnden griechischen Theologen, und bis in die neueste Zeit haben gerade die Theologen, besonders die auf dem Hochschulatheder stehenden, sich der Namenswithe bei der Polemik bedient. So ist, wenn ich mich recht entsinne, in den oben erwähnten Sammlungen das auf Schleiermacher gemünzte Wort: „Er war der Wahrheit Schleiermacher“ nicht gebrüht. Manchen hübschen Beitrag hat die polnische Sprache und der Börsenwitz geleistet. Wir können es heute nicht mehr nachfühlen, was einst der Witz auf das Metternich'sche System dem Wiener bedeutete: „Imperator hoffer Clemens (Metternich) est et nam (Graf Clam) nos regit.“ (Unser Kaiser ist andächtig und regiert uns heimlich.)

Eine außerordentlich bedeutsame Ausdeutung des Namens Bismarck vernahm ich vor Jahren in Moskau zu nächstlicher Stunde auf dem Kremel aus dem Munde eines kleinrussischen Soldaten, mit dem ich ins Gespräch gekommen war. Als er hörte, ich wäre ein Deutscher, sagte er: „Ja, ihr Deutschen, euch geht es gut, euch hilft ein Teufel, dafür habt ihr aber auch euren Seelenverläufer!“ Erstaus beehrte ich eine Erklärung. „Nun, der Teufel Marquis! (Bis gleich großrussisch bles, Mar gleich Marquis.) Der Name Bismarck, der ja soviel wie bischöfliche Mark (vgl. Bistum) bedeuten soll, ist ja auch als Namenswithe verwertet worden, der freilich etwas gequält klingt. In einem Gebichte, das vor Jahren auftauchte, kam die bewußte Wendung vor: „Bis Mar und Blut des deutschen Volkes“ usw. Vielleicht unterliegt sich Prof. Ahrens in Rostock der Mühe, die Namenswithe zu sammeln, indem er sich durch die Presse mit der Bitte um Mitteilungen, an den Leserkreis wendet. Auf diese Weise ist der Buchmann das geworden, was er heute ist.

Die Entwicklung des Fallschirms

Mit den Bemühungen, die Luft zu beherrschen, mit den Arbeiten zur Konstruktion von Luftschiffen und Flugzeugen gewann naturgemäß auch die Sorge um entsprechende Schutzmittel immer mehr an Bedeutung. Das im Mittelpunkt derselben stehende Fallschirm-Problem ist sogar älter als die ersten Luftverlehrsmitel, trotzdem steht es noch immer einer einwandfreien Lösung entgegen. Zumeist sind heute die Zeilen vorhan, da der Fallschirm nur aus haltbrecherischen Kunststoffen verwendet wurde,

er ist soweit verbessert, daß er wenigstens als Rettungsmitel für Fallschirmbeobachter bemerkenswerte Durchschneiderfolge aufweist. Die Bemühungen um praktische Fallschirmsysteme wurden einige Jahre vor Kriegsbeginn, als der Luftverkehr seine ersten großartigen Erfolge feierte, mit erneuter Energie aufgenommen. Die Versuche selbst, über die der „Prometheus“ nach den Ausführungen von Böttner berichtet, waren äußerst verschiedenart. Vielfach schlug man fallschirmartige Kleider vor, die von den Fallschirmen getragen werden und sich bei einem Absturz durch besondere Mechanik entfalten sollten. Gerade in dieser Hinsicht wurden die wichtigsten Versuche unternommen, berühmt ist der Todesprung des Fliegers Reichelt vom Eiffelturm, wertvolle Ergebnisse wurden jedoch nicht erzielt. Dann ersand der Franzose Hervic eine Verbesserung am unsäckeren Fallschirm, die sich als wertvoll erwies. Am inneren Rand des Fallschirms wurden Federn angebracht, durch deren Wirksamkeit der Fallschirm sich beim Abstieg sofort automatisch entfaltete, so daß man nicht mehr auf den Einfluß des von unten wirkenden Luftstromes angewiesen war. Dies ist besonders wichtig, wenn der Sturz aus geringer Höhe erfolgt, wobei also gar nicht genügend Zeit übrig bleibt, um den Luftstrom von unten wirken zu lassen. Der Erfinder selbst unternahm mit dem so verbesserten Fallschirm 40 Abstürze mit glücklicher Landung, wobei die Höhe bis zu 2000 Meter gesteigert wurde. Denselben Grundsatz wie Hervic verfolgte die Fallschirmkonstruktion des Münchener Erfinders Schmittner. Sein Fallschirm hatte einen Durchmesser von vier einhalb Meter und wurde durch zweieinhalb Meter lange Spiralfedern zur Entfaltung gebracht. Energischer ging der Baron von Dold zu Werke, der das sofortige Öffnen des Fallschirms dadurch zu bewirken suchte, daß er im Innern des Schirmes Schießpulver zur Explosion brachte. Eine dritte Art der schnellen Fallschirmöffnung arbeiteten die Erfinder Del und Mayoug aus, wobei sie sich der Pressluft bedienten. Die zwei letztgenannten Konstruktionsweisen sind aber in ihrem Erfolg bisher mehr oder weniger fragwürdig geblieben. Neuerdings bemühte sich der französische Flieger Bonnel um ein Fallschirmsystem, das beim Abstieg nicht nur den Flieger, sondern auch das Flugzeug rette. Aber die Ergebnisse dieser Arbeiten ist aber bisher nichts näheres bekannt geworden.

Warum bellt der Hund den Mond an?

„Warum bellt der Hund den Mond an?“ Diese Frage hat „Evensa Dageblad“ in Stockholm zum Gegenstand eines Wettbewerbes gemacht, der lebhaften Anteil erregt und gegen 100 Einsendungen veranlaßt hat. Manche der Einsender verneinen zwar die Vorfrage und leugnen überhaupt, daß der Hund den Mond anbellt, aber die große Mehrzahl ist doch hiervon als Tatsache fest überzeugt. Nur, so meint eine Antwort, ist es freilich in der Nähe nicht der Mond, den der Hund anbellt. Seit Urzeiten hat er von seinen Ahnen die Gewohnheit nachtslicher „Korrespondenz“ ererbt: er tauscht bei Nacht bellend seine Gedanken mit seinesgleichen aus und hört überdies in der nächstlichen Stille viele Laute, die ihn fesseln oder auch beunruhigen. Um sein Geheul auszusprechen, ist er gezwungen, die Nase in die Höhe zu stecken, und so sei die Vorstellung aufgetaucht, als ob er legend ein besonderes Interesse am Monde nehme.

Eine verwandte Ansicht äußert ein anderer Einsender, der daran erinnert, daß zur Zeit des Neumondes die Raubtiere des Waldes am begierigsten seien und um diese Zeit eine neue Jagdperiode zu beginnen pflegen. Das habe der Wachhund, als der treue Gefährte des Menschen, natürlich bald herausbekommen, und so habe er sich zur Zeit des Neumondes eine erhöhte Wachsamkeit angewöhnt, die er durch reges Bellen bekundet. Bei den Hunden, die jetzt keinen Wachdienst mehr versehen, wirkt dann die altererbt Gewohnheit noch immer weiter fort. Auch ein alter Jäger

Kriegszeitung

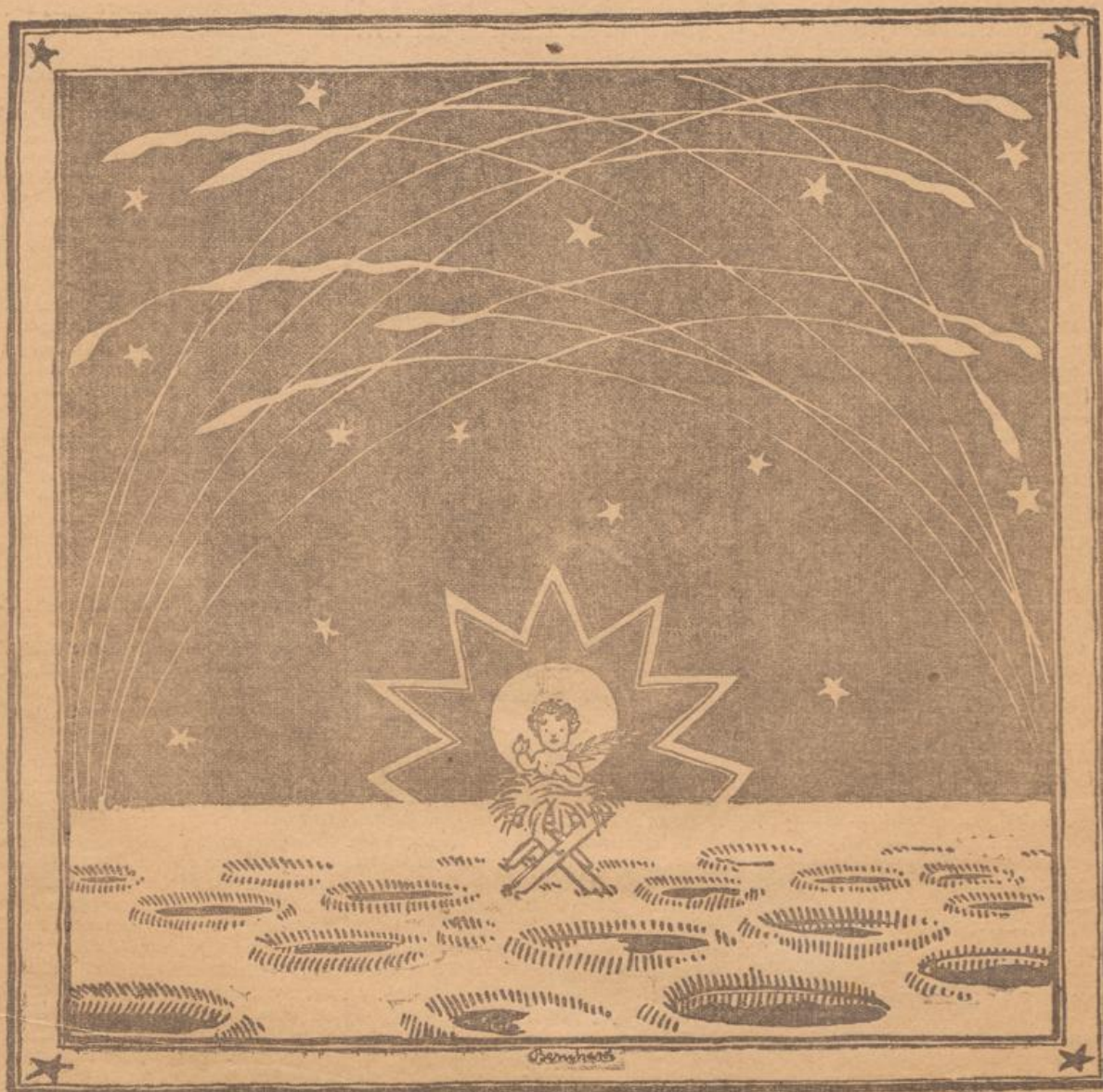
der 4^{ten} Armee

Nr. 312

Erscheint Sonntags und Donnerstags

24. Dezember 1917

Weltweihnacht



Über während Schwerischlag in den wilden
Lössen gelst, in schwellendem Dran —
liegt im Stall ein Kindlein in der Krippe,
und die Hirten beten an.

Wie Kometen sprudeln die Geschosse
ihre Kurven durch den Raum,
aber — sieh, im Schuß der Donnerbogen
träumt das Kindlein seinen Traum.

Höllensfurch der Leiber aus den Lössen ...
Aber von der Erde schwillt
Halsfajal ... Denn die Donner weden
den, der alle Donner füllt.

Friede den Menschen auf Erden

Von katholischem Selbstgeistlichen Dopp

Weihnacht 1917

4. Friede Weihnachts

Noch kein Feinde, in diesem Zeichen bezeugen wir die 4. Kriegserklärung, immer wieder hoffend, daß es die letzte sei. Das erste Mal, noch im Anfangsstadium des Krieges, tröstete man sich bei dem Gedanken an ein baldiges Ende, da ein Krieg mit so modernen Mitteln unendlich lange dauern könnte. Die nächsten Wochenachten verlebten wir zu Hause, so hieß es allgemein. Aber weit gefehlt, auch diese Spanns Zeit brachte den Frieden nicht und so hoffte man, allerdings, da man schon an Überforderungen gewöhnt war, etwas unangeneher. Es schien denn auch, als wenn es genug sein sollte den grausamen Krieger. Wer beschrieb die Freude jedes Deutschen, bei dem Friedensangebot unseres Kaisers, damals, am 12. Dezember 1916. Wie waren alle gespannt auf das Echo, welches dieser Entschluß bei unseren Gegnern haben würde, und wie bitter war die Enttäuschung, als nur Hohn und Spott aus der feindlichen Welt zu uns herüberdrangen.

Nähe im Osten, erhöhte Kampfthätigkeit im Westen! wird der Grundsatz der nächsten Kriegserklärung sein, und so werden wir die vierte Kriegserklärung nach und nach an Ostindien wie vor einem Jahre, aber auch geschlossen werden uns unsere Feinde finden, noch mächtiger werden unsere Sätze sein, dann wir uns doch nur mehr nach einer Front zu beschlagen. Aus diesem ermüthenden Geßel heraus wollen und können wir unseren Lieben ruhig mittheilen, daß wir es bis zur nächsten Jahreswende schaffen werden, und wollen wir unseren Lieben durch solche Zuversicht eine Weihnachtsfreude bereiten, die selb' längen nicht. Wie werden die Augen der Kleinen leuchten, wenn die Mütter ihnen erzählt, daß der Vater bald heimkommt! und dann immer dort bleibt, wie wird die Mutter stolz sein auf ihren Jungen, der die Heimat küßte in schwerer Noth, wie wird die Gattin demütht sein, ihn zu pflegen nach dieser stürmischen Zeit. Was den alten Deutschen Witzall, möge und unser Heim sein. Möge im nächsten Jahr der allbekannte Tannenbaum in jeder alten Herrschaft erstehen, wie wir ihn von frühesten Kindheit an schauen durften, und uns nur langer Trennung mit unseren Lieben wieder vereint finden. Möge er sich erneuen an dem Ende

stahlender Menschenflut. Wie fernes Glocken-
läuten wird's durch die Räume ziehn, und über
aller Freude werden die Engeln dort oben singen
wie einst: „Friede auf Erden und den Menschen
ein Wohlgefallen!“

Das Weihnachtsgeschenk

Von Oberleutnant Flach

Zum ersten Male Kriegswihnacht, wo mehr
als das Silbergeld kommt Hoffnungen unser
Herz erfreut. Die erste Kriegswihnacht, in der
sich das deutsche Volk ein Geschenk unter den
Baum legt, das wirklich, greifbar, unwiderstehlich
ist: Rußland.

Bestzeit ist der Sieg über dieses große Reich.
Es gibt kein Wenn und Aber mehr. Der Furcht-
samkeit und Kleinmütigste kann beruhigt sein:
dieser Ruß ist uns nichts mehr. Nicht, weil
er sich durch Unterhandlungen gebunden weiß,
nicht, weil er einen guten Willen zum Frieden
hat, sondern weil er nicht mehr anders kann.

Dass der Ruß den Kampf einstellen muß, ist
kein Zufall, der mit den Schneeflocken daher ge-
schwehelt kommt. Es ist das Ergebnis unserer durch
den Himmel gesegneten Waffen. Das Palet, das
die Heimat unter dem Weihnachtsbaum erwartungs-
frohen Herzens öfnet, ist kein geschnittenenes
gefundenes Gut. Es ist die erste große Liebes-
gabe, die das deutsche Heer aus dem Felde heim-
schickt, und ein Zettel liegt dabei, drauf steht ge-
schrieben: „Da nehmt, Ihr Teuren in der Heimat,
das ist der erste unbeschnittene Lohn für unsere
dreijährige Arbeit, und seid bedankt für Eure
Liebe!“

Wer in Rußland Revolution gemacht hat, das
war nicht der englische Botschafter Buchanan,
das war nicht Kerenski und nicht Lenin. Das
waren seine völlererreichenden Ideen und seine
Gedanken der Milde und Menschlichkeit. Wer
in Rußland Revolution gemacht hat, das war
einig und allein der deutsche Soldat. Sage
keiner, es sei nur ein Glück, daß der Ruß nicht
mehr kann. Nichts falscher als das. Bei Tannen-
berg, in der Wolowenschlacht, in Salsitz, bei
Riga und auf Diel. Da haben wir selbst dafür
gepflegt, daß das russische Angelüm sich verbutei
und erschöpft hat. Und unsere Kameraden an
der Westfront haben keinen geringeren Anteil an
diesem Zusammenbruch; denn sie haben mit un-
säglichen Opfern erst ermöglicht, daß die Ostfront
in aller Ruhe mit dem Rußen obmachen konnte
nach dem bewährten Rezept: „Zuerst immer der
Schwächste!“

Die Heimat ist der Dritte im Bunde. Gölle
sie verworfen an ihren Söhnen, hätte sie nicht
durchgehalten unter Kummer und Sorgen, die
russischen Wellen trafen heute mit den englisch-
französischen Wogen zusammen und begraben
unser schönes Vaterland unter einem Meer der
Schmach und Gewalt.

Wie ein Familienvater, stolz auf den Ertrag
seiner Arbeit, am Jahresende Frau und Kinder
mit Weihnachtsgaben erfreut, so kann das deut-
sche Volk diesmal gebenedeten Herzens unter den
Lichtern des Weihnachtsbaums treten. Seine Wägen waren nicht
umsonst.

Der Zweifrontenkrieg ist aus, und das bedeutet
den Sieg auf der ganzen Linie.

Kriegswihnacht im deutschen Hause

Von Ida Boy-Ed

Nun höst man klagen: In diesem Jahre werden
wir kein Weihnachtsgeschenk bekommen. Als so
vielen fehlt es, was von jeder unserer Anbacht
und unserer Freude ganz einzigartigsten, ganz deut-
schen Ausdruck gab. Es liegt uns nun einmal
sief im Gemüt, dies Verlangen, uns an die sicht-
baren und greifbaren Symbole eines festlichen
Geschehens zu halten. Wenn die Menschen, Kin-
der und Erwachsene, in die wiedererwachte Natur

hinauswandern, bringen sie die Hände voll Blumen
heim; keineswegs nur aus sinnlosem Zerstörungs-
trieb pflücken sie ab, was erreichbar ist, in ihnen
ist der starke, wenigstens undeutliche Wunsch, den
Frühling zu fassen, zu halten, seines Gelommen-
seins froher und gewisser zu bleiben, indem sie
seine Symbole nach Hause tragen.

Von allen Gebräuchen haben die meisten den
Sinn, daß sie Freude oder Leid ausdrucksvoller,
begreiflicher, unvergesslicher gestalten wollen. Als
zu Beginn des Krieges eine Bewegung entstand,
die den Angehörigen eines Gefallenen Trauertracht
verbiethen wollte, konnte sich dies Bestreben nicht
durchsetzen. Das kummervolle Herz verlangte auch
nach dem gewohnten Ausdruck — nach dem
schwarzen Gewand. Eine Braut ohne Schleier
und Kranz erschien nicht weisevoll und nicht von
seiner ersten Freundschaft umschützt, die der Stube
eines solchen Bündnisses innewohnt. So konnte
man dem Leben des deutschen Volkes in unzäh-
ligen Einzelheiten nachgehen und fände immer
wieder, wie wichtige Bedürfnisse ihm nicht voll-
ständig erschienen, wenn die damit verknüpften Ge-
bräuche nicht zu erfüllen sind.

Nun soll in der deutschen Häuslichkeit das
Weihnachtsgeschenk begangen werden, an vielen Orten
ohne Tannenbaum, überall ohne Lichter, ohne
Süßigkeiten und Küchenaufwand? Und die Fa-
milie, durch die Koffennois in einen Raum zu-
sammengedrängt, soll freudig und mutvoll Stim-
mung bewahren — unter solchen Bedingungen?

Ich meine doch: wenn wir es recht bedenken,
kann es in jedem Hause, reich oder arm, gerade
durch diese Schmutzlosigkeit, durch all den erzwun-
genen Verzicht, ein Weihnachtsgeschenk der erhebendsten
Art werden!

Wissen wir nicht, daß unser Mut von zwei
starken Quellen unerschöpflich neu gespeist ward?
Die eine ist die Liebe zum Vaterland, das wir
nicht verderben lassen wollten; die andere ist die
Liebe zu unserer Nachkommenschaft. Um ihrer
gesicherten Zukunft willen blieben unsere blutenden
Herzen stark. Sie, die Kinder, die Enkel, sollen
sicher im blühenden Deutschland wohnen. Aber
damit sie es können, ist es nötig, daß sie es mit
dem Bewußtsein tun, welche Opfer es kostete!
Sie sollen nicht ohne Verständnis, nicht ohne Er-
innerung bleiben, damit sie in Würde genießen,
was wir ihnen errannen.

Und in der geistigen, in der Gemütsentwicklung
aller Kinder muß gerade dieses Weihnachtsgeschenk
wie ein unvergesslicher Markstein stehen! In ihrem
Gedächtnis wird ein geheimnisvoll gehelligter
Schauer sein, wenn sie an diesen 24. Dezember 1917
denken, wo kein Tadel um den Tisch ging und
kein blendendes Lichtgeschimmer den Alltag ver-
gessen ließ, die häusliche, gewohnte Stube zu un-
begreiflich herrlichem Festraum umzuwandeln. Und
wenn diese Kinder, die heute mehr abnungslos
als klar verständig das Fest ohne strahlende Far-
ben begehen müssen, wenn diese Kinder einst alle
Leute sind, werden sie es stolz und mit ehrwürdi-
gster Stimme ihren Enkeln erzählen, wie es da-
mals war, als die Not des großen Krieges uns
die Lichter und die Süßigkeiten und allen Über-
fluß aus der Hand nahm.

„Damals“ werden sie berufen, „damals“ hatte
der echte Deutsche den Luxus verachtet gelernt
und begreifen, daß wir nur stark bleiben, wenn
wir Selbstsucht üben und alle unedelmütigen Ein-
flüsse von uns fernhalten. Damals waren wir
so ganz dem Vaterlande hingegeben, daß es uns
ein geringes schien, einmal ein Weihnachtsgeschenk
ohne die gewohnten Gebräuche und ohne Festlichkeit
zu begehen.“

So trägt den einen Segen dies Fest schon von
vornherein in sich, daß die Kunde davon hinüber-
wirkt auf künftige Geschlechter, und seine Wirkung
kann stark genug, deutlich genug sein für die Zu-
kunft!

Dies, vielleicht alles, kommt aber auf die Eltern
an! In ihre Hand ist bei dem diesjährigen Fest
mehr als je eine große stillige Verantwortung
gelegt, ihren Kindern gegenüber. Wenn der Vater
nicht die rechten Worte weisevollen Ernstes findet,

die Mutter nicht die frohe Zärtlichkeit, den Kinder
über Enttäuschungen hinwegzuhelfen, dann ist es
um die ernste und nachhaltige Wirkung geschehen!
Und anstatt sich schon als Mitleidiger der un-
geheuren Zeit zu empfinden, werden die Kinder
klagen über das ihnen Entgangene. An Weihnachten
wird es ja nicht fehlen — aber die gibt es auch
an Geburtstagen. Anderes fehlt. Und dies drückt
an das eingeangene Gesichte an: es fehlt noch in
den meisten Häusern, das postpositive Festgewand,
das deutsche Braut der heiligen Feiertage innerhalb
der Familie zu geben gewohnt war. Den kleinen
Herzen wird es vorkommen, als sei ihnen diesmal
doch etwas Wunderliches, vielleicht das Aller-
beste nicht geworden.

Die Liebe und das väterländische Pflichtgefühl
der Eltern wird ihnen aber dafür anderes schenken:
die Erinnerung an ein sehr großes erheben-
des festliches Erlebnis!

Wenn man zurückdenkt an das Weihnachtsgeschenk
im ersten Kriegsjahr und es vergleicht mit dem
diesjährigen, lassen sich erstaunliche Gegensätze er-
kennen. 1914 hätte sich in den äußeren Formen
des Festes gar nichts geändert. Man lebte in
gewohnter Fülle. Nur daß jeder sich kaum genug
tun konnte, mit offenen Händen den Verwandten
und dem Heer wie der Marine zu schenken, kost
über die Massen. Es gab noch keine Zeitung,
die zu unheimlicher Begrenzung auch im Geben
zwang; es fehlte an feinsten Waren. Viele Herzen
war weichen schon still für sich. Sonst aber war
alles Glanz und Genuß. Und doch hätte uns
gerade damals das Bewußtsein bedrängen müssen,
daß alle Ursache gegeben sei, empfindlich und
schwersten Ernstes zugewandt zu leben. Denn
furchtbar änderte sich das Angesicht des Krieges.
Es war nicht mehr nur Übermacht von sich aus-
brechendem Mut und Siegesbewußtsein — auf
seiner eisernen Stirn stand der graunvolle Vor-
satz geschrieben, eine lange Herrschaft zu behaupten.

Und wie 1914 ist nun auch bei uns dieses
jährigen Weihnachtsgeschenk ein tiefer Widerspruch
zwischen dem äußeren Schein, in dem es anher-
scheitelt, und der Stimmung, die uns bereiten
darf. Gerade umgekehrt aber ist die Ursache dies-
er eindrucksvollen Gegensätzlichkeit! Das Gewand
ist bescheiden geworden: keine Lichter, keine
Süßigkeiten, keine Schmuckstücke, keine feinen
Güter. Keine Festräume öffnen sich warm und hell, um an
stippig befehlter Tadel die Familie zu verwöhnen. Ent-
sagung heißt die Lösung.

Aber unsere Herzen dürfen sich erheben in der
stolzen Gewissheit, daß unser Volk nie bezwungen
hat in schwerster Not, wie noch nie ein Volk der
Weltgeschichte. Sie dürfen voll reiner Freude
sein in der Erwartung des mütig bewachten
Friedens. Sie brauchen nicht zu verzweifeln,
daß teure Opfer vergebens gewacht sein. Sie
wissen, Deutschland wird leben und weit und frei
leben. Und die aus Verleumdung hervorgehende Ver-
achtung deutscher Art wird sich in Gerechtigkeit vor
ihnen wandeln.

Und sojchem Wissen wohnt Zauberkraft inne!
Sie wird in jedem deutschen Hause das Fest
glanzvoll machen, trotz schmaler Stube und man-
gelndem Licht. So wollen wir es denn feiern,
Dank, Demut und Zureden im Gemüt. Ratz
im Hause, reich durch unser Vaterland!

Weihnachtsfeier und Weihnachtsgeschenk bei Freund und Feind

Von Dr. Paul Alfred Merbach

Uns Deutschen ist das Weihnachtsgeschenk auf das
innigste mit den besten treibenden Kräften des
Vollbewußtseins verbunden. Schon unsere Wort-
bildung von der geweihten Nacht entstand auf dem
Boden der eigenen Mißverständnisse, so steht im
Gegensatz zu dem französischen oder englischen
„Noël“, der die Ausdrücke „noel“ und „christmas“
den lateinischen Worten „natalis“ und „mimus“
nachgebildet hat.

Diese geweihten Nächte, wozu an der Zahl,
sind um das Jahr 320 n. Chr. in Rom zum ersten
Male gefeiert worden, ohne daß man dabei von

verherein einen der in Betracht kommenden Tage gegen Ende des Dezembermonats besonders hervorgehoben hätte. Als die üblich gewordene Feier dann mit der Ausbreitung des Christentums zu den Germanen gelangte, wird einerseits im Heldenepos vom Heliand und in Dittmars Evangelienharmonie vom Kist ihr Anlaß und Ursprung, die Geburt des Erlösers, gar festlich ausgemalt und beschrieben. Das alljährlich wiederkehrende Gedächtnis daran aber wird andererseits mit einer Fülle heidnisch-germanischer Vorstellungen und Bräuche vereinigt, die als Jussier und Zuhelger sich um Gott Wotan gruppieren.

Langsam und allmählich wohl haben sich in deutscher Volkstümlichkeit Weihnachtsspiele, Weihnachtssitten und Weihnachtslieder ausgebildet, die mit unbewußter Selbstverständlichkeit Reiz und Zauber des reizvoll-menichlichen Symbols einer gescheiterten Religion einzutragen und wiederzugeben wußten. Um 1400 wird von Weihnachtsgeschenken erzählt, 1510 taucht der Lebkuchen, 60 Jahre später der Christstollen auf; aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammt die erste Schilderung eines Weihnachtsmarktes.

Der traueste Gewährte des lieblichsten aller Feste ist uns aber seit der Kindheit Tagen der Weihnachtsbaum. Wenn ihn Schüssel freilich im „Erlenhof“ schon im 10. Jahrhundert vorkommen läßt, so ist das die gleiche dichterische Übertreibung, wie sie in Wilhelms Tragedie vom Schicksale Heinrichs IV. zu beobachten ist, und die auf mancherlei Bildern Luther im Kreise der Seinen um dieses Symbol verammelt. Wohl bräut sich von vornherein ein tiefer religiöser Zusammenhang darin aus, daß die alte Kirche das Fest von des Heilands Geburt auf den 25. Dezember legte, auf den Tag des Gedächtnisses an Adam und Eva, und daß nach alter christlicher Sage das Golgatha-Kreuz Christi geschnitten war aus einem Weibchen des Kistmals im Paradiese vom ersten Menschenpaar gepflanzten Lebensbaumes. Der volkstümliche Brauch hat denn auch für das Fest der Weihnacht zu einem Baumgötze gegriffen, ohne daß man hier dieselbe heidnische Vorbilder nachweisen könnte. Das Kommen des Erlösers wird oft und gern in Verbindung mit dem Erlöschen der Blumen geteilt: die Rose von Jericho soll ein einziges Mal im Jahre, eben in der Weihnacht, ihre sonst so dürren Äste öffnen und zu blühen beginnen, und der vorwegwärtige Abraham a Santa Clara prägte das Gleichnis: als Gottes Sohn geboren ward, war der Schnee in selbiger Gegend augenblicklich geschwunden, die Erde war mit den schönsten Blumen bedeckt und geschnitten.

In manchen Teilen Sachsens und in Berlin trat oft an Stelle des strahlenden Tannenbaums die mit Lichtern besetzte und mit allerhand Schmuck und Zuckerzeug besetzte Kirschbaum. Sicher ist, daß die Landbevölkerung in Preußen den Baum gar nicht kannte, erst seit 1815 ist er durch Österreicher und Offiziere dahin gekommen. Ganz allmählich erschloß sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die katholischen Länder germanischer Zunge dem Brauche des Weihnachtsbaumes; 1843 war er in Stettinmarkt zu finden, doch in Bayern war er 1855 noch unbekannt.

Wohl war er im Elsaß heimisch, doch weiter drang er in das französische Gebiet selbst nicht vor. Nach Paris kam er 1840 durch die Herzogin von Orleans, die eine geborene Prinzessin von Mecklenburg war. Er war aber dort 1860 noch eine Seltenheit, jedoch nach einem Menschenalter schon selbst eingetragener, wenn auch das Fest selbst in Frankreich niemals jene innere Bedeutung, jenen festlichen Wert erlangt hat, den es bei uns einnimmt.

Ein Zufall wollte, daß im gleichen Jahre 1840 der Weihnachtsbaum auch in England eingeführt wurde, und zwar durch den Gemahl der Königin Victoria, durch den Herzog Albert von Coburg-Gotha. Er hat dort eine ziemlich Verbreitung gefunden, wenn auch seine Verwendung eine ganz andere, ich möchte sagen „englischere“ ist, als bei uns. Er ist größtenteils nur in vornehmen Häusern üblich, wo der Diener mit

einem kleinen Baumchen von Galt zu Galt geht und jeder sich ein Geschenk von seinen Zweigen nehmen kann.

Auch in die höheren Kreise Englands ist der Tannenbaum mit Lichterglanz und sonstigem Schmucke hier und da durch Deutsche eingeführt worden. Nach Übersee, besonders nach Amerika, hat er das deutsche Element begleitet und folgte so den Spuren deutscher Einwanderung. Am unberührtesten ist Italien von unserm heimischen Brauche geblieben: dem Wesen des Romanen entspricht die innige Gemütsliebe, die solch äußeres Zeichen festlicher Stimmung zum Ausdruck bringt und im Besonderen hat, wohl auch am wenigsten.

Ein wesentlicher Bestandteil der üblichen Festgebräuche, das gegenseitige Sich-Beschenken, ist allerdings auf italienisch-lateinischem Boden entstanden. Das ungeheuer um unsere heutige Weihnachtszeit gefeierte römische Fest der Saturnalien hatte einen Brauch, der beinahe einen christlichen Gedanken vorwegnahm und zum Ausdruck brachte: während der wenigen Tage dieses Festes waren die sozialen Verhältnisse von Herr und Diener, d. h. Sklave, umgekehrt, es sollte also wohl eine Art Ausgleich geschaffen werden, der den Entwürfen des Glückes und Wohlstandes von ferne freilich nur das gelobte Land der Freiheit und anderer gesellschaftlicher Möglichkeiten und Zustände zeigen konnte. Zu den Bräuchen dieses Saturnalienfestes gehörte also das Geschenkegeben und -Empfangen; mit diesem auf dem ganzen römischen Erdrunde üblichen Brauche kam das Schenkemotiv wohl schon sehr früh nach Deutschland und blieb hier im Bewußtsein und Tun des Volkes haften, bis es sich dann zum Weihnachtsbrauche heraus- und umbildete. Selbst unsere Festzeiten, wie Stollen und Mohnkuchen, gehen auf solche antiken Zusammenhänge zurück, die deutlich und immer wieder nach Italien weisen. Dort hat sich freilich von all diesem Jernal und solcher Zufall einer festlichen Zeit wenig und nichts erhalten.

Soviel steht fest, daß wir Deutsche den festlichen, geistigen Gehalt des Christfestes am reinsten und gemütvollsten zum Ausdruck gebracht haben, auch wenn wir hier noch nicht auf eine allzu lange Kette der Überlieferungen zurückblicken können. Die Nüchternheit des englischen Mildeweiges, die Äußerlichkeit der französischen Neujahrsbesuche verlor sich, im Gegensatz zu unserer ererbten, uns alten lieb und teuer gewordenen Form des Christfestes, geradezu die charakteristische Eigenart der betreffenden Nationen.

Weihnachten an Bord

Wieder einmal feiern wir Weihnachten, das deutschste aller unserer Feste. Auch in den Wirren des Krieges will der deutsche Streiter nicht auf seine Christmanne verzichten. Im Ruhequartier und im schmalen Unterstand flammten am Heiligen Abend die Kerzen des Weihnachtsbaumchens auf, das liebende Hand aus der Heimat geschickt oder treue Kameraden in stundenlangem Marsch oder Ritt hergeholt haben. Ebenso feiert man auf See Weihnachten in althergebrachter Weise. Wenn zwar auf vielen kleinen Schiffen die Unbilden der Witterung das Fest etwas beeinträchtigen, stürmischer Seegang unsere kleinen Minensuch-, Torpedo- und Vorpfeilenboote ziemlich umherwirft, so daß der Weihnachtsbaum festgebunden werden muß, so übt dies doch seinen Einfluß auf die festesfreudige Stimmung aus. Liebesgaben tragen dazu bei, das Festgefühl zu erhöhen, und wenn es auch draußen stürmt und schneit, so nimmt doch die weihnachtliche Stimmung jeden Mann an Bord in ihren Bann.

In breiterem Rahmen wird das Weihnachtsfest auf den großen Schiffen der Hochseeflotte gefeiert. Der Nachmittag des 24. Dezember ist den Mannschaften für die Vorbereitungen zum Heiligen Abend freigegeben. Dann sitzen die Leute an ihren Baden (Tischen) und sind emsig bei der Arbeit, leben, schneiden, puzen und zimmern,

damit am Abend bei dem Rundgang des Kommandanten ihr Tisch nicht hinter den anderen zurücksteht. Wenn am späten Nachmittag der Gottesdienst vorüber ist, findet wohl auch eine Verlosung statt, bei der sich besonders diejenigen Empfänger glücklicher preisen, welche in ihrem Paket die in der Marine so hoch geschätzten Raummaterialien vorgefunden haben. Dann begeben sich die Leute an ihre einzelnen Tische und finden das Geschenk vor, das ihnen das Schiff gestiftet hat. Es ist ein schöner sinniger Gebrauch, daß jeder Mann einige Zeit vor Weihnachten einen Wunsch für ein Geschenk äußern darf, das naturgemäß eine gewisse Ausgabe nicht übersteigen darf. Diese Gaben werden aus den Ersparnissen der Kantine bestritten. Eine Kommission, bestehend aus Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, schließt die Wunschzettel und macht sich dann mit vieler Mühe an den Einkauf.

Sehr hübsche Gegenstände werden dann erhalten: Zintenjäger, Selbstlöcher, Thermometer, Ansichtskartenalben, Bücher, auch Pfeifen, Tabak und Zigarren. In allen Decken, in allen Ecken und Winkeln beginnt es jetzt im Schiffe aufzukommen. Jede Bad entzündet ihren kleinen Weihnachtsbaum; daneben steht man häufig Lampen oder Ketten von elektrischen Birnen, die ein zauberhaftes Licht verbreiten, während am Tische ein Transparent in feuriger Schrift irgendeinen Wunsch oder Gefühl der Mannschaft Ausdruck verleiht. In erster und heiterer, zuweilen aber in launiger, humoristischer Form findet man in diesen Matrosenversen allerlei Anspielungen auf den inneren Betrieb des betreffenden Schiffes, und auch manche Schwäche eines Vorgesetzten wird hier und da in verfeinerter Form kritisiert. Ein Rundgang durch die Innenräume eines Kriegsschiffes am Heiligen Abend ist für den Betrachter sehr interessant. Besommt man doch dabei einen Begriff von der glänzenden Geschicklichkeit und Erfindungsgabe unserer Blauflacken, die in dem Bestreben weilen, die Wohnräume in ein festliches Weihnachtsgewand zu kleiden. Das technische Geschick des Maschinistenpersonals und der Heizabteilung wartet mit kleinen Kunstwerken auf, wie z. B. Springbrunnen, Leuchtfärnen, kleinen Maschinenanlagen usw., die dem Fleiß und dem Können ihrer Verfertiger alle Ehre machen. Als unsere Auslandskreuzer in feindlichen Zonen Weihnachten unter der Tropen Sonne feiern, da spielt sich dieses Fest fast in demselben Rahmen ab, wie sie es in der Heimat gewohnt sind. Für die Deutschen in der betreffenden Hafenstadt war es immer ein höchst freudiges Ereignis, wenn sie von dem Kommandanten zu der Weihnachtsfeier an Bord eingeladen wurden.

Heute weilen keine Kreuzer mehr im Auslande. Heidenmütig kämpfend sind sie nach Erfüllung ihrer Aufgabe vom Weltmeer verschwunden. An ihre Stelle sind aber zahllose U-Boote getreten, die seit am Heiligen Abend vor den feindlichen Küsten vielleicht in schwerem Seegange das Weihnachtsfest begehen, die in den Sperrgebieten um England, im nördlichen Ozean, im Mittelmeer, an der afrikanischen Küste, im Atlantischen Ozean den Feinden unliebsame Kunde von dem fernen Wagemut unserer Marine bringen. Auf dem Meeresgrunde, 40 oder 50 Meter unter dem Wasser, flammte das Weihnachtsbaumchen auf und erinnert die braven Seeleute trotz des rauhen Kriegshandwerks an die ferne teure Heimat. Einerlei, wo die Marine Weihnachten feiert, ob auf Linienschiff, Kreuzer, Vorpfeilenfahrzeug oder U-Boot, überall gesellt sich zu der Weihnachtsstimmung etwas anderes, und das ist die feste Zuversicht, daß wir diesen uns aufgebenden Kampf mit dem englischen Feind zu einem günstigen Ende bringen werden — Frohliche Weihnacht!

In dieser Nummer liegen die „Losen Blätter“ Nr. 124

„Weihnacht im alten deutschen Bild“

Beilage zu Nr. 312 der Kriegszeitung

Ehre sei Gott in der Höhe,
Friede auf Erden den Menschen,
die eines guten Willens sind!

Weihnacht im altdeutschen Volkslied

Das Kind im Stalle
Gott ließ die Stadt Jerusalem,
und kam zum Städtlein Bethlehem.
Zu Bethlehem hat er kein Haus,
mußt er zum Stall, zur Stadt hinaus.
Der Stall stand offen, ohne Tür,
voller Löcher, war kein Fenster dafür.
Der Wind und Schnee schlug überall,
der Schnee bedeckte den ganzen Stall.
Hier Gottes Sohn im Winter saß,
kein Feuer da und alles naß.
In Krippe stand ein hartes Brett,
das war sein 'Wieg' und Kinderbett.
Voll Stroh die Krippe, voll Mist und Duff,
da Gottes Sohn drauf liegen muß.
Das Kind so kalt, erbärmlich arm,
ein Pöhl, ein Göl hauchten warm.
Sobald das Vieh den Atem spart,
schwarz wird' vor Kälte das Kindlein zart.
Aus seinen Augen fielen weiß
wie Perle sein Trän', gefroren Eis.
O Christ! tu auf das Herze dein,
schließ' ein und wärm das Kindlein.

Sittenlied

Als ich bei meinen Schafen wacht,
ein Engel gute Botenschaft bracht.
Des bin ich froh! — bin ich froh!
Froh, froh, froh! — O, o, o!
Benedicamus Domino!
Er sprach: „Der Heiland Jesus Christ
zu Bethlehem geboren ist!
Das Kindlein liegt in einem Stall,
erlösen will's die Sünder all.
Als ich zum Stalle trat hinein,
das Kind fand ich gewiß ein.
Das Kind zu mir sein Auglein wandt,
mein Herz gab ich in seine Hand.
Demütig küßt ich seine Füß,
davon mein Herz ward wunderfüß.
Und als ich schied, o welch ein Glück!
das Kindlein wollt' mit mir zurück.
Es legte sich an meine Brust
und bracht mir alle Herzenslust.
Des bin ich froh! — bin ich froh!
Froh, froh, froh! — O, o, o!
Benedicamus Domino!

Der Nachmittag vor dem Heiligen Abend

Von Grafen Albrecht Hein

Da wars wieder, als könnte ich nur die Klein-
Vaterstadt.

Nicht, als hätte ich Urlaub aus dem Felde, nein,
mich hielt eine milde Heiligkeit geangen, als reichte
sich dieser liebeschwermüde, glückselberne, selbster-
wählte Tag an eine endlose Kette ähnlich gestimmter,
die hoffentlich mit einer gerühigten Heimat, mit einem
begehrten, zufriedennachenden Beruf, mit einem
Abend im gemächlichen Familienkreise verwoben sind.
Man ließ wohl auch hier Buch und Zeitung. Aber
die wilden Gedanken in den nahen Großstädten
berührten kaum anders wie die aus Afrika.

Da, so ganz wie vor dem Kriege war es wieder!
Die Lage der Verhältnisse umgab mich ordentlich

körperlich. Ich machte die Schultern manchmal
schmal, um mich recht wohl in das schlafe Idyll
hineinzuschließen. Ich genoss lächelnd jede Minute,
die um mich die wichtigsten Kleinigkeiten schart
malte, lang schlüpfend...

Und es geschah auch wirklich alles wie früher
am Heiligen Abend.

Und festlich, nie ganz zu erklären, erhob sich in
mir die Stimmung, als sei es ganz alltäglich und
selbstverständlich, daß ich diesen Tag im stillen,
liebsten Kreis verbringe.

Obgleich es mich selbst etwas schaukelhaft
annahm (denn Kind war ich nicht mehr), ließ ich
doch in meiner Seele die neugierige Spannung
von Stunde zu Stunde anwachsen, bis es ein
Nichterwartenes war... (und wiederum be-
lagte ein anderes, aber dumpferes Gefühl, daß
morgen schon die wechselfüßige Freude vorbei sei, und
wollte den Abend hinausdrängen...).

Das kleine längliche Zimmer, in dem alles seit
Jahrzehnten unverändert war und darum so vertraut
lebendig umströmte, so mitvollendend von alten Ge-
schichten, durch die die Familie die Jahre lang ge-
gangen (so, wenn sie nach dem Abendbrot unter
der mit mildgrünem Schirm gedämpften Lampe
um den Tisch saß, und der vergangene Tag durch-
gesprochen, durchtraten, durchweint und durchlacht
wurde), dieses kleine Zimmer, in dem mich im
Erster der seit Kindheit getreue Traumhahn: der
stille, schon rissige Lehnstuhl in seine meinel-
körper so schmeiglich angepaßten Flecken aufge-
nommen hat, umgibt mich wieder.

Aus der Küche durchs Schlüsselloch kommt manch-
mal der Rosenduft herüber. Die Füllhaube wird
also schon bereitet. Die hellbunten Worte meiner
Mutter und meiner beiden Schwestern, die ich
nicht verstehen kann und auch gar nicht verstehen
will, schlüpfen schmeichelnd mein Ohr und machen
die eigentlich ganz alltäglich ansehnliche Küchen-
geschäftigkeit irgendwie spannend, geheimnisvoll
heut...

Ich schaue zum Fenster hinaus.

Ich verfolge die in den singenden Rhythmen eines
müden Kindes herniederlangenden Fäden, einzeln:
die, seht die — seht die — Und kommt eine, die
ich ins Auge gefaßt, zufällig gegen das elbblumige
Fenster gesogen, und ist es gar ein siebenfarbiges,
vielfarbiges Elternteil, dann betrachte ich es lang,
und lasse mir wieder wie als Kind die Mär er-
zählen, daß es die Freundenträne eines Engels sei...

Die Puppen im Kramladen gegenüber, die bunten
Spielschacheln, der aufmarschierende Zug Bleisoldaten
(selbst dieser vermag mich merkwürdigerweise heute
nicht an den Schühengrabenen zu erinnern), sie alle
geben mir Kindheit, Heimat, Reinheit, Frieden
wieder.

Die weißen Stiele gegenüber verhauchen schon
ins Fadenfäden, in das sich sanft verstärkend die
Dämmerung mischt... Der flackernde Kamin im
Zimmer gewinnt Macht über das bleichende Tages-
licht. Wenige Minuten vergehen... und seine
Lichter längeln zuckersüßen an den Wänden.

Ich lehne mich geschlossenen Auges zurück.
Benommen von dem Rausch der Stunde, die
ganz — wie — einst — ist.

Die Abendglocken ziehen die heut schon menschen-
leer gewordene Straße heraus, ein silberner Festzug,
von dem ich mir das Mädchen sage, ich sehe ihn,
öffne ich die Augen...

Weihnachtsabendglocken! — — — Uns ist ein Kind
geboren. Die Jungfrau Maria singt ihm das aller-
erste Wiegenlied.

Schö! du's?

Ja! So leicht und süß...

Wie Engelstöne weh's vorbei — — —

Ich gehe ans Klavier, das im Dunkel steht, und
entlasse ihm lautlos das kindlichste Weihnachts-
lied: „O du liebes Jesuskind, laß dich vielmals
grüßen, alle Kindlein, die hier sind, küssen die zu
Füßen!“ —

Ehrent uns deine Liebe!

Mein kleines Schwesterchen tritt ein und summt
mit. Ich lächle — Ich lege meine heiße Wange
in das junge, seidene Haar, und ich fühle mich so
vertraut der reinen, feinen Kindesseele, als wäre
ich so jung wie sie!

Gnadenzeit, selige Zeit...

Von Unteroffizier Paul Börner

Gnadenzeit, selige Zeit!

O wie tief ruht ins Herzen dein köstlicher Schmelz!
Bruder, nimm die Hand vom Gewehr,
heut' wollen gleich Kindern selig wir sein!

Gnadenzeit, selige Zeit!

O wie weit alle Freude, die einst war mein!
Bruder, horch, ist's nicht Glockenklang,
der fernher tönet so lieblich und rein?

Gnadenzeit, selige Zeit!

O wie weit sind alle Herzlären aufgestan!
Bruder, reiche mir deine Hand,
Laß gehen uns und Gottes Gnade empfah'n

Gnadenzeit, selige Zeit!

O wie heil strömt durch Türen und Fenster heraus,
Bruder, heiliger Kerzenchein
und der Orgel machtvoll Gebraus!

Bruder, — komm, — wir gehen hinaus...

Gehen nach Haus!...

Der Weihnachts Traum des Einödhöfer Toni

Von Unteroffizier Paul Wienold

Der Einödhöfer Toni ist schon ein alter Be-
kannter von uns, drum brauche ich nicht erst eine
lange Einleitung zu machen. Er war auf Heimat-
urlaub dahel gewesen und hatte auch wieder einen
Schah, seine Broni. Mit ihm war also alles in
schönster Ordnung.

Der Neuhuber Franzl, was dem Neuhubersepp
sein Sohn war, war dem Toni sein Freund. Er
hatte auch einen Schah gehabt, der Neuhuber Franzl.
Da ihm aber sein Dindl untreu geworden war,
so war er wieder Junggeselle. Doch er tröstete
sich und sagte: „Weißt, Toni, die Weibsbilder
sind doch halt soviel unsel alle miteinander, grad
so viel unsel, wie die Mitglieder der Entente.
Sie sind immer nit zufrieden mit dem, was sie
haben, und wollen noch mehr, und wenn sie dann
schon zuviel haben, so haben sie immer noch nit
genug.“ — Doch das gehört eigentlich garnicht
zu der Geschichte. —

Also der Einödhöfer Toni war schon lange
wieder bei der Kompagnie und hatte sich wieder
richtig in das Schühengrabeneben hineingewöhnt.
Eben war er vom Grabenposten abgelöst worden.
Es war eine bitterkalte Nacht, und er war recht
durchgefroren, und seine Glieder waren wie erstarrt.
Die wohlige Wärme im Unterstand tat ihm gut
und auch die Tasse Kaffee-Gras tat das ihrige,
um seinem inneren Menschen mit der nötigen
Wärme zu versehen. Das Getränk rann ihm wie
Feuerwein durch die Orgel. Die Kameraden
erzählten sich noch halb laut. Unwillkürlich horchte
Toni auf das Gespräch. Sie erzählten sich vom
Weihnachtsfest. „Schau, Schau“, redete der Toni
zu sich selber, „schau, Schau, heute ist der 24. Dezem-
ber, morgen ist Weihnachten, bald hält ich drauf
vergeben.“ Nach und nach wurde es ruhig. Die
Kameraden wildeten sich in ihre Decken und legten
sich zur Ruhe nieder, und der Toni tat desgleichen.
Er war recht schlafen müde. Noch einige abge-
rissene Worte hörte man, dann war alles still. —

— und der Einöbhofer Toni hatte folgenden Traum.

Er stand oben am Waldrand, wo man so schön auf das Dörflein im Tal hinabsehen konnte. Märchenhaft still lag der tiefverschneite Tannenwald. Hinter ihm und vor ihm glitzerte ein weisses weisses Schneefeld im sanften Mondlicht. Es blühte und funkelte, als wenn es mit Millionen Edelsteinen und Diamanten übersät wäre. Es war ein so schönes Bild, ein Bild des Friedens. Aus dem Dörflein im Tal tönte Glockenklang. Es kuckete zur Christmesse. Hier und da flammten Lichter auf und strebten allesamt nach dem einen Punkt, dem Kirchlein. Es waren die nächsten Christmessbesucher mit brennenden Kerzen. —

Da stand plötzlich eine Gestalt hinter Toni, angehaucht mit einem reichverzieren weissen Gewand, das funkelte und glitzerte, daß dem Toni die Augen schmerzten. Und die Gestalt sprach mit sanfter Stimme zu ihm: „Reich mir deine Hand.“ Halb unbewußt streckte Toni seine Hand aus. Die Gestalt sprach weiter: „Komm, und folge mir!“ und willenlos gehorchte Toni. Es war ihm, als ob er dahinschwebe und seine Füße garnicht den Boden berührten. Der Schnee lag doch so tief, daß das Fortkommen eigentlich recht schwer sein mußte. Aber Toni merkte nichts von alledem. Sie wanderten Hand in Hand über die Schneefelder und standen bald vor dem Kirchlein. Sie traten hinein und stellten sich hinter einen Pfeiler. Drinnen strahlte heller Kerzenstimmer und beleuchtete mit flackerndem Schein das Altarbild, den Stall zu Bethlehem mit der Mutter Maria und dem Jesusknäblein. Besucher traten zur Tür herein. Lauter bekannte Gesichter waren es. Zuerst kam der Neuhubersepp. Der wohnte der Kirche am nächsten. Dann kam der Schwannewirt. Bei jedem Schritt klirrten die schweren Krontaler, die er als Schmuck auf der Weste trug. Der Kreuzmoserbauer, der Brenntlinger, der Holznachtwahl, sogar der Wurzengraber kam, der sonst das ganze Jahr nicht in die Kirche ging. Und Dirnen kamen. Des Lehrers Lennerl war da, die so sanfte braune Rehagen hatte. Mit ihrer stäblichen Erscheinung, wollte sie garnicht so recht zu den übrigen Dirnen passen. Und des Schwannewirts Annamirl kam auch. Toni gab es ordentlich einen Stich. Die Annamirl war einmal sein Schatz gewesen. Lauter bekannte Gesichter waren es, die er sah. Auch die alte Schwabachermagden, die ganz am Ende des Dorfes wohnte und schon hoch an die 80 war, kam mühselig, auf ihren Krückstock gestützt, dahergehumpelt. Und — was war denn das, so, das war doch sein Mutterl und seine Broni, die da Arm in Arm zur Tür hereintraten. Toni wollte den beiden entgegenstürzen, aber die Gestalt hielt seine Hand fest gefaßt und legte den Finger an den Mund. Da schwieg der Toni. Andächtige Stille herrschte im Kirchlein. Da erkönte die Orgel, erst ernst und feierlich und doch so ahnungsvoll und dann so lautstark und frohlockend. — — — Freuet Euch, denn Euch ist heute der Heiland geboren. — — — Und dann kam der Pfarrer und verkündete die Weihnachtsbotschaft, die uralte schöne, und doch ewig neue Weihnachtsbotschaft. Und wie der Pfarrer schloß: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, den Menschen, die eines guten Willens sind“, da ging ein andächtiges Beben durch die stehenden Gestalten. — Die Messe war zu Ende, und die Besucher gingen heimwärts. Leise sprach die Gestalt zu Toni: „Komm.“ Und sie gingen wieder über die weisse, glitzernde Fläche, und Toni hatte wieder das Gefühl, als ob seine Füße garnicht den Boden berührten. Dann stand er plötzlich wieder oben am Waldrand, und wie er sich umschaute, war die Gestalt verschwunden und er war allein. Nein, allein war er nicht. Ein Kirchlein rief den Kopf an seinen Knien und schaute ihn mit den großen braunen Augen ganz treuhertzig an. — — —

Da erwachte der Toni und rief sich verwundert die Augen. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er wußte, wo er sich befand. Ein leises Lächeln umspielte seine verwirrten Züge, er hatte geträumt, aber wunderbar war der Weihnachtsraum gewesen: so schön, wie im Märchen. — — —

Lange lag er noch wach und dachte an daheim, wo sie nun auch Weihnachten feierten. In seinem Herzen hatte die Weihnachtsbotschaft einen Widerhall gewekt und noch im Einschlafen murmelten seine Lippen leise: „Friede auf Erden.“ — — —

De Wiehnachtsboom!

Von Bootsmaat Walter Rothenburg

In Vlaanderenland, mang Wiechelboom en Gelen steelt eene Tann ganz modderseelen alleen. Slank wussen wi een luttel vlaamsches Wäken — heu id se oftmals in Vorbigohn sehn.

Der greune Kleebl stit ehe wie angegooten, un bobenop de luttel sine Kopp. De seel verwunnert öber alle Noten neerschierlg no den blauen Heben rop.

„Wat sloh id hier as Diefste unner Bloomen, riel id doch lang nich an de Gelen Pracht; ehe Scheunheit belt mi wärtlich ganz beschomen!“ So het se oft in stille Stunden dacht. —

Weur fort vor Wiehnacht — een of Seeweermann socht for sin Innerstand een luttel Boom.

„Nehm mi! — nehm mi!“ reup em uns Gröndin an; un ünner Arm neuhm he de smude Doom.

Doglang stunn se nu erst alleen in Groden; bios av un to team düsse stille Mann, leet fröndlich ehe von ünner rop bet boben mit sine truen blanten Ogen an.

De luttel Tann weur mit ehe Los losfreden... Dor — eenes Doga hol ehe de Ol weer rut,

hangt ehe dat Kleebl vull mit Gold- un Silverleeden un puht se op, as wärt sin luttel Brut.

As se dann abends brennt — de Wiehnachtskerzen —, dor strotzt de Tann grod wi in Hochliedsleed.

Ehe Scheunheit neuhm den Din de Trennungs-schmerzen

Un stilt sung he een stichtes Wiehnachtsleed!

Das Weihnachtspaket

Von Mustelier Bruno Schulz

Gleichförmig klappern die Räder auf den Schienen, rollen dahin und verschlingen alles zu einförmigem Gesang.

In der Ferne fällt eine Signalleuchte. Langsamer rollt der Riese, die mächtigen Kolbenstöße erschaffen.

Immer langsamer, immer langsamer.

Und nun quetschen die Bremsen, stoßen die Duffer aneinander, der Dampf glüht, ein Achzen geht durch den Körper, und er hält inne.



Neu belebt vom frischen Winde heben sich die grünen Zweiglein an der Wagenreihe, der lustige Gesang schwillt an, Hände und Tücher winken aus den Fenstern. Und drüben an der Ecke steht im

Sonnenschein ein blondes Mädchen, winkt hinüber zu den Kriegern, die ins Feld ziehen. Ihre Augen glänzen, und in den Locken spielt goldig der Herbstwind. Rot leuchten ihre Wangen, rot wie die saftigen Äpfel im Korb an ihrem Arm.



Braune Köpfe schauen aus den Fenstern. Kräftige Hände strecken sich bittend aus, mächtige Schultern stemmen sich gegen die Ähren, bis sie nachgeben und den Schwarm ins Freie lassen. Schwere Stiefel springen über die Schienen, und nun verdecken die feldgrauen Uniformen das blonde Kind, dessen helle Bluse wie ein Lichtfleck im Nebel aufblüht. Und seine Hände greifen in den Korb und reichen ihnen, die die grüne Bede fast erdrücken, die rotwangigen Äpfel, die der Korb geleert ist.

Mit vollen Händen gehen sie zurück in den Zug, nur einer steht noch am Wege und schaut das blonde Mädchen an. Verjohnten blicken seine Augen in die ihren, und sie schaut ihn wieder an; immer tiefer versenken sie sich ineinander und vergessen die Welt um sich herum. Als Herbststurm sammelt sich in den blauen Sternen, wie von goldenem Wein blinkt's auf, und nun erreichen sie beide wie zwei erlappte Kinder.

„Sie haben keinen Apfel bekommen!“

Jetzt merkt sie erst, daß der Korb leer ist, und er steht noch und schaut sie an.

Wie Märchenflimmung kommt es über beide, und es ist, als fingen sich goldene Sonnenstrahlen in einem grünen Röhmer, die Augen blicken neugierig auf, die Wangen röten sich, und eine Lust zieht ins Herz, als jauchzten tausend Vögel.

Eine Signalleuchte knallt. Ein Zuden geht durch den ruhenden Riesen, ein greller Pfiff, und rollend türmen die Räder.

Da erwachen sie beide aus ihrem Traum, er lächelt betrübt.

„Geben Sie mir die Äpfel von ihrer Brust!“

Einmal: Stuhl! Klappern die Räder.

Rollend enteilt der Zug, und sie winkt ihm nach, der ihre Äpfel küßt.

Blaua Nebelstehen flattern durch das Tal, als ob sich die Wolken vom trüben, grauen Himmel gegenseitig hätten und schmeigten sich nun an die stierenden Bäume an. So ist es, daß man die Tropfen von den Zweigen fallen hört, und doch sind hier Menschen. Menschen, die mit dem Gewehr in der Hand in die dunkle Nacht hineinmarschieren.

Jetzt regt sich der feldgraue Fleck in dem Granatstrich vor der Tannengruppe ein Seitengewehr blinkt trübe. Ein schneller Sprung, die Waffe zuckt auf und gräbt sich tief in den jungen Stamm des Baumchens. Dann ist der Krieger wieder zurückgeprungen.

Ein Maschinengewehr knattert in der friedlichen Stille, aber er hat schon den schützenden Graben erreicht, während die Kugeln an den Steinen zerplatzen.

Andächtig sitzen sie nun um den kleinen Baum, der die Decke ihres Unterarmes berührt, und flarren hinein in das Licht der paar Kerzen. Sie atmen den würrigen Rauch der Räder, hören

das Anstern der Flammen, und weihnachtliche Stimmung zieht in ihr Herz.

Und dann klingt es ganz leise hinaus in die Nacht:

„Stille Nacht, heilige Nacht!“

Tränen blinken in den Augen der Männer, wenn sie an die ferne Heimat denken, an Weib und Kind, an die Geliebte, an die Eltern.

Nun wird es laut im Graben, die Heimat sendet Grüße. Die Post ist angekommen und Liebesgaben.

Mit heißen Gesichtern sitzen sie nun um den Baum herum, lesen die Grüße ihrer Lieben, passen bide Wollen aus den Zigarren, die ihnen die Polette gebracht haben.

In der Ecke sitzt ein junger Krieger und starrt auf ein Tannenzweiglein, an dem ein seidenes Bändchen den Weihnachtsgruß gebunden hält.

„Dem unbekannten Helden eine frohliche Weihnacht!“

Wie mit weichen Händen streicht es über ihn dahin, wie lindender Balsam gießt es sich auf sein heimwehtrankes Herz, er starrt auf die fremden Schriftzüge, auf den fremden Namen.

Und doch kommt ihm alles so vertraut vor, ihr Gesicht malt er sich aus, und seine Lippen murmeln ihren Namen.

Dann schweifen seine Gedanken zurück zu einem hellen Herbsttage, als er ins Feld zog, zu einem blonden Mädchen, die an einer Hecke Apfel an die Kameraden verteilte, und die ihm die Rose gab.

Er küßt den Weihnachtsgruß mit den fremden Schriftzügen, er schaut auf die erlöschenden Lichter, und wounige Lust zieht in sein Herz, er jubelt hinaus in die Nacht.

Weihnachten!

Nun wartete er täglich auf die Ankunft der Post. Es mußte doch bald ein Brief für ihn dabei sein.

Die mußte ihm doch schreiben, die unbekannte Spenderin seines Weihnachtspaketes, der er sein ganzes Herz ausgeschüttet, und die er um ihr Bild gebeten hatte.

Er wußte selbst nicht, was ihn dazu getrieben. Waren es die vertrauten Schriftzüge? War es ihr lieber Name, den seine Lippen so oft flüster-ten? Seine Gedanken spielten um ein blondes Kind, das wie ein duffiges Schattenbild vor dem dunklen Wollenhimmel stand. Der Herbstwind spielte in seinen Haaren, und aus seinen Augen leuchtete die Sonne.

Gewaltig wollte er die Gedanken von sich abschütteln. Er starrte durch die winzige Schießscharte hinüber zu den Feinden, dachte an Krieg und Mord, aber dazwischen tauchte immer wieder das Bild auf, wie er an der Hecke stand und in ein sonniges Gesicht schaute, wie er die Rose küßte, die sie an ihrer Brust getragen.

„Kamerad, ein Brief für dich!“

Hastig riß er ihn aus seinen Händen. Es waren dieselben Schriftzüge. Zerkert fiel der Umschlag zur Erde, liebe Zeilen grüßten ihn und dazwischen ein Bild.

Herbstglut und Frühlingssonne leuchtete aus ihren Augen, und er küßte sie, küßte sie in unendlichem Glück, die ihm die Rose gab, die ihm die Sehnsucht schenkte.



Wenn man zu Weihnacht keine Tanne hat

Etwas Neues ist dies freilich nicht, vielmehr ist oft im Laufe der Zeit an verschiedenen Orten der Weihnachtsbaum durch etwas anderes ersetzt

worden, und an vielen Orten der Erde muß dies regelmäßig geschehen, weil dort keine Tannen zu beschaffen sind. Schon die Fichte ist als Tannenbaumersatz zu betrachten. Wie oft wird sie nicht als Weihnachtsbaum geschmückt! Auf den Unterschied zwischen diesen beiden Nadelbäumen, die einander ja wirklich recht ähnlich sehen, achlet zu Weihnachten niemand; im Harz beispielsweise, wo Tannen überhaupt nicht wachsen, dient die Fichte regelmäßig als Weihnachtsbaum; vom Harz werden viele Fichten alljährlich als „Tannenbäume“ verschifft, und daß die Verwechslung nicht bemerkt wird, belegt schon der alte Harzer Bergmanns-spruch: „Es grüne die Tanne, es wachse das Erz.“ der ja eigentlich unrichtig ist. Andere einheimliche Nadelhölzer haben früher vielfach in Deutschland als Weihnachtsbäume gedient, selbst die Eibe, von der der Dichter Schmidt von Berneuchen um 1800 singt: „Mit Äpfeln prangt der Tausbaum und blinkt von Gold- und Silberstaub.“

Wohin Deutsche kamen, sie brachten die Sitte des Weihnachtsbaumes mit, allein die Tanne konnten sie nicht mitnehmen. An Bord von Schiffen feiert man oft Weihnachten, indem man mitgenommene Tannen oder Fichten auspflückt, während die Mannschaften sich aus Holz- und Papier einen künstlichen Weihnachtsbaum schaffen. Nach den deutschen Kolonien wurden vor dem Kriege alljährlich Weihnachtsbäume verschifft, allein sie kamen häufig in kläglichem Zustand an, und die deutschen Kolonisten griffen dann zu allerhand Kunstmitteln, um ihr Aussehen zu verbessern. So war es in Kamerun üblich, die „abgenagten Gerippe“ durch Schweineurtergrün aufzufrischen; dann wurden schöne Palmzweige bis oben hin angebunden. In Deutsch-Südwest bediente man sich der einheimischen Mangroven oder Kasuarinen; in Deutsch-Südwest haben die Offiziere unsere Schutztruppe vor Jahren Akazienbäume zur Weihnachtsfeier verwandt, indem sie drei Stämme abschneiden und zu einer Pyramide zusammenstellen ließen, die dann mit buntem Papier einigermaßen weihnachtsbaumähnlich hergerichtet wurden; selbst der Schnee wurde nicht vergessen; Wattebäuschen mußten seine Rolle spielen.

Vielleicht die schönsten Weihnachtsbäume unter den deutschen Kolonisten haben unsere Landsleute in Brasilien; Professor Wetstein hat im Süden dieses Landes Araukarien als Weihnachtsbäume gesehen, Nadelhölzer, die sich durch ein schönes, fattes Grün auszeichnen und die durch die ebenmäßige Verzweigung prächtig wirken. Die Araukarien sind ja bei uns auch einigermaßen bekannt, da sie als Schmuckbäume angepflanzt werden.

Von einem Weihnachtsbaum, der mit der Tanne freilich wenig Ähnlichkeit hat, erzählt der Dichter Andersen. 1833 feierte er Weihnachten in Rom, und als Weihnachtsbaum diente ein „großer Drangenbaum mit daranhängenden Früchten“. 1864 feierte der Deutsche Künstlerverein in Rom sein Weihnachtsfest um einen Baum, der aus Lorbeerzweigen hergestellt war.

Ein besonders merkwürdiger Weihnachtsbaum ist einmal von den Missionaren am Cumberland-Sund (an der Baffinsbai) für die Eskimos hergestellt worden. An jener eisigen Küste wächst weder Baum noch Strauch; das einzige Holz, das man dort kennt, wird als Treibholz an die Küsten gepußt. Die Missionare richteten nun eine Zeitlang aus Treibholz als Baumstamm auf, brachten die Reiten einer alten Tonne als Zweige an und hatten so einen Weihnachtsbaum! Etwas Ähnliches taten die Angehörigen der deutschen Nordpolarforschung, die vor vielen Jahrzehnten an Bord der „Ganfa“ ausfuhren; das Schiff verunglückte, die Forscher reisten sich auf eine Eisinsel und trieben auf dieser in der dunklen Polarnacht umher. Als der Weihnachtsabend kam, ergriff die deutsche Weihnachtsstimmung sie, und sie schufen sich einen Lichterbaum, indem sie einen Besenstiel als Stamm nahmen, die Besenreiter in eingeklebte Löcher als Zweige setzten und ihn mit Lichtern schmückten, die sie aus Werg und Taln verfertigt.

Altflämische Weihnachtslieder

„Dns is geboren een kindelijn, noch clarer dan die sonne; dat sal ons alle vreude sijn, al totter engelen wonne.“

Die sterren geven ons lichten schijn, al door den hemel gedrongen. Maria die heeft haar lieve kind mit ganzer minnen gewonnen.

Si lechten in een ribbelsin mit haren sneewitten handen, si ruseben door sijn mondellin: des had haer seer verlangen.

Dat kindelijn speelde der moeder te mit sijn kleinen armelens; het lachte haer also soetelike soe mit bliden blesenden oochtens.

Wel bi, wel bi, joncfrouweelijn, der soeter weerder stonden, dattu dat soete kindelijn uit ganzer minnen heeft gewonnen.

„Nu swijgel, nu swijgel, mijn kindelijn, mijn God, mijn troost, mijn here; van bi so sal ic moeder sijn, behouden mijne eren.“ Amen.

„Een kind is ons geboren, een soon is ons gegeven; hi heeft verhoont sijns vaders toorn, hi brengt ons int ewige leven.“

Doe Jesus Christus geboren was, gewonden in armen doelen, daer en was bont noch daer en was grau hi lach mit bloien voelen.

Die ofse ende dat eestijn en ronden niet gespreken; doe Jesus in der ribben lach, doe lieten si haer eten.

Die ofse ende dat eestijn die breven daer grote teefe, doe Jesus in der ribben lach tuschen twee stommen befeen.

Die ofse ende dat eestijn die breven daer groten wonder doe Jesus in der ribben lach in tranen doelen gewonnen.

D e o e t gloria! dat soefte van der minnen, dat is Jesus, Marien soon; Got laten ons gewinnen.

Maria die soude naer Bethlehem gaen Kersavond voor den noene; Sint Joseph souf al mit haer gaen om haer geelichap te houen.

Het hageid, het neeuwde, het was er zoo lout, de rijm lag op den daken Sint Joseph tegen Maria sprak: „Maria, wat zullen wij maken?“

Maria die zij: „Ic bender zoo moe, laet ons een weinje rusten.“ — „Laet ons een weinje verder gaen, aen een huijelen zullen wij rusten.“

Zij kwamen een weinje verder gegaen tot aen een doerechure, waer here Jesus geboren werd, en zij sloten noch densiers noch beuren.

Het was er wel zoo een loutde nacht als Jesus werd geboren; Sint Joseph die moeste om waterken gaen, en de Leije was toe vervrozen.

Het kleine kind meende, Maria zong. Gods engelen uit de kronen, zij kwamen samen nedergedaalt, zij kwamen Maria kronen.

Elisabeth-Löhringen und der Weihnachtsbaum

In den „Leiden des jungen Werther“ läßt Goethe seinen unglücklichen Helden am Sonntag vor Weihnachten zu Lotte kommen, die damit beschäftigt ist, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Weihnachtstern zum

*) Als Loeper sind in der alten Schreibweise abgedruckt. Folgende Ausdrücke und Verwendungen sollen das Verhältniß verdeutlichen: Lotter = zu der, lechten = legen, bilden = tragen, loeren = born, daer en was bont noch daer en was grau = da gab es weder Bunte noch Grau.

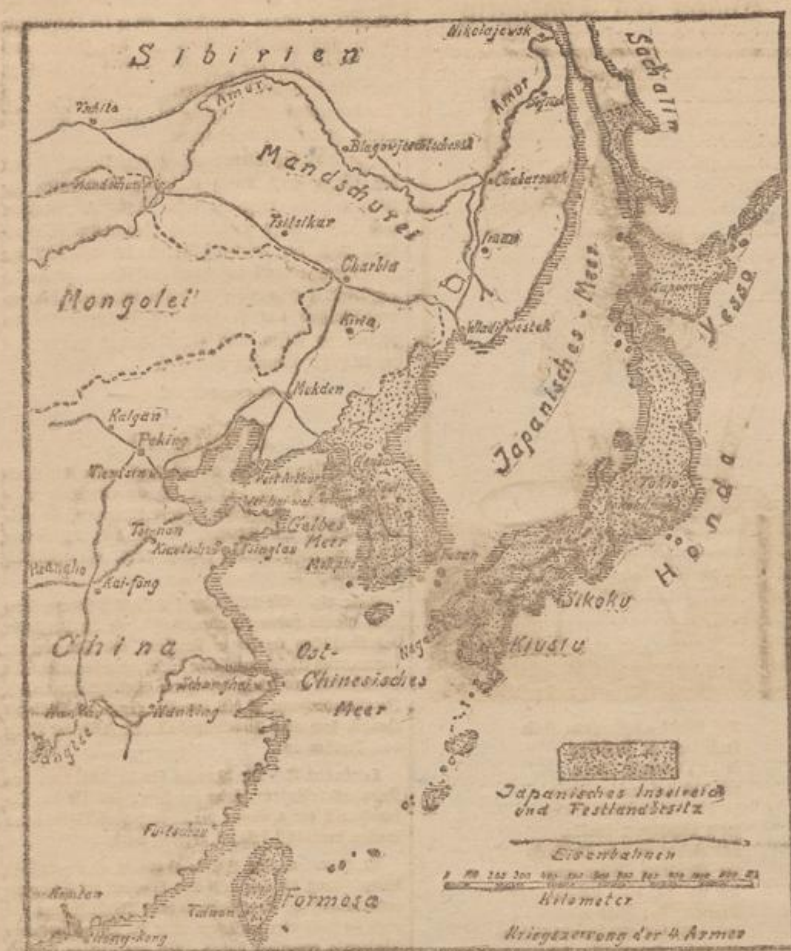
a. Zaza - Nigar - Rahm - Ume.

Kriegszeitung

der 4. ten Armee

Richthofen

Über der Westfront kreiste der Gelfalke und war König im weiten Revier. Heute jagte er über der Yser, morgen suchte er in Frankreich seine Beute, nirgends war sein Wild vor ihm sicher. Wenn er aus seiner Höhe herabstieß, gab es selten für sein Opfer ein Entrinnen. Ein harter Kampf auf Leben und Tod, und mit zerschmetterten Flügeln sauste der Gegner hinab oder suchte welchewund die schützende Erde zu erreichen. So mehlten sich seine Opfer, so wuchs sein Ruhm und die Furcht vor seinem Namen. Die Schar der anderen Falken liebte in ihm den unbezwinglichen Führer und Meister, und denen, die ihm nicht auf seinen siegesgewohnten Flügen folgen konnten, war er der bewundernde Nachkomme sagenhafter Heldengestalten, deren Taten vor den seinen verblassten mußten. Manchen seiner Jagdgenossen erteilte im Laufe der Monate das Geschick bei Ausübung des edelsten Weidwerkes. Er selbst schien gefeit. Wohl streifte ihn einmal des Todes lähmende Hand und bannte ihn aus seinem Element. Aber schon bald wieder lüfteten seine Schwingen verjüngte Kräfte, und furchbarer denn je war er seinen Gegnern. Mit besorgter Spannung verfolgten die an die Erde Gebundenen seinen Flug, und wie ein befehltes Aufstehen war es jedesmal, wenn die Kunde von seinem Siegen gleichzeitig die glückliche Heimkehr des stolzen Jägers meldete. Und es kam die Zeit heran, wo es das Letzte und Höchste galt und die Schar der Falken nicht mehr rasten durfte. Wie fuhr da ihr König zwischen sein Wild! Wie fielen unter den Hieben seiner Fänge tagelange, tagaus die Opfer. — So stieg er eines Morgens wieder auf. Bald war der Gegner erpöht, und in tausendem Flug hecht er ihn vor sich her. Immer kleiner wird der Abstand, der den Jäger noch von seinem Opfer trennt, das der schützenden Erde zustrebt. Was fragt da der Gelfalke in glühendem Jagdeifer nach der feindlichen Erde, die ihm drohend entgegenwächst? Noch ist er in seinem Element, und das Wild darf ihm nicht entgehen. Jetzt halt er aus zum vernichtenden Fangstoß. Da, — geht es nicht wie ein Zittern durch den vorwärtsstrebenden Vogel? Wird nicht sein Flug plötzlich unsicher und die Spannkraft seiner Schwingen matter? Befreit von seinem furchtbaren Gegner sucht der Gelfalke das Weite. Der Jäger aber schlägt in taumelnden Kreisen tiefer und tiefer, und dann erfaßt die neidische Erde den erdgeborenen Abtrünnigen wieder, der ihren Gefahren lachte, mit tausend fesselnden Armen, um ihn nie wieder loszugeben. — So starb der deutsche Gelfalke Manfred von Richthofen am 21. April 1918 den schönsten Heldentod auf seinem Jagdflug über der Somme, unbezungen von seinen Gegnern. Ein tödlicher Zufallstreffter von der Erde aus setzte seiner Fliegerlaufbahn ein Ziel, die glänzend wie keine bleibet gewesen ist. Um ihn trauert das ganze deutsche Volk, aber die Trauer, die



Port Arthur fiel zum zweiten Mal, die zusammengebrachte russische Flottenflotte wurde in der Koreastraße vernichtet und genommen. Russland, im Innern durch die Revolution zerrissen, entsagte seinen ehrgeizigen Plänen am Gelben Meer, in Korea und in der Mandchurei. Amerika und England halfen ihm zu einem blutigen Frieden: es besaß Wladivostok und die Nordhälfte von Sachalin.

Der Krieg hatte Japans Kräfte bis zum Äußersten angepanzt, seine Finanzen verarmt, schwere Verluste erlitten. Aber nun lag Korea — zwar nur als Schutzgebiet — der japanischen Durchdringung frei, Russlands Pachtrechte auf Liautung nebst den Eisenbahnen gehörten nun Japan. Die russische „Filibusterei“ lag auf dem Meeresgrund oder in japanischen Häfen, eine Censurierung des Handels mit England stärkte Japans Ansehen in Ostasien und Europa. Der Weg zum Sieg über die zweitgrößte Seemacht hatten Japans Weltmacht vor aller Welt besiegelt.

Nach jetzt ging Japan gewaltigen Schrittes seinen Weg weiter: die Küstungen — besonders zur See — wurden fortgesetzt, das Heer vermehrt, die eroberten und als Interessengebiete zugesprochenen Länder mit ihren Hilfsquellen der Wirtschaft der Heimat (als Rohstoffe und Siedelungsländer) nutzbar gemacht. Aber die erhofften Erfolge kamen nur langsam, die Löhne im Inland waren niedrig, der Absatz der in mancher Hinsicht noch minderwertigen japanischen Fabrikate blieb schwierig. Nur langsam ließen Ausfuhr und Staatseinnahmen.

Da kam der europäische Krieg und fiel in Japans Verlegenheiten wie das große Los in der Lotterie. Er machte Japans Freundschaft noch wertvoller und teurer für England, Russlands halbe Feindschaft und Nebenbuhlerschaft noch unbedeutender und schließlich, als Amerika auch mit kriegte, Japans Rufenfreiheit noch größer. China, das alte Mutterland der japanischen Kultur, sah sich bewogen, Japan noch größere Rechte in der

Mandschurei zu bewilligen, als der Friede von Portsmouth ihm zugestanden hatte. Ein Vertrag, der es zwang, einen großen Teil seiner Waffen in Japan zu lassen, seine Staatswerftstätten und Arsenalen den Japanern zu öffnen, stellt ein tatsächliches Abhängigkeitsverhältnis her, das besonders für Amerika peinlich sein muß. Noch größer als die politischen waren die wirtschaftlichen Vorteile Japans aus dem Kriege. Seidenfabriken lieferten Waffen und Munition, an Stelle bedrückender Verpflichtungen traten Guthaben im Ausland, Gold strömte ins Land. Und da die europäischen Waren nicht mehr oder doch nur in geringeren Mengen auf die ostasiatischen, die indischen und australischen Märkte kommen, kann Japan verkaufen, was seine Industrie leisten kann. Die Kapitalbildung entwickelte sich schnell, japanische Vergewerte und Fabriken baute, in Korea und der Mandchurei, stehen in Flor. Japan hat alle Hände nötig, um zu fassen und Ernte einzubringen. Es braucht Zeit und Ruhe. Auch als Vorbereitung für die Zukunft. Denn es ist wohl möglich, daß seine sehnigen Freunde dereinst seine Feinde und Feinde sein werden. Nicht, weil es auf dem Festland weite Gebiete beherrscht, weil es eine gute Flotte und ein glänzendes Heer hat, die fremden Besitz bedrohen, sondern weil es Waren herstellt, Märkte beschützt und seine Handelsflotte auf den zahlreichsten Schiffen im Ozean weht. Englands Kriege waren immer Kräftepolitik.

Die neuen Steuervorlagen

Zum dritten Male inmitten des Weltkrieges legt die Reichsregierung dem deutschen Reichstag neue Gesetzentwürfe über neu einzuführende oder zu erhöhende Steuern vor. Sie befinden damit, daß sie an ihren bisher erprobten Grundstücken der Kriegesfinanzierung festzuhalten gewillt ist. Diese Grundstücke bestehen bekanntlich darin, daß die einmaligen Ausgaben des Reiches auf Anleihen

genommen und für die laufenden Ausgaben durch laufende Einnahmequellen erschlossen werden. Die Fortsetzung des Krieges mit seinen wachsenden Ausgaben hat in dem diesjährigen Reichshaushaltvoranschlag einen Fehlbetrag von 2,575 Milliarden Mark entstehen lassen, für den die Reichsfinanzverwaltung sehr Deduktion zu schaffen beabsichtigt ist. In der Hauptsache ist dieser Fehlbetrag auf die Zahlung der Zinsen für die inzwischen aufgelaufene Reichsschuld, insbesondere für die neu aufgenommenen Kriegsanleihen zurückzuführen; die Beschaffung neuer Deduktionsmittel kommt daher in erster Linie der Sicherstellung der Verzinsung unserer Anleihen zugute.

Wie in den beiden letzten Jahren handelt es sich auch dieses Mal zunächst darum, den bereits eingetretenen Fehlbetrag zu decken. Die Steuervorlagen stellen wiederum nur eine Reform dar. Weitere, intensive Kriegsführung, wie auch die erst bei Beendigung des Krieges in die Erschließung neuer Steuerquellen in der Zukunft bedingen. Die Unmöglichkeit aber, heute schon diesen Gesamtbedarf, die endgültige Summe der aufzubringenden Mittel genau festzustellen, noch mehr aber die Schwierigkeit, heute schon die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege richtig zu überschauen, haben es der Reichsfinanzverwaltung nahegelegt, von der Einführung des endgültigen Finanzreformplanes abzusehen. Dennoch nimmt auch dieses Mal die vorgeschlagene Zwischensform alle Rücksicht, die im Hinblick auf das Gesamtfeuerwert geboten ist, wie es sich nach den Plänen der Reichsfinanzverwaltung darstellt wird. Bei den letzten Steuervorlagen ist — wie erinnerlich — das Gebiet der Besteuerungen zum vollen Abschluß gelangt. Die Belastung des Verkehrs mit den im Jahre 1917 bewilligten Steuern dürfte die Grenze dessen darstellen, was der Verkehr auch nach dem Kriege zu tragen imstande ist. Wenn sich dessenungeachtet unter den diesmaligen Vorschlägen eine Erhöhung der Postgebühren befindet, so macht die Post insofern eine Ausnahme, als früher nicht alle Zweige des Postverkehrs herangezogen worden waren. Es kommt hinzu, daß die Verwaltungskosten der Post in der letzten Zeit derart gestiegen sind, daß es notwendig wurde, hier durch die weitere Erhöhung der Gebühren für einzelne Verkehrswege einen Ausgleich zu schaffen und so die früher geschätzten Einnahmen aus den Erhöhungen sowas das Reich zu sichern.

Bei den vorliegenden Steuergesetzentwürfen soll nun ein weiteres Gebiet seiner endgültigen steuerlichen Regelung zugeführt werden: das Gebiet der Getränke. Es ist zugleich ein Steuerobjekt, das noch namhafte Erträge zu liefern vermag. Es ist bekannt, welche außerordentlichen Summen vom deutschen Volke für den Tabak und für Getränke ausgegeben werden. Die Erhebungen der Verbrauchsabgaben auf Branntwein und Bier der letzten Jahrzehnte haben im Reich nur beim Branntwein zu einem gewissen Rückgang des Konsums geführt. Aber der Konsum ist auch so noch groß genug. Und was beim Branntwein abging, wuchs offenbar dem Bierre zu, so daß man von einem Rückgang im Verbrauch dieser hauptsächlich alkoholischen Getränke nicht sprechen kann. Der Entwurf sieht für Branntwein ein Großhandelsmonopol vor, während beim Bier der Weg der Fabrikabsteuerung gewählt worden ist. Sollte die neue hohe Belastung nun doch zu einem beträchtlichen Rückgang des Konsums führen, so wäre das vom Standpunkte der Volksgesundheit aus durchaus nicht zu bedauern. Aber auch vom steuerlichen Standpunkte aus wäre selbst ein starker Rückgang unbedenklich, die Entwurfsrechnung sogar von vornherein mit einer solchen Einschränkung des Verbrauchs.

Bier und Branntwein sind Gegenstände des Massenverbrauchs; sie sind aber zugleich ein Luxusverbrauch der Massen, sind Dinge des inneren Konsums. Um aber auch die tragfähigeren Schichten zu treffen, haben die

neuen Entwurfs sich nicht darauf beschränkt, die schon bestehende Schaumweinsteuer zu erhöhen, sondern auch den Wein in die Besteuerung hineingezogen, der bisher von Seiten des Reiches verschont war. Die starke Belastung der alkoholfreien Getränke machte es notwendig, auch die alkoholfreien Getränke zur Besteuerung heranzuziehen, da sonst zu befürchten war, daß die sich bei den zu versteuernden Getränken einstellenden Preissteigerungen in gleichem Umfange auch auf die alkoholfreien Getränke übertragen würden. Mit der Besteuerung der alkoholfreien Getränke ist außerdem die Verbopfung des Zolles auf Kaffee, Tee, Kakao und Schokolade verbunden worden. Im ganzen sollen die Getränkesteuern ein Mehr von etwa 1200 Millionen Mark liefern, so daß mit diesen Steuerquellen ebenfalls und endgültig ein geschlossener Teil der größeren Reform vorweggenommen sein dürfte.

Ausbaufähig erschien die im Jahre 1916 eingeführte Warenumsatzsteuer. Sie ist in eine allgemeine Umsatzsteuer umgeändert worden und soll fortan nicht nur den Umsatz in Waren, sondern auch alle Leistungen treffen, die gegen Entgelt von jeder einen selbständigen Beruf ausübenden Person vollzogen werden. Gleichzeitig ist eine besondere Berücksichtigung des Umsatzes in Luxuswaren vorgesehen, indem bestimmt umgrenzte Luxuswaren bei ihrem Abgang an die Verbraucher mit einer Steuer von 10 v. H. und 20 v. H. belastet werden. Nach dem Entwurf soll die neue Umsatzsteuer etwa eine Milliarde Mark einbringen.

Obwohl die vorgenannten Steuern lediglich nur im Rahmen des gesamten Steuerwertes, der bisher geschaffenen wie der noch kommenden Steuern, betrachtet und beurteilt werden müssen, so legt die vorliegende Teilreform dennoch Wert darauf, einen billigen Ausgleich zwischen den Verbrauchs- und Versteuergaben auf der einen Seite und der direkten Belastung auf der anderen Seite herbeizuführen. Daher wird weiter eine Kriegsteuer für Gesellschaften vorgeschlagen, die innerhalb der gesetzlich festgelegten Sicherungsrücklage eine wesentliche Erhöhung der Sätze gegen die erstmalige Kriegsteuer vorzieht. Endlich befindet sich noch unter den Vorschlägen eine Neuordnung der sog. Reichsstempelabgaben und des Wechselstempels, von der als wichtigste Änderung hervorzuheben ist, daß die Börsenumsatzsteuer, soweit der Umsatz in Aktien zwischen den Banken und dem Publikum in Frage kommt, auf das Zehnfache erhöht worden ist. Aus der Kriegsteuer und der Börsensteuer werden insgesamt 600 Millionen Mark erwartet, wobei freilich zu bemerken ist, daß der Eingang aus der Kriegsteuer in Höhe von etwa 500 bis 600 Millionen Mark nur ein einmaliger ist.

Die nächtliche Orientierung der Flieger

Infolge der erfolgreichen Luftangriffe auf England beschäftigt sich die Londoner Presse eifrig mit den verschiedensten Flugproblemen, unter denen die Frage nach den Orientierungsmitteln der Flieger bei Nacht an erster Stelle steht. In einer mond hellen Nacht sieht der Flieger genau so viel wie bei Tage. Von einer bedeutenden Höhe aus sind Dörfer, Kanäle, Bahnhöfe, Häuserblöcke, Brücken, Lagerplätze deutlich zu erblicken. Der einzige Unterschied besteht darin, daß der Flieger bei Nacht die Erde unter sich nicht in einem so weiten Umkreis betrachten kann, wie bei Tage. In Mondnächten steht er im Durchschnitt drei bis vier Meilen in der Runde.

In dunklen Nächten ist die Beobachtungsmöglichkeit natürlich erheblich herabgesetzt, aber auch dann können noch gewisse Gegenstände, wie Wälder, Kanäle, Städte, Flüsse, breite Landstraßen und Bahnstrecken in einem Umkreis von einer Meile von der Maschine aus gesehen werden. Manche Flieger verlassen sich in der Richtung ihres Fluges hauptsächlich auf den Kompaß, nachdem sie vor

Wilson als Lohengrin



Auf Grund empfangener Reize berät man zu Versailles in ganz intimen Kreise, wie und auf welche Weise sie jetzt vor weiteren Hieben wohl ungehindert bleiben, und kommt zu dem Beschluß: der Woodrow Wilson muß jetzt mal vor allen Dingen Kneen rüber bringen und nicht mit Gläubens-Kabeln die schöne Zeit verschwachen. Drum funkt man drüber an: „Hallo, wie sieht es dann! Wann kommt das Riesenheer, denn es preßiert gar sehr!“ — Da hört man über die Wellen ein Lied als Antwort schwellen: „Ne sollt ihr mich besorgen, ich kann's ja selbst nicht sagen. Da Meer, die weite Welt, die hohen Schiffsahrtspreise, Soldaten sind nicht billig und dabei wenig willig. Ein Pech, daß ich nicht bin Kollege Lohengrin. Dann laßt ich mir 'nen Schwan und einen Appellat, und — hastenichgehehen — wär' ich in Frankreich stehen.“ Drauf ward die Stimme heiser und das Gesänge leiser — „Doch in Versailles soll stumm man um den Tisch herum und murmele mit trüber Ergebung: „Alter Schieber!“

E. B.

dem Aufweg die genaue Kompaßrichtung ihres Zieles festgestellt haben. Dann benötigen sie die großen Dinge auf der Erde nur, um sie hie und da mit der Kompaßberechnung in Einklang zu bringen. Andere Flieger wiederum orientieren sich hauptsächlich nach der Landschaft, was umso besser geht, je genauer die betreffende Gegend den Piloten bekannt ist.

Der verlässigste aller Wegweiser ist bei jeder Art von Witterung das Wasser, ganz besonders in Gestalt von Kanälen oder Flüssen, und darum finden die Deutschen nicht nur in mond hellen, sondern auch in dunklen Nächten so leicht und sicher den Weg nach London. Sie wissen, wenn sie aufsteigen, daß sie bei jedem Wetter Englands Küstennähe erkennen werden, und daß sie in Verfolgung dieser Linie unbedingt zur Themse gelangen müssen. Das Abzige ist nicht mehr

schwierig, da sie dann nur noch dem Lauf der Themse zu folgen brauchen. Aber die Schwierigkeiten sind mit dem Auffinden des Zieles und dem Abwerfen der Bomben noch nicht erledigt. Der Flieger muß umkehren und nach seinem Landungsplatz zurückgelangen. Dieser Teil der Reise ist wesentlich schwerer.

Im Anschluß hieran meint der Verfasser, daß die Flieger auch durch drahtlose Nachrichten gesteuert werden könnten, seine Ansichten hierüber sind jedoch mehr phantastisch als sachlich. Jedenfalls stellt der englische Fachmann fest, daß die Orientierungsfähigkeit der deutschen Flieger genügend ausgebildet ist, um sie auch bei widrigen Wetterverhältnissen das Flugziel fast ausnahmslos erreichen zu lassen, und die Tatsachen haben dies ja auch zur Genüge bewiesen.

Briefkasten

Verlichtung. In die Auskunft unter Kennbuch, haben S. D. in Nr. 345 hat sich ein Geschleier eingeschlichen. Es muß heißen: „Der Kaiserliche Obermedizinalrat umfaßt nur Strafen, die vor dem 22. Januar 1905 verhängt wurden“, nicht 1915, wie irrtümlich veröffentlicht ist.

Gefr. G. Die Mitglieder des kaiserlich hohenholsternschen Hauses haben dieselben Rechte wie die Mitglieder des königlichen Hauses in Preußen. Sie sind von der kommunalen Einkommensteuer befreit, genießen aber keine Porzellanfreiheit und keinen besonderen strafrechtlichen Schutz. Familienoberhaupt ist das jeweilige Haupt des kaiserlichen Hauses, doch ohne Familiengewalt. Diese übt der König von Preußen aus.

Leutnant R. Die Termine für die Abhaltung von Kriegsgesprächen hinter der Front sind für den Versteher der 4. Armee vorläufig hinausgeschoben und werden demnächst bekannt gegeben werden.

H. D. Z. 1. Das Eisene Kreuz ist eine preussische Auszeichnung, die aber nach dem Wortlaut der Stützungs-urkunde auch an Angehörige anderer Bundesstaaten und auch an Ausländer verliehen wird, die sich entsprechende Verdienste erworben haben. Bei den übrigen bundesstaatslichen Kriegsauszeichnungen enthalten die Stützungs-urkunden meistens Einschränkungen in Bezug auf den Kreis der für die Verleihung in Frage kommenden Personen. Meist ist Staatsangehörigkeit Voraussetzung, vielfach auch die Zugehörigkeit zu einem Truppenteil des betreffenden Staates.

2. Die Verleihung des erblichen Adels erstreckt sich nur auf den Ausgezeichneten, seine Frau und die direkte Nachkommenschaft, nicht aber auf Geschwister. Auch hat die Verleihung keine rückwirkende Kraft.

3. Über die Aussichten der Kolonisten in den deutschen Kolonien nach dem Kriege läßt sich heute naturgemäß noch nichts sagen. Wenden Sie sich mit einer Anfrage an das Reichskolonialamt in Berlin.

Ld. H. R. Als Heeredangehöriger müssen Sie die Gründung (Beschreibung mit Zeichnung oder Modell), der vorgeschlagenen Dienststelle einreichen, die Sie an das Kriegsministerium zur Begutachtung weiterleitet. Die betreffende Abteilung des Kriegsministeriums entscheidet, ob die Gründung für die Landesverteidigung von Wert ist. Trifft dieses zu, so unterbleibt die Veröffentlichung im Patentblatt. Alle übrigen Rechte bleiben dem Patentanmelder selbstverständlich gewahrt.

Bischoffsw. B. Es ist noch nicht bekannt, wann voraussichtlich das Abzeichen für Verdienste zur Ausgabe kommt. Verleihen wird es bei möglichen Formationen durch denjenigen Dienstvorsetzten, der mindestens die Befugnisse eines Regimentskommandeurs ausübt. Selbstverständlich haben auch ehemalige Verdienste, die wieder l. v. geworden sind, Anspruch auf das Abzeichen.

E. B. Es kann sich in solchen Fällen nur um Schanden handeln, für die keine Deckung da ist. Es kann auch keinem Angehörigen des Landsturms oder des Verurlaubtenlandes, der in der Heimat sein Geschäft weiterführen läßt, verweigert werden, ohne notwendig werdende Kapazitäten für dieses aufzunehmen.

Beiträge für die „Kriegszeitung“ sind erwünscht. Sie sind der Schriftleitung der „Kriegszeitung“ der 4. Armee durch die Feldpost, Deutsche Feldpost 4, zu übermitteln.

In dieser Nummer liegen die „Losen Blätter“ Nr. 135

„Bei den Fliegern“

Beilage zu Nr. 346 der Kriegszeitung

Den häufigsten Traum begleitet
ein heimliches Gefühl,
daß alles nichts bedeutet,
und wir uns noch so schwellen.
Da spielt in unser Weinen
ein Lächeln hold hinein,
ich aber möchte meinen,
so sollt es immer sein!

Seibel

Biffon

Aus einem Gedicht Gottfried Kellers
1845

Schon schauet der Geist sich Stummelstümpfen
und Panzerkisten an;
wollst träumend du im Grotte sitzen,
wer hindert dich, Poet, daran?

Ich grüße dich im Schutze der
herfahrend, doch mein Feuerbach
trägt mich vorbei, die dunkle Erde
und deine Geister schau'n uns nach.

Was deine alten Pergamente
von solchem Zauber kund die tun,
das seh' ich durch die Elemente
in Salzes Dienst verwickelt nun.

Ich seh' sie leuchtend glühn und sprühen,
kaskadierend bauen Land und Stadt,
tobend das Menschenkind zu blühen
und singen wieder Masse hat.

Und wenn velleicht in hundert Jahren
ein Lustkiff hoch mit Orchesterwein
durchs Morgengraue läm hergefahren,
wer möchte da nicht Jährmann sein?

Dann böß ich mich, ein selbster Zecher,
wohl über Bord an Rindern schwer
und göße langsam meinen Becher
hinab in das verlassne Meer.



Fliegertod

Von Unteroffizier Heinz Schlöbner

Wie seltsam still ist es doch nach dieser Nacht!
Es lodte und brodelte in dem Kessel der
Kriegesstürze. Feuergerben blühten auf und erloschen,
und die Erde bröckelte unter gewaltigen Schlägen,
gittert, wie ängstlich in ihrem Gebundensein. Da
zwischen das rollende Pochen der Maschinen-
gewehre.

Langsam verebbte der Aufruhr.

Und nun ist es so ruhig. Die Sonne schaut
neugierig über den Horizont und geradenwegs zu
uns hinein.

„Da kommt das Leben zu uns“, sagt einer.

„Ja, die liebe Sonne, wenn die nicht wäre!“
Das Kaffeewasser lodt. Es wird uns zu heiß
am warmen Ofen. Wir nehmen Bretter mit hin-
aus und einige leere Handgranatenkisten. Ganz
gemächlich ist es, wie im März und April. Ja,
damals! Da saßen wir wie in einer Laube am
Rhein, den dampfenden Kaffee auf dem Tisch und
waren lustig. Und jetzt? Nur ein Schuß — dann
ist das Zeichen gegeben, dann gilt es uns.
Aber nichts geschieht heute.

Der Himmel ist wolkenlos blau. Wie in die
Ewigkeit kann man schauen. Und das Festschiff
schmedt uns wie nie.

Eine Lerche schraubt sich höher und höher. Ihr
Gegenschrei tönt hell in unsere Runde.
Nicht Gott, gibt es hier noch Bögel?

Ich schaue in die Bäume, der schnurgeraden
Straße. Zerhackt und zerpflegt sind die Kronen.
Und diese Läden sehe ich in der langen Reihe.
Zerschüttelt regten die Stämme der Pappeln in
die Luft.

Welt in der Ferne steigt wie gelötet eine dicke
Rauchfahne in die Höhe. Ein Haus brennt.
Und doch sehe ich heute nicht die Zerstörung.
Alles ist wie mit Gold übergoßen, grünt und
blüht. Mohnblumen schiden mir grüßend ihr
leuchtendes Rot herüber, und das Grün der Her-
gräser ist so satt und blühend.

Dazu diese kaum noch gekannte Ruhe.
Wir sitzen still und rauchen.

Doch nun? —

Ein leichtes Surren erkent.

Wir stehen auf und schauen in den blauen
Himmel. Hoch oben ein Flugzeug, ein zweites,
brüht. Ich nehme mein Glas. Eine Welle
suche ich, dann habe ich sie.

Da ist das Kreuz.

Ich warte hinauf. Weiß, daß sie es nicht sehen,
und grüße doch.

Grüße Deutschland, mein sprungfertiges Vater-
land!

Winkt auf zum Kampf!

Mein Bist geht ihrer mutmaßlichen Richtung
veraus. Alal von drüben kommen sie auch.

Ein, zwei, drei, vier, fünf neue Punkte tan-
zen auf.

Ich sehe das Glas ab. Gespannt folgen wir
dem Flug der Apparate mit bloßem Auge.

Da plötzlich knallt es in die Stille hinein.
Zischend steigen die Schrapnelle dem Flugzeug
entgegen.

Zu kurz!

Eine Pause tritt ein. Dann tracht es aus
zwanzig Schländen. Haben und drüben.

Und die Flieger welken aus, fliegen geschickt
in die weißen Wölkchen hinein, machen Schleifen
und Sturzflüge, bis sie einander so nahe sind,
daß die Kanonen schweigen müssen.

Nur das Surren erkent noch.

Jetzt sind sie aneinander.

Unsere Puste fliegen, und die Herzen sind bei
denen da oben. Bei den Deutschen, unseren Ko-
meraden.

Es knallt in der Luft.

Da lösen sich zwei Flugzeuge von der Gruppe
los und legen nach drüben zurück. Geschlagen!
Aber auch von uns zieht ein Apparat ab. Mit
großen, ruhigen Bogen sucht er den Hafen. Ist
der Führer verwundet? Aber nur einen kurzen
Augenblick folgen wir ihm. Oben richtet sich das
Ziel. Nach Süden und Norden gleiten sie aus-
einander. Nicht heimwärts. Nur zwei bleiben
über uns zusammen. Wie die Habichte stürzen
sie gegeneinander, Maschinengewehre knattern,
geschickt weichen sich die Apparate aus, umfliegen
sich, um immer von neuem aufeinander loszugehen.

Wer wird siegen?

Da knallt es wieder, und plötzlich kippt der
eine Apparat, richtet sich wieder auf, dreht sich
um sich selbst, schwankt, ein Zeichen, daß das
Flugzeug schwerelos ist. Ist der Flieger tot, ver-
wundet? Ist es der Deutsche, ist es der Feind?

Wir können es nicht sehen.

Der Sieger kreist über dem Unterliegenden:
tiefer und tiefer kommen sie. Und endlich können
wir auch die Zeichen erkennen.

Surra, die Kreise fallen. Deutschland ist
Sieger.

Der Apparat neigt sich, richtet sich noch ein-
mal auf, um dann schneller und schneller herab-
zusinken.

Keine hundert Meter von uns knallt er zur
Erde. Aber uns zieht der Sieger ruhige Kreise.
Wir grüßen hinauf, und flackernd winkt uns ein
weißes Tuch Segensgruß, bis der Apparat schnurrend
nach Osten gleit.

Siegt!

Pflichtig denken wir an den Beflegten. Wir
springen hin. Der Apparat ist in Scherben. Vier
Mann packen ihn an und heben. Ich ziehe den
Toten hervor. Wie ein Sack voller Gefasine,

muß ich denken: armer, toter Feind! Wir legen
ihn auf die Erde, und — zum Ausdau — ich fühle
einige Tränen in den Augen. Wir fassen alle
fünf auf einmal die Hände, weiß der Teufel, wo
die Frömmigkeit plötzlich herkommt, und sprechen
ein stilles Gebet über den tapferen Mann.

Das blosse Knabengesicht hat unsere Herzen
erschüttert. Ich weiß, wir dachten alle an zu Hause.
Armer Kerl!

Auch deine Mutter sehnt sich nach dir.

Pflichtig tracht es. Der Festschallton steht uns
und schickt uns Schrapnelle auf den Hals.

Schnell greifen wir den Toten und fächeln.
Vor unseren Unterhänden legen wir ihn nieder.
Ganz ruhig wird es wieder überall. Die Sonne
glänzt und lacht, die Nachtigall schied beruhigt
aus neue ihr Lieben in die Lüste, und die
Mohnblumen wiegen sich ganz langsam auf ihren
Stengeln.

Wie ein tiefer Friede, nur der Tote gibt Kunde
von wilder Zeit.

Ein tiefes Loch graben wir zwanzig Meter von
unserm Heim, unter einer der alten Pappeln.

Da liegt er begraben, der Führer von S 57.

Ein Kreuz setzen wir ihm, und an den Stamm
der Pappel haben wir seine Farben geschlagen,
abgerissen von der Tragfläche seines Fahrzeugs,
darunter ein Stück des Propellers. Das Fah-
zeichen, der goldliche Hahn, schaut trotzig aus der
blauen und roten Umrahmung.

Gut so! Aber der Sieg war doch unser.



Zum Andenken an Walter Fleg

Von Feldbibliotheksleiter Barckewitz

Als wir aus der Glandernschlacht kamen, meldeten
die Zeitungen, daß Walter Fleg als Kampagne-
führer bei den Kämpfen um die Insel Osel ge-
fallen sei. Wie oft haben auch im Felde seine
Dichtungen erbauet und erheitert! So hat sich an
ihm selbst sein Wort erfüllt: „Schwertlieb nimmt
immer die Besen.“ Zu ihnen gehörte der junge
Geführte und Erzieher eines Bismardenteils,
der Wandervogel und Durschschaffter, der sich
mit Feder und Schwert alsobald zu den Kriegs-
freiwilligen gesellte:

„Mir ist gesagt zu singen
von heiligen großen Dingen.

Nun aber ach! ich alles Land.

Nun hat nur ein Wort Vollgehalt

und fordert Tat und Liebeskraft:

mein heiliges deutsches Vaterland!“

Ihm ruft er zu:

„Du Volk im grauen Eisenkleid,

du trotzige lebendige Mauer,

du bist bereit, du bist geweiht:

zu Sieg und Lust und Trauer.

Die ganze Welt steht wider dich auf

und will deine Fahnen zerreißen,

komm an! Gesinnbitt! Komm an zuhau!

und stürme die Mauer von Eisen!“

Aber der klüffinnig Fromme steht auch andere
Bilder. Am Totensonntag schaut er das „Große
Abendmahl“ seines Volkes, bei dem „der reinen
Brüder heiliges Leiden reißt allmählich uns aus
eigenen Sündenbanken; sie starben nur für die,
die für sie leben!“ Im „Waldmährchen“
seines 50. Regiments führt er die Seelen ins
Land der gefallenen Soldaten. Unter ihnen be-
findet sich auch der eigene Bruder, dem er neben der
fast heilig verehrten Mutter manchen Vers weihen:
„Dein Name ist gesungen, ein Reim auf Wilhelm
Reiz, der Reim ist hell verklingen, Herr Leutnant
Otto Fleg.“ Diefelbe begeisterte Verehrung be-
seelte den Dichterkollegen für Kaiser und Kaiserin,
„Geburtsfest in Bielefeld.“ Wer will dem König
von Preußen schaden, den will ich vor meine
Waffen haben. — Wir sind dem König von

Preußen verschworen mit Leib und Seele, wie wir geboren."

Mein Kaiser! Laß in Norden
ansürmen Feindesmacht!
Uns bist du Bruder worden
in Deutschlands hell'ger Nacht.
Du hast die Welt umworben
zu heil', zu treu, zu rein.
Was hast an dir verborgen,
bringt Liebe doppelt ein.

Ob tausend Feinde lauern,
dein Volk hält durch die Nacht
vor deines Schlosses Mauern,
vor deinem Herzen Wacht!

Darum liest es den vorbildlichen Soldaten auch nicht daheim, als er Kriegsgeschichte schreiben sollte. Er mußte wieder ins Feld, wo sie geschleht! Durch den Krieg wurde er nicht bloß reis in seinen Werken, auch reis in seinem Wesen, wonach immer sein reines Streben ging. „Reis durch Leid.“ Das in seinen Dichtungen zu erfahren, ist ihr schönster Segen und Gewinn. „Sonne und Schild“, der Name seiner Gedichtsammlung war ihm Gott selbst. Zu ihm hoffte er mit den „grauen Hibern auf dem Felde“: „Einmal schiedt Gott uns doch den Frieden, so oder so nach seinem Sinn. Gel's droben, sei's im Sieg hienieden, wir nehmen, was er uns beschleiden, demütiglich als Weibnacht hin.“

Darum war es ihm auch nach einem seiner letzten Briefe „geruhiges inneres Wissen, daß alles, was mit mir geschieht und geschehen kann, Teil einer lebendigen Entwicklung ist, über die nichts totes Macht hat.“ Ein Bekenntnis, das viele Feldgrauen teilen. Denn ein jeder gleicht ja dem „Wanderer zwischen beiden Welten.“ So heißt das Dichters schönstes Bekenntnisbuch, das er zum Geschenk an seinen Kameraden, den „Gott- und Goethegläubigen“ Theologen Ernst Wurche schrieb, der auch im Osten den Heldentod fand. Da steht es noch schöner: „Großen Seelen ist der Tod das größte Erleben. Wenn der Erdentag zur Rüste geht und sich die Fenster der Seele, die farbentropfen Menschenaugen, verbunkeln wie Kirchenfenster am Abend, blüht in dem verdämmenden Gottesstempel des sterbenden Leibes die Seele wie das Allerheiligste am Altar unter der ewigen Lampe in dunkler Stille auf und füllt sich mit dem tiefen Glanze der Ewigkeit. Warum ist Totenlage ein arger Totendienst? Gebt euren Toten Heimrecht, ihr Lebendigen, daß sie unter euch wohnen und weilen dürfen in dunklen und hellen Stunden!“



Lerchen

Von Leutnant Gustav Sadt

Daß vom Sonnenaufgang an bis weit in den schlaftrigen Nachmittag hinein fünfzehn, siebzehn singende Lerchen über unserm zweihundert Meter langen Schützengrabenabschnitt hängen, und zwar unter einem so tiefen, maßelosen Blau, wie wir es nur von den Himmeln der Gebirge kennen, das ist uns ebenso etwas Alles wie das dumme Postengelächel des Nachts oder etwa der kupfergelbe pausbäckige Mond, unter dem die surrenden Rollwagen der fünfzehn Zentimeter Granaten hinüberklammern — ein kurzes röstliches Ausleuchten hinter uns auf der Höhe, hinter dem struppigen Wald, ein behagliches tiefes, eiliges, immer eiliger und heller werdendes Surren, und nun haften sie zu vieren in Reih und Glied — nicht ganz in Reih und Glied, der eine hint und hoffet und brummt eilends nach — wie in einem Weltrennen über uns fort — jetzt erst, gerade jetzt, wo sie über unsern Köpfen hängen, durchbricht der müde, nachlassende Knall ihr immer helleres Surren, noch eine Sekunde, und mit einem infernalischem Krachen haben sie zu Ende geklammert, wahren sie einen Kilometer weiter, oben hinter der Doppelallee krepiert, so wäre der Vergleich der Paukenschläge angebracht gewesen: die Geschossvohren der Schlegelstiel, und die detonierenden

Granaten der ungeheure Schlegelstiel, der auf die Gräben kramelt, paukt — aber das sind alte Geschichten, so allgewohnt, daß wir später nicht einmal davon träumen mögen und sie vergessen werden, ebenso, wie uns schon jetzt die ganze fabelhafte Schönheit dieser Frühlingsschützengrabentage aus den Händen gleitet.

Und auch das, was diese kleine Erzählung veranlaßt hat, ist eine alte Geschichte, und es sei dahingestellt, ob es nur der Frühling oder zudem auch der die Nacht hell durchleuchtende Mond gewesen ist, der plötzlich die Lerchen packt und sie mitten aus dem Schlaf singend in die Höhe wirbelt; jedenfalls, als ich gestern Nacht wieder durch den Graben kroch und über die klappernden Holzgroße schreitend an den ruhigen Schützengraben, diesen Rinderstühnengraben, dachte, den wir damals, vor Jahren, auf den Lockfiedler Heidehügeln aushoben, und es Mal war, und ich mich grimmig nach „Ihr“ sehnte, lärmte urplötzlich dicht neben mir vom Grabenrand, in dessen Nähe unter den Drahtverhauen und zwischen Leichen und Mästen sie ihr Nest haben mochte, eine Lerche wie toll mitten aus dem Traume hoch, sang, schrie, warf sich hoch und höher, rief einen Schwarm von fünf, sechs eifersüchtigen Männchen mit aus dem Schlaf und in die Luft, bis nach einigen Minuten das ganze überausende, närrische Gesänge wieder so plötzlich aufhörte, wie es gekommen war, und unter dem pausbäckigen kupfergelben Mondlicht nichts weiter zu hören war, als das Räuspern der sich langwellenden Posten und das dumme, ewige Getöse des etwas nervösen Nachbarrégiments.

In der nächsten, durch stärkeres Gewehr- und Artilleriefeuer erregten Nacht aber verwandelte sich diese kleine Begebenheit in folgende seltsame Traumgeschichte. — Es ist eine mitteldeutsche Stadt, Jena, Göttingen oder eine sächsische, Merseburg — wie du willst, und es ist Nacht, Februar, März, und der Mond, rund und rot wie ein Fassstüpf, sinkt gerade in die noch schlafen, aber schon inspensivwellenden Wipfel des Stadtwaldchens, in dem zu Pfingsten die Bürger Must machen und eine Bouteille trinken. Die Straßen aber sind eng und winkelig, die hölzernen Giebel hoch und spitz, kein Kaiser singt auf ihnen, und das letzte Mondlicht trichtert dünn und gar nicht geisterhaft durch die leeren Gassen. Ich aber lege mich in einem weichen, ach! so weichen Federbett, ich habe die Kniee angezogen und übereinandergelegt und betrachte mit einer unsagbaren Wollust meinen rechten frisch gebadelten Fuß, wie er nackt und weiß wie Kirchenbänke unter der Decke hervorsticht und nicht müde wird, seine schnurrigen Spiralen in die Luft zu zeichnen; und meine Taschenuhr auf dem Nachttisch tickt und zerschlägt ängstlich die Zeit, langsam, eins, zwei, eins — jetzt stellt sie das Ticken ein — wozu soll sie auch ticken? und es ist ganz still, und nur mein bläulicher Fuß wird nicht müde zu zeichnen, zu malen, zu malen —

Ist dir schon, wenn du, mit deiner langen Pfeife zwischen den frischen Kohlbeeten deines Schrebergartens lustwandeln, dem Gesänge eines Staren zuhörst und zuschaust, wie er es unter Flügel schlägt eifrig in die Lüfte schickt, ist dir schon unter diesem laubverwelschen Gange und innigen Narrengetöse ein Ton aufgefallen, der immer wiederkehrt? Ein langer, leise verklingender, süßer, jubelnder Ton voller Friede und gemäßigter Sehnsucht? Er kehrt immer wieder, und er ist die gewöhnlich schon aufgefallen.

Solch einen Ton, aber einen um das zwanzigfache verstärkten, hallenden, jubelnden Ton voller Friede und gemäßigter Sehnsucht, hörte ich, nachdem die Uhr still geworden war und auch mein Fuß anfang, des Malens und Zeichnens müde zu werden, mit einem Male von dem Stiebelbache drüben in die Nacht sich schwingen, und er umkreiste die Stadt und kehrte zurück, von wo er gekommen und schraubte sich höher, höher, um über mir, zwischen den Sternen des kleinen Börs, friedlich zu verklingen. Und wie ich meine Augen, die unwillkürlich den unsichtbaren Schraubenfäden dieses Tones gefolgt waren, wieder senkte, sah

ich, daß der Rechnungsrat von nebenan stillsitzend auf dem Dachstuhl vor meinem Fenster lag und sang und sang. Da spitzte ich die Ohren, denn er sang voller Begeisterung, und ich hörte, wie er das Lob seiner Gattin sang, mit durchdringender, herausfordernder Stimme, wie sie ihn Gattin gewesen und ihm Kinder geboren und sie gepflegt und schon wieder ein anderes unter dem Herzen trage usw.

Und jetzt dauerte es nur eine kleine Weile, bis die geöffneten Fenster klirren, und die Türen und Tore dröhnten, eine Regenrinne niederpolierte, und da und dort ein Biegel niederstieß, und ein seltsames Scheuern und Knirschen wurde hörbar, und ein hohes Stöhnen wurde laut, auf das allsofort ein vielbühnenstimmiger eifriger Jubelgesang sich angeschlossen. Und da der Gesang ringsumher aus der Höhe kam, sah ich, bevor ich wußte, daß ich an mein Fenster geeilt war und mein schneeweißer Fuß in einem noch weißeren Börsenfell versank, und bevor ich wußte, was ich sah, jedweches Dach gekrönt von einer schwarzen Reitergestalt, von eifassischen Männern, Me, einer den anderen durch helleren und eifrigeren Sang übertrumpfend, das Lob ihrer Gattin sangen, wie sie ihnen Gattin gewesen und ihnen Kinder geboren und sie gepflegt und schon wieder ein anderes unter dem Herzen trage usw.

Und das mochte einige zehn Minuten oder weniger gedauert haben, dann kletterten sie behende, fluchtartig wie die Spinnen wieder von ihren Schornsteinen und Firsen herab, und die Türen und Fenster schlossen sich rasch und leise, und es war wieder so still wie zuvor.

Dann träumte mir, ich wäre von meinem Fenster wieder zurückgetreten und säße in einem tiefen Schlaf. Und als mir träumte, wieder aufgewacht zu sein, war ich mir bewußt, daß das Land des Wunders voll war, daß allnächtlich in jener kleinen Stadt es über einen der Ghemänner, deren Frauen guter Hoffnung waren, käme wie der Blitz, urplötzlich mitten aus dem Schlaf und Ehebett auf das Dach ihres Hauses klettern zu müssen, um von dort aus das Loblied ihrer Gattin anzustimmen, auf welchen herausfordernden Gang dann die umwohnenden Ghemänner, deren Gattinnen in den gleichen Umständen waren, nicht verfehlten, eilends ihrem eifersüchtigen Triebe zu folgen, also, daß auch sie mondwandeln ihre Dachstühle erkletterten, um von dort den Preis ihrer Gheposin in noch helleren, noch lauterem, noch frieblicheren, noch magigvoll sehnächtigeren Tönen in die Nacht zu senden.

Und je länger die Tage wurden, desto mehr wuchs diese Unart, desto mehrere wurden von dem Taumel erfasst, und je kürzer die Nächte wurden, desto tonzentrierter und reborblüster wurden die nächtlichen Gesänge, und wenn zuerst nur die Sänger eines Viertels einander zu überfliegen strebten, so suchten jetzt diese Viertel vereint einander die Preise abzurufen.

Es ist still, die Stunde und ihr Zeiger stehen, und der Strom der Zeit, der draußen aus der Höhe stürzend an unserer Seele Balkenwerk sich bricht, und dessen Schaum und Wellengetöse du bist, ist lau und warm und fällt nicht mehr; nur mein nackter Fuß malt und malt und will nicht müde werden — und ein langgezogener, ein heller Ton voller Friede und gemäßigter Sehnsucht — und schon trägt von dem Dachstuhl gegenüber der Sänger antwortend in die Nacht — als set ein Berg vom Himmel gestürzt, zerschlägt ein Krach die Welt, und wo die Stadt stand, bläunt sich eine Riesenzypresse himmelan, aus einer wilden Manschette von schwefelgelbem Rauch und roter Blut fährt tragend eine ungeheure Säule in die Nacht; und es ist nichts als diese schwarze Säule, Häuser, Dächer, Sänger und mein schneeweißer Fuß, es ist nichts; und was gewesen war, fährt in dieser Säule und mit dieser Säule in das Nichts. —

Ich erwache; es hat nicht neben mir eingeschlagen, und ich höre die arbeitenden Leute über die klappernden Roste in die Stollen flüchten. Als ich aber aus meinem Unterfand hervorgeklettert war, war schon das Feuer weiter gelaufen und lag

rechts vor uns auf der Mulde und den Verbindungsrücken, die nach dem zerhossenen Dorfe rückwärts führen. Der Mond aber hing wie ein Kupferkessel über den westlichen Höhen, als warte er darauf, von dem kommenden Morgen zu einem Klumpen zusammengehauen zu werden. Dann wurde es Tag, kein Angriff kam, und die Posten rückten ein.

Die Natur

Von Iwan Turgeneff

Mir träumte, ich befände mich in einem großen unterirdischen Saal mit hohen Gewölben. Er war ganz erfüllt von einem gleichmäßigen, ebenfalls unterirdischen Licht.

Wissen im Saal lag eine majestätische Frauengestalt, angelant mit einem grünfarbigen, faltenreichen Gewande. Das Haupt auf die Hand gestützt, schenkte sie in tiefes Sinnen verloren.

Ich beargwöhnte, daß diese Frau die — Natur war, und ehrfurchtsvolle Scheu durchdrang mich bis ins Innerste gleich einer plötzlichen Rüste.

Ich näherte mich dieser Frau, und nachdem ich mich tief verbeugt hatte, rief ich aus: „Du du unsere gemeinsame Mutter, an was denkst du? Sinnst du über die zukünftigen Schicksale der Menschheit nach? Oder darüber, wie sie zur höchsten Vollkommenheit gelangen, wie sie des größten Glucks teilhaftig werden könne?“

Langsam richtete die Frau ihre dunklen, brennenden Augen auf mich. Ihre Lippen bewegten sich — und ich vernahm eine durchdringende Stimme, wie das Dröhnen des Ozeans.

Ich sinne darüber nach, wie sich den Fußmuskeln des Flohs größere Kraft verleihen lasse, damit er sich leichter vor seinen Feinden retten könne. Das Gleichgewicht zwischen Angriff und Verteidigung ist gestört. Es muß wieder hergestellt werden.“

„Wie!“ flammte ich, „daran denkst du? Aber sind wir, die Menschen, denn nicht deine bevorzugten Kinder?“

Die Frau runzelte ein wenig die Brauen. „Alle Geschöpfe sind meine Kinder“, sprach sie: „und ich Sorge für sie alle in derselben Weise — und in derselben Weise werden alle von mir vernichtet.“

„Aber das Gute... die Vernunft... die Gerechtigkeit“, flammte ich wieder.

„Das sind Menschenworte“, entgegnete die eiserne Stimme. „Ich kenne weder Gut noch Böse... Euer Vernunft ist mir nicht Geseh.“

— und was ist Gerechtigkeit? ... Ich gab dir das Leben, ich werde es dir wieder nehmen und es andern geben: Würmern oder Menschen... gleichviel wem... Und du, wehre dich bis dahin und belästige mich nicht!“

Ich wollte noch etwas erwidern... doch rings um mich her begann die Erde dumpf zu stöhnen und zu beben — und ich erwachte.

Jeanne d'Arc

Von Wehrmann G. Schipmann

Es hängt ein altes Stahlgewand verwahrt in Pinons Turm.

Die einst es trug, ward weißbekannt aus manchem Schlachtensturm.

Für Frankreich steht sie unverzagt, als es verloren schien, und vor Jeanne d'Arc, der Hirtenmagd, die Heere Englands stiehn.

Ein Posten stand im Mondenschein am Schloß — die Nacht war mild —. Zwölf schlug es — da — zum Part herein schwebt leis ein Frauenbild.

„Hall!“ ruft der Posten „halt, wer da!“

Es überläuft ihn kalt, noch niemals solchen Spuk er sah, und nochmals ruft er: „Hall!“

„Ich bin Jeanne d'Arc“, sprach jene drun, „lag längst in Todesruh, da weckte Schlachtenlärm mich auf, trieb mich der Heimat zu.“

Mein Frankreich sah ich in Gefahr, von Kampf und Tod erfüllt, drum biet ich mich ihm wieder dar wie einst, als Schirm und Schild.

Zu meiner Rüstung eil ich her und nehm das Schwert zur Hand, zu sagen wieder übers Meer das falsche Engelland!

Und meinen König sah ich dann nach Reims und nach Paris, damit ich wieder schlafen kann im selgen Paradies.“

„Du bist nicht klug“, der Posten spricht, „verwechselst Freund und Feind. Die Briten sind — du weißt es nicht? — mit Frankreich heut vereint.“

Es tat als Freund John Bull sich groß; er, der auch einst bespö, will heute Frankreichs Bestes bloß — (Calais und Normandie)

Als Feind die Deutschen stehn im Land, hier launst du einen Feind. Man hat Barbaren uns genannt, ich will es nur gestehn.

Und wie es der Barbaren Art, behüt ich Schloß und Part, damit vor Schaden bleib bewahrt die Rüstung der Jeanne d'Arc.

Von einem König sprachst du dann; das laß nur lieber sein. Wenn dich ein Franzmann hörte an, so sperrte man dich ein.

Es trägt heut Frankreichs Oberhaupt statt Hermelin den Frack, als Krone ist dazu erlaubt ihm nur der Chapeau-laque.

Man spricht es an: „Herr Präsident“, Herr Poincaré es heißt, und Frankreichs Republik sich nennt — daß du nur alles weißt!“ —

Jeanne d'Arc hört alles, tiefbewegt zum Posten sie dann spricht: „Ich hab mir's anders überlegt, die Rüstung brauch ich nicht.“

Und wenn ganz Frankreich steht enklaubt, getroffen sie ins Mart, kann trauernd senken nur das Haupt, doch helfen nicht Jeanne d'Arc.

Zu kämpfen wider Deutschlands Heer in eines Briten Sold, das bräcke Ruhm mir nimmermehr, ich bin nicht feil für Sold.

Ich hätte selbst mit England gern beglichen alte Schuld.

Schon seh ich sinken seinen Eiern und harre in Geduld.

Du aber, in gerechtem Streik, tritt England, tritt es gut! Jeanne d'Arc ruft heut und allezeit: Fluch dieser Lügenbrut!

Fluch dir, du falsches Albion, Fluch auch dem Mann im Frack, der Frankreichs Blut für schänden Lohn verfaßt dem Lumpenpad!“

Sie rief's — und in den Bergen schwer das Echo wiederhallt —. Dumpf schlägt es „Gins“ vom Dorfe her, im Part ein Nebel wallt.

Die Amurbahn

(Siehe die Karte im Hauptblatt)

Im Hinblick auf die Entwicklung in Rußland, die nach dem Kriege vielfach bis nach Osten wirksame Veränderungen hervorzurufen vermag, verdient die Fertigstellung der Amurbahn besondere Bedeutung. Rußland hat während des Krieges zwei große Eisenbahnen gebaut: die Mürmanbahn, die eine neue Verbindung mit der eisternen Rüste im Norden der Kolahalbinsel bezweckt, aber wegen ihrer technischen Minderwertigkeit vorläufig nicht ernstlich in Frage kommen kann, und die Amurbahn, die nach der Großen Sibirischen Bahn als

das bedeutendste Unternehmen bezeichnet werden muß.

Militärische, politische und wirtschaftliche Erwägungen haben zu diesem Bahnbau geführt, der von der alten zarischen Regierung lange vor Kriegsausbruch in Angriff genommen wurde und nunmehr als vollendet gilt. Durch den unglücklichen Krieg mit Japan, der Rußland Port Arthur beraubte und die bereits als sicher angesehene Einverleibung der Mandchurie unmöglich machte, wurde der national-russische Charakter der Großen Sibirischen Bahn zerstört. Die Erkenntnis, daß die Mandchurie bis auf weiteres für das Japan reich verloren war, veranlaßte die russische Regierung, auf den 1897 ausgegebenen Plan der Amurbahn zurückzugreifen.

Im November 1906 wurden nach langen Auseinandersetzungen die erforderlichen Mittel von dem Ministerrat bewilligt. Damit hatte man sich natürlich auch für die Fortführung der bisherigen Politik im fernem Osten entschieden. Die endgültige Ausführung der Bahn ging dann so vonstatten, daß man als Ausgangspunkt die Station Kammasska wählte. Die Bahn verläuft zunächst nach Nordosten und erreicht zwischen den beiden Quellsüßen des Amur die Meereshöhe von 850 m im Transbaikalgelände. Zahlreiche Brücken und Tunnel waren notwendig. Der bedeutendste Kunstbau der ganzen Linie findet sich kurz vor dem Endpunkt Chabarowsk, nämlich die 2222 Meter lange Brücke über den Amur, die aus 10 Bogen von je 123,6 Meter Spannweite besteht. Der Bahnbau ist ein außerordentliches Unternehmen, allerdings haben sowohl der Zeit wie der Geldeaufwand die Vorschläge gewaltig überfliegen. Die letzten Brücken- und Tunnelbauten wurden erst im Kriege vollendet.

Nunmehr ergibt sich die Frage, was die fertige Amurbahn für Rußland bedeutet. Es handelt sich dabei um eine militärische Sicherung des Besitzes von Wladiwostok gegenüber japanischen Angriffsgelüsten. Und aber interessiert vor allem die friedliche, wirtschaftliche Bedeutung dieser Bahn. Der Bau bietet die Möglichkeit einer Befestigung bisher fast menschenleerer Gebiete, die schon in der Bauzeit fast automatisch erfolgt ist. Zweitens handelt es sich um Ausbeutung des Reichtums des Amurgebietes an Bodenschätzen aller Art.

Der Winter ist zwar hart, aber die Sommerhitze genügt, um Weizen, Roggen, Hafer, Kartoffeln, Hirse und Buchweizen so gut reifen zu lassen, daß sie, auf die Einheit berechnet, höhere Erträge liefern als durchschnittlich im europäischen Rußland. Weiterhin sind die Holz- und wildreichen Wälder, die Gold- und Silberlager sowie das Vorkommen von Kupfer, Blei, Eisen, Schwefel und Zink beachtenswert, die erst durch die Amurbahn der Weltwirtschaft zugeführt werden können. Auf der anderen Seite darf allerdings auch nicht vergessen werden, daß der Besitz des Amurgebietes nicht ganz ungestört erscheint, da die Japaner durch systematische Ansiedlungen am Amur bereits seit längerer Zeit ihren Appetit verraten.

Großmutter's Gewürzgarten

Von H. Reichenard

In diesen Zeiten des Mangels an ausländischem Gewürz greift mancher gern zu den alten wohlbewährten Kräutern, wie sie in Großmutter's Garten prächtig geblüht und von Leuten der „guten alten Zeit“ gesammelt wurden. Irgendwo findet sich in jedem Garten ein geeignetes Plätzchen, an dem alle diese würzigen Helfer gütlich und besser Lage angebaut werden können. Als kräftige Beimischung zu allerhand Gerichten, zum Einmachen, als Tee und als Hausmittel, endlich zu erfrischenden Bädern und zur Erhaltung der allgemeinen Gesundheit genießen sie von altersher einen wohlverdienten guten Ruf. In solch mannigfacher Verwendung ist es dann auch begreiflich, daß diesen Aushilfskräutern eine Menge Abgelaufen aus ältester Vorzeit anhaftet, der manchmal freilich auch nur eine äußerst willkommene Entschuldigung bei verfehlter Wirkung darbietet.

*) Gedichtet im Part von Pinon, Sommer 1916.

Der Allgemeinheit sind wohl die Würzkräuter in ihrer Verwendung in der Küche am bekanntesten, wo sie in bedachter Zusammenstellung oft das feinste gastronomische Verständnis offenbaren und hierdurch den Ruf manches Kochstüblers begründen. An erster Stelle sei die Petersilie genannt, die unter den „vegetabilischen Großmächtigen des Suppentopfes“ wohl die größte Bedeutung hat. Ihre vorzüglichen Eigenschaften waren bereits Ägyptern, Griechen und Römern bekannt. Fast ebenso wichtig ist auch der Kummel, besonders im kaffischen Altertum gelangte er zu hohem Ansehen, er stand damals wie das Salz in kleinen Gefäßen auf der Tafel, und vornehme Griechen bliesen sich zu seiner Aufbewahrung einen besonderen Flacon. Der Ausdruck „Kummel-Flacon“ für einen argen Geizhals entstammt jener Zeit. In unseren Tagen legt man mehr Wert auf die medizinischen Eigenschaften dieser Pflanze. In vielfacher Weise ausgenutzt wird auch die Salbeihaube. Schon Sage und Märchen kennen ihre wunderthätige Kraft, die Türen und Schlösser sprengt. Die in eine Straße verwandelte Prinzessin ist wohlbedeutet unter den räumigen Blättern der ihr verkauften Pflanze, und das Kraut selbst hilft zur Verlängerung des Lebens, worauf schon die lateinische Bezeichnung selbst (von salus gesund) hinweist. In den Sprüchen der Savilianer Arztschule des 13. Jahrhunderts findet sich der Satz: „Wie kann der Mensch sterben, in dessen Garten Salbei wächst“. Neben diesen noch heute bewährten medizinischen Vorgehen treten die gastronomischen nicht zurück. Man denkt da besonders an die hervorragende Wirkung des Salbeis bei vielen Magenleiden und nicht zuletzt an das Hamburger Eigengericht, die bekannte „Kaisuppe“, zu deren Herstellung etwa 2 Dutzend verschiedener Kräuter verwendet werden, die daher unter dem Namen „Krautkräuter“ in den Handel kommen. Salbei und Basilikum (das im Griechischen „Königssalbei“ bedeutet und den Wert dieser Gewürzpflanze in alten Zeiten angedeutet haben bei der Zubereitung dieser Fischsuppe an erster Stelle, so kann man ohne Bedenken den ganzen Kräuterkräuter zur Verwendung hinzuzufügen, wie Fenchel, Dill, Majoran, Dillkraut.

Eine zweite wichtige Gruppe bilden die Teekräuter, aus deren reicher Anzahl drei der bekanntesten genannt werden sollen, es sind die echte Kamille, das „Kraut der Mutter“, die Pfefferminze, deren Beliebtheit sich hauptsächlich in England zu behaupten wußte, sowie die Melisse. In ihrer Verwendung als Tee soll die Melisse die Menschen treulich stimmen, der bekannte Kamillegeruch bestand zum größten Teil aus dem Extrakt dieses Krautes und bildet als „eau de melisse“ noch heute

ein Universalheilmittel der Französin. Die Alten schätzten die Melisse als wertvolles Bienenfutter, ebenso wie Rosmarin, Thymian und Lavendel, die von sehr zu aromatisch stützenden Bädern, sowie als luftverbessernde Räuchermittel in Kältel trafen und schon in den Kräuterbüchern des 16. Jahrhunderts eine wichtige Stellung einnahmen. Der Thymian hat sich seine Wertschätzung in Volksmedizin und Aberglauben bis zur Gegenwart erhalten und ersetzt in manchen Gegenden als „Pflanze für alles“ eine vollständige Hausapotheke. Das bekannte luftverbessernde Räuchermittel aus einer Mischung von Lavendel und getrockneten Zentifolienblättern, schlichtweise mit Salz und allerhand Gewürzen vermischt, erzeugt, auf einen heißen Ofen gebracht, einen feinen aromatischen Duft. Nicht minder erwähnenswert ist in dieser Beziehung auch die Nautle, eine ehemals äußerst begehrte Heilpflanze. Ihre demensifizierenden Eigenschaften benutzte man bei Leiden des Magens, wo sie als „Kienrute“ auf das Badtuch gestreut wurde, eine Stütze, die aus den verhörenden Dampfen sammelt. Schon im 9. Jahrhundert weiß der Reichenauer Abt Walafried Strabo in begelerten Versen ihre „vielfache Heilkraft“ zu preisen.

Kleine Geschichten

Bräms und Beethoven

Johannes Bräms war einmal Gast eines Frankfurter Kaufmanns, der die Musik sehr liebte und auch Bräms hoch schätzte. Bei Tisch ließ der Gastgeber die beste Sorte Wein, die er in seinen wohlgeordneten Kellern hatte, einschenken, und mit feinem Geste ansetzend, sagte er verbindlich: „Dieses Glas, verehrter Herr, trinke ich mit Stolz. Es ist der Bräms unter meinen Weinen.“ Bräms nahm einen Schluck und meinte dann lächelnd: „Sehr viel Ehre, aber — wollen Sie nicht lieber den Beethoven unter Ihren Weinen kommen lassen?“

Ein Gemätsensch

Der Magistrat einer kleinen Stadt erhielt eines Tages von dem Totengräber ein Gesuch, in dem es heißt: „Da in unserer Stadt niemand, oder so gut wie niemand stirbt, so kann ich nicht mehr leben. Ich habe eine zahlreiche Familie zu ernähren und bitte deshalb, daß ich wenigstens für jedes Grab, das ich zu machen habe, einen Taler mehr erhalte. Wenn mir meine Bitte abgeschlagen werden sollte, muß ich in eine glücklichere Gegend ziehen, wo so viele Leute sterben, daß der Totengräber anständig leben kann.“

Der Dauerhase

Vergangenen Sommer war ich bei einem Freund zu Besuch, der sich ein kleines Landgut zugeeignet hatte, nahe

bei der Kreisstadt Rheim. Da ich leidenschaftlicher Jäger bin, so ging mein Freund mit mir am Tage nach meiner Ankunft auf die Jagd. Nach kurzer Zeit kam mir ein Hase vor die Füße. Gerade als ich auf ihn ansetzen wollte, rief mir mein Freund zu: „Nun Gotteswillen, nicht schießen, der Hase gehört unserem alten Amtsgerichtsrat, den ichst er jeden Sonntag.“

Die Hühnerstesser von Dubenaarde

Die Bewohner von Gent ließen auf den Märkten der umliegenden kleineren Städte, besonders in Dubenaarde, die Hühner und anderes Geflügel auslaufen. Als nun am 23. Januar 1833 Graf Philipp der Gule mit seinen Ritters und Baronen zu einer großen Versammlung der Abgeordneten der sandelischen Städte in Gent erschien, fanden die Genter ihre Handelsreise nach Dubenaarde, um dort alle Hühner und Kapunen aufzulassen, deren sie habhaft werden konnten. Als die Dubenaarder dies hörten, gingen sie auf den Markt und sagten: „Unsere Hühner können wir wohl selbst aufessen!“ Da entstand ein Wortwechsel mit einem Schlächter, bei dem ein Genter sein Leben lassen mußte, während andere schwer verwundet wurden. Die Abkömmlinge flohen aus der Stadt, indem sie Hühner und Kapunen zurückließen, während das Volk riefte: „Schlagt sie tot! Wir wollen unsere Hühner selber fressen!“ Hieraus entstand dann der Name: Die Hühnerstesser von Dubenaarde.

Die klugen Hunde

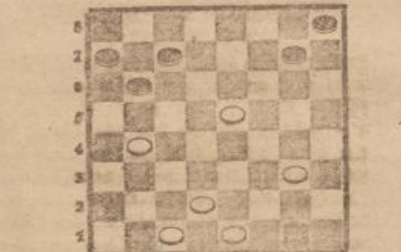
Ein Schwede hatte seinem Flegler, den er nachts in seinem Schlafzimmer schlafen ließ, streng verboten, auf Zeit zu springen, und ihm als Ruheplatz ein Kissen auf dem Schaufelschiff angewiesen. Als die meisten Hunde schliefen, aber auch das Kissen auf dem weichen Bett, und so versuchte er es schlau einzurichten, den Willen seines Herrn zu umgehen. Wenn dieser spät nach Hause kam, pflegte das Kissen ihm bis an die Tür entgegen zu springen, dabei setzte er regelmäßig den Schaufelschiff in Bewegung, so daß es den Eindruck machte, als sei er schon erst davon heruntergefallen. Da sich aber bei solchen Gelegenheiten auf der Bettdecke noch der Abdruck des Hundekopfes zeigte, so vermochte der schlauwe Hund doch nicht, wie er gemeint hatte, seinen Herrn zu überlisten.

Derselbe Schwede erzählt ein ähnliches Stückchen von dem Neufundländer eines seiner Freunde, der den Herrn streng verboten hatte, jemals auf das Sofa zu springen, wonach der Hund sich auch richtete. Eines Tages empfing der Herr den Besuch eines Freundes, der seine zwei Hunde mitbrachte. Er führte ihn in ein anderes Zimmer, während die drei Tiere allein zurückblieben. Doch nicht lange, so hörte die Haushälterin den Neufundländer an ihrer Türe krähen. Als sie eilte, sah der Hund an ihr bellen und lief voran. Aufmerksam gemacht, folgte sie ihm in das Zimmer, in dem die beiden fremden Hunde es sich auf dem Sofa bequem gemacht hatten. Durch sein Bellen gab der kluge Neufundländer zu erkennen, daß das Verbot seines Herrn auch für andere zu gelten habe.

Spiele/Rätsel

Dame-Aufgabe

Das Damenspiel ist auf den weißen Feldern zu spielen)



Wie sieht Weiß nach und gewinnt.

Streichholzaufgabe

Hier liegen 12 Streichhölzer, an jeder Seite 4. Wie können dieselben so umgelegt werden, daß an jeder Seite 5 liegen?

Silbenrätsel

aus den Silben:
an - bar - bel - bern - em - ge - deng
dom - dom - e - e - el - en - fant - grau
hel - h - h - le - le - le - le - le - le
lem - mu - nel - nes - nos - nig - no - o
poff - re - ri - sa - se - sen - son - sein
tis - u - ul - ul - st - stols

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Namen zur achten Kreuzzugsexpedition ergeben. — Die einzelnen Wörter bedeuten: 1. männlicher Name, 2. afrikanisches Tier, 3. heimisches Raubtier, 4. Stadt an der Elbe, 5. Insel im Nordischen Meer, 6. weiblicher Name, 7. Stadt in Ostpreußen, 8. Insel in der Ostsee, 9. ehemaliger englischer Admiral, 10. heimischer Singvogel, 11. Gartengetränk, 12. Alpenblume, 13. nordischer Dichter, 14. alter deutscher Volksname, 15. Waffe aus dem Mittelalter, 16. erdbeerige Stadt aus den letzten Großkampfen, 17. weiblicher Name.

Schergbilderrätsel

Er + Si

Metamorphose

aus ganz verschiedenen Worten schon mancher neues Wort man hat, drum steht aus Lyll, Drama, Sieg und Ton macht einen männlichen Dru.

Schergfrage

Was ist mein eigen, doch andere Leute brauchen? Hier als ich ich?

Auflösungen aus Nr. 343

Auflösung der Mähelrätselaufgabe:

1-15	2-24
3-13	24-14
15-18	14-9
13-16	

Auflösung des Homonym:

Feder.

Auflösung des Worträtsels:

Kommisbrot - komm is Brot

Auflösung des Rätselrings:

Es kann die arme Erde nicht Geheimnis sein, doch senkt in ihre Tiefe sich ewiges Licht hinein.

Des sollst du frohlocken werden zur neuen Schöpfung. Es gibt etwas auf Erden, das nicht von Erden ist.

Auflösung des Silbenrätsels:

Mania, Gerd, Rant, Gohl, Dreg, Bllow, Jahn, Inset, Daut, Ane, Dolar - Aprilwetter.

Auflösung des Pyramidenrätsels:

Em s
P a d u a
D i e n d e
D i e n d e
Em den.

Auflösung des Rätsels:

Reporter - Porter.

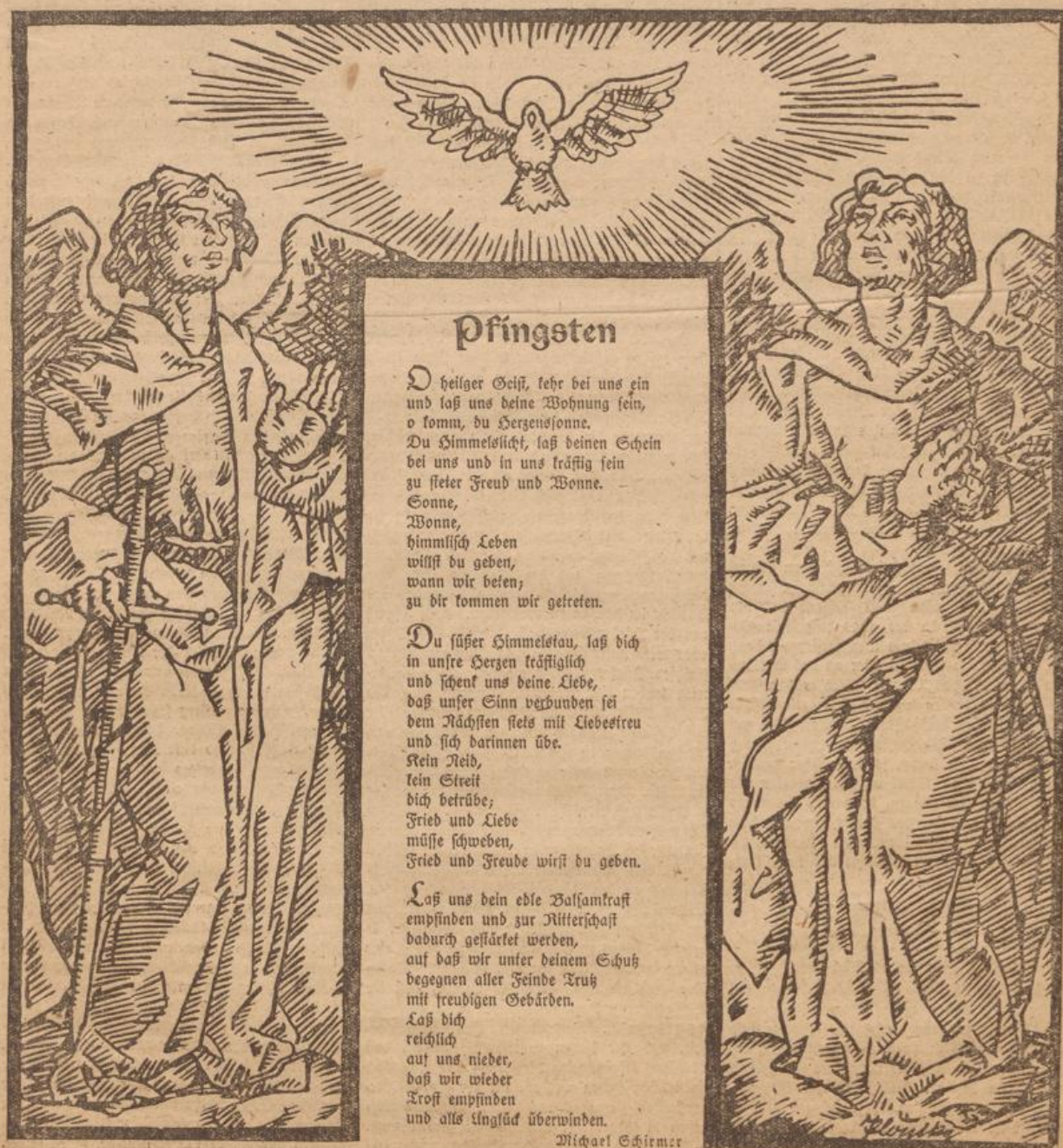
Kriegszeitung

der 4^{ten}
Armee

Nr. 352

Erscheint Sonntags und Donnerstags

19. Mai 1918



Pfingsten

O heiliger Geist, lehr bei uns ein
und laß uns deine Wohnung sein,
o komm, du Herzenssonne.
Du Himmelslicht, laß deinen Schein
bei uns und in uns kräftig sein
zu steter Freud und Wonne.
Sonne,
Wonne,
himmlisch Leben
wirst du geben,
wann wir beten;
zu dir kommen wir getreten.

Du süßer Himmelstau, laß dich
in unsre Herzen kräftiglich
und schenk uns deine Liebe,
daß unser Sinn verbunden sei
dem Nächsten stets mit Liebestreu
und sich darinnen übe.
Kein Reid,
kein Streit
dich betrübe;
Fried und Liebe
müsse schweben,
Fried und Freude wirst du geben.

Laß uns dein edle Balsamkraft
empfinden und zur Ritterchaft
dadurch gekräftet werden,
auf daß wir unter deinem Schutz
begegnen aller Feinde Truh
mit freudigen Gedärden.
Laß dich
reichlich
auf uns nieder,
daß wir wieder
Trost empfinden
und alls Unglück überwinden.

Michael Schiemer

Vom Brot und von der Brotkarte

Von Gerd von Lemme

Unter den Kriegsanliegen, die wir unseren Nachfahren zur Erinnerung an Deutschlands größte, aber auch schwerste Zeit überlassen müßte die Brotkarte einen hervorragenden Platz erhalten, ja beinahe den bevorzugtesten. Das kleine Städtchen bedrucktes Papiers veranschaulicht den harten Kampf des deutschen Volkes gegen den Hungerkrieg unserer Feinde. Und den Segen haben wir alle erfahren. Das Getreide des Hungers konnte mit der Zauberhand der Brotkarte gebrochen, vertreiben werden, sie befähigte uns, mit den Getreidevorräten so haushälterisch umzugehen, daß wir reich sein mußten.

Es war eine weit vorausschauende, weise Maßnahme der Regierung, als sie am 23. Januar 1915 die Hand auf alles vorhandene Brotgetreide legte und am 28. Juni 1915 durch die Kriegs-Getreide-Gesellschaft in öffentliche Bewirtschaftung nehmen ließ. Der vorhandene Vorrat wurde für den Rest des Jahres nach seinen Verwendungszwecken eingeteilt. Nach Abzug des Heeresbedarfes und Zuteilung an die Selbstversorger wurde die auf den Kopf der Bevölkerung entfallende Menge errechnet und zur Verteilung an die Kommunalverbände überwiesen. Diese verteilten sie wieder an die Bäcker, und hier empfängt jeder Deutsche seinen Teil durch Vorzeigung und Abgabe der Brotmarken.

Mit Einführung der Brotkarte waren wir der ersten Gefahr entgangen, auf die unsere Feinde ihre Hoffnung gebaut hatten. — Ihr Spott, die Einrichtung sei das erste sichere Zeichen unseres Zusammenbruchs, ist arg zu schanden geworden, so, mit Ingrimm mußten sie selbst zu diesem Mittel greifen, und doch können sie lange nicht das bieten, was Deutschland, das dem Hungerlode überlieferte Land, seinen Bürgern geben kann. In den Ländern der Entente begegnen infolge der geringen Weltmarktpreise der Lebensmittelversorgung den größten Schwierigkeiten. Das wird jetzt von ihnen zugegeben, und daraus ist der sichere Schluß zu ziehen, daß es in Wirklichkeit noch viel schlechter aussieht. Französische Blätter geben eine Zusammenstellung der Brotquotationen, die in den verschiedenen Ländern auf die Einzelnen kommen. Hiernach entfielen auf den Kopf: in Deutschland und Österreich 280 Gramm, Türkei 250 Gramm, England 260 Gramm (freiwillig), Italien 250 Gramm, Frankreich 150—250 Gramm, Schweden 260 Gramm, Niederlande 254 Gramm, Schweiz 250 Gramm.

In Deutschland und Österreich-Ungarn kommt also die größte Brotration zur Verteilung. Dazu kommt noch, daß man in Deutschland auch das billigste Brot ist, da der 1915 festgelegte Getreidepreis weit unter dem Weltmarktpreis liegt, den natürlich die Ententeländer an das Ausland infolge der knappen Vorräte zahlen müssen.

Das alles danken wir der Reichsgetreidekasse und der von ihr geschaffenen Brotkarte, die uns in dem harten Wirtschaftskampfe unser tägliches Brot, wenn auch knapp, so doch sicher zuweist. Wenn bereinst die Enkel auf die Andenken aus dieser großen Zeit schauen, dann wird ihnen das kleine Städtchen bedrucktes Papier eine besondere Hochachtung abnützen; es ist die Brotkarte, die uns das Durchhalten ermöglichte und damit half, den Sieg zu erringen.

Die 197. Kriegswoche

(abgeschlossen am 16. Mai 1915)

Die Gegner haben auch in dieser Woche mit großer Hartnäckigkeit versucht, den Kemmelberg zurückzugewinnen, jedoch erfolglos. Immer und immer wieder setzten sie ihre Sturmtruppen an, ohne mehr zu erzielen als ungeheure Verluste in ihren eigenen Reihen. Auch jetzt haben die Franzosen wieder die stärksten Opfer bringen müssen. Durch diese Kämpfe ist ein weiterer Teil der französisch-englischen Kampfkraft arg mitsgenommen,

und es mutet heute angesichts der Leichenberge der Gegner eigenartig an, daß Lloyd George einst sagte, um den Krieg zu gewinnen, könne es nur darauf an, möglichst viel Deutsche folzuschlagen. Die Ententekräfte werden immer wieder auf die große Hilfe Amerikas verzichtet. Daß aber zum mindesten Frankreichs Volkskraft aufgezehrt sein kann, bis diese Hilfe — wenn sie überhaupt kommen sollte — einigermaßen wirksam wird, daran denkt man nicht. „Die Zeit arbeitet für uns“, war einst das Schlagwort für den Weltverband. Heute arbeitet die Zeit für uns, denn nach den neuesten Nachrichten will der Verband darauf verzichten, das amerikanische Heer tropfenweise zu verwenden, sondern lieber warten, bis es in seiner Gesamtheit verwendungsbereit ist. Das bedeutet doch nichts mehr und nichts weniger, als ein unaufsehbares Hinausschieben der Hilfe, die durch den fortschreitenden Verfall des Schiffsadaraumes durch den U-Bootkrieg inzwischen überhaupt unmöglich geworden sein dürfte. — Im Osten vollzog sich die Befestigung Koflows am Nordufer des Schwarzen Meeres. In der Krim fanden unsere Truppen den ehemaligen Oberbefehlshaber der russischen Truppen, den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch und seine Schwägerin, die Zarin-Mutter, vor. Wenn auch ihr Einfluß zur Zeit gänzlich unbedeutend ist, so ist es doch von Wert, zwei Persönlichkeiten unter Aufsicht zu haben, auf deren Einfluß die Entschaffung des Westkrieges mit zurückgeht. Das rücksichtslose Wesen des Großfürsten ist bekannt, ebenso daß wir von der deutschfeindlichen Gesinnung der Zarin-Mutter nichts Gutes zu erwarten hatten. Ihre Gefangennahme ist also angesichts der ungesicherten Verhältnisse Großrusslands immerhin von Wert. Die Bewegungen in Finnland haben zur völligen Säuberung Südwestfinlands geführt und uns sehr wesentliche Beute gebracht. Auf dem asiatischen Kriegsschauplatz erwies sich die Niederlage der Engländer noch schwerer, als es zuerst schien: sie wurden zur Räumung des Dschordanusferes gezwungen, und auf das rechte Jordanufer übergesetzte türkische Reiterei bedroht ihre rückwärtigen Verbindungen.

Im politischen Ereignissen war die Woche reich. In England endete zwar der gänzlich unermutete Angriff des Generals Maurice gegen die Regierung Lloyd Georges mit dem Siege des englischen Ministerpräsidenten. Aber schon die Tatsache, daß der Vertraute des Generals Haig einen solchen, sehr peinlichen Vorstoß gegen die Regierung unternahm, beweist, daß drüben allerlei Zündstoff angehäuft ist. Die Stellung Lloyd Georges ist jedenfalls keine beneidenswerte, und sein Sieg im Unterhause wird allgemein als Porzellanieg bezeichnet. Die Gegner entfallen z. B. wieder alle Kräfte der Verdröhung, um der Welt die Bedeutung der Freiwerdung Deutschlands im Osten und des Angriffs im Westen zu verschleiern. Das Thema von der Friedensbereitschaft Österreichs im Jahre 1917 wird unter Heranziehung eines weiteren gefälschten Briefes ergiebig erörtert. Diese Freiwerdungen fanden ihre stärkste Widerlegung durch den Besuch Kaiser Karls im Deutschen Hauptquartier und die anschließenden amtlichen Nachrichten von Verhandlungen, die das deutsch-österreichische Bündnis der Neuzeit anpassen und tiefer als je gestalten sollen. Der Besuch des österreichischen Kaisers in Sofia und Konstantinopel wird in dieser Hinsicht noch Erweiterungen der Bündnispläne bringen. Im Großen Hauptquartier wurden auch Erörterungen über die weitere Beteiligung Österreich-Ungarns an den Kämpfen im Westen gepflogen. Diese Tatsachen allein sollten schon genügen, um den Gegnern jede Hoffnung auf Vereinigung in unseren Reihen zu nehmen. Die Rechnung, die unsere innere Zerfall vorseht, ist falsch. Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, daß die Wahlrechtsneuordnung in Preußen bisher ergebnislos gewesen ist. Das ist unsere eigene Angelegenheit, und wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß Preußens König, seine Regierung und sein Volk einen Weg finden werden, der der großen Vergangenheit Preußens und seinen wichtigen Aufgaben in Gegenwart und Zukunft gerecht wird. — Nach außen sehen wir geschlossen, auch wenn

daheim die Meinungen in der inneren Politik auseinandergehen. Unsere Sache steht gut. Das hat der Kaiser erst jüngst in Aachen wieder ausgesprochen, und diesen Glauben kann uns niemand rauben.

Die Erstürmung der Höhen von Meugelhof durch Hessen und Thüringer

Von Oberleutnant v. Helmberg

Das Schlachtfeld zwischen Vallerent und Sperrn, auf dem in der letzten Aprilwoche heisse Kämpfe tobten, wird von Westen nach Osten durchzogen von einem breiten Gürtel meist bewaldeter Hügel, deren bedeutendster der Kemmelberg ist. Diese Hügelkette bildet der Verteidigung natürlich einen starken Rückhalt, sie fest in der Hand zu behalten, mußte der General Foch, der neue, gemeinschaftliche Oberbefehlshaber der verbündeten Gegner, als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachten. Der vielfach geschlagenen englischen Armee traute er augenscheinlich die erforderliche Widerstandskraft nicht mehr zu, denn bald erschienen an den wichtigsten Punkten frische französische Divisionen. Auf den Höhen von Meugelhof, in der Gegend von Drancoer und vor allem auf dem Kemmel selbst verschwanden die thalibraunen Uniformen, stahlblaue traten an ihre Stelle. Während mußten die stolzen Reiten diese Demütigung einsehen. Unsere Feldgrauen ist es ganz einerlei, ob sie Franz oder Tommy vor sich haben, sie verbauen den einen so gut wie den anderen. Fragt nur die Kurhessen und Thüringer, die Meugelhof nahmen!

Meugelhof liegt etwa 4 Kilometer südwestlich des Kemmel auf einem Berg, den der Gegner zu einem ahlungsgebietenden Stützpunkt ausgebaut hatte. Zahllose Maschinengewehre waren auf seinen Hängen und auf dem Kamm hinter Boden und anderen Deckungen versteckt eingebaut worden. Artillerie fand hinter ihm Schutz gegen Beschließung und Sicht. Von hier aus vernichteten die Feinde jeden Angriff auf das Kemmelmassiv so flink, es war also für uns notwendig, erst in den Besitz dieses unangenehmen Verteidigungswertes zu gelangen.

Zu diesem Zwecke hatte sich bereits in den dem eigentlichen Angriff vorhergehenden Tagen ein thüringisches Regiment im Verein mit holländischen Truppen bis hart an den Fuß der Höhen von Meugelhof herangeschoben und mit Patrouillen Erkundungsvorstöße gegen die feindlichen Stellungen durchgeführt. Wie erbittert die kleinen Kämpfe waren, beweist der Helmschut eines braven thüringischen Sergeanten, der von seinen Kameraden mitten in einem Haufen von 15 toten Engländern schwer verwundet wiedergefunden wurde. Er konnte noch melden, daß er alle diese Feinde im Nahkampf erschlagen habe, dann schloß er die Augen für immer.

Am 23. war endlich der Tag gekommen, an dem Meugelhof genommen werden sollte. In den Abendstunden begann die Artillerie ihr vernichtendes Feuer. Der ganze Berg schien brennen zu wollen, Bäume, Hecken, Steine, halbe Häuser wirbelten durch die Luft, und dicke Rauchschwaden hüllten die Kuppe ein. Langsam trotz der Feuerwälze den Abhang hinauf, dicht auf folgte die Infanterie, langsam, aber unübersehblich vorwärtsbringend, wie die Grenadiere Friedrichs des Großen bei Leuthen. Während auf dem rechten Flügel die Thüringer jeden Versuch des Feindes zum Widerstand im Keime ersticken, mußten die Hessen noch manches Maschinengewehrnest, das dem Trommelfeuer der deutschen Artillerie entronnen war, in schweren Kämpfen niederringen. Dem rücksichtslosen Draufgehen der Feldartillerie, die bis auf wenige hundert Meter an den Feind aufzuckte, um im direkten Schuß die Maschinengewehrnesten zu erledigen, unsere vorzüglichen Minenwerfer und Maschinengewehre, der gewandten Unterstützung, die es verstand, den Gegner stets von der Seite und von hinten zu packen, und nicht zuletzt der unerschütterlichen Ruhe und Mannesguth unserer Infanteristen, die im feindlichen Hagelregen arbeiteten wie auf dem Eierplatze, ist es zu ver-

hanken, daß die Höhen von Pleugelhoeft dem Feinde entrissen wurden. Aber die Höhe hinweg stürzten Thüringer und Hessen und waren traurig, daß sie ein paar hundert Meter wieder zurückgenommen werden mußten, um eine geeignete Vorbeibugungsstellung einzunehmen; denn nun begannen die feindlichen Gegenstöße. Unter dem Schutze einer starken Artillerie verlor die Franzose noch am selben Abend und am folgenden Tage, das verlorene Gelände wiederzunehmen. Die Kämpfe stellten an die Widerstandskraft unserer Infanterie große Ansprüche. Aber jeder Mann war sich bewußt, daß es galt, hier den Weg zum Kessel offen zu halten, und das ließ ihn alles ertragen. Unter gewaltigen Verlusten für die Franzosen brachen die Gegenangriffe restlos zusammen. Pleugelhoeft blieb unser, und als am 25. der Kessel fiel, konnten unsere Thüringer und Hessen mit Recht einen Teil des Erfolges sich selber zuschreiben.

Flandern

Von Leutnant Rudolf Köller

Es flammt die Nacht. Schlände zucken grell zu Haus,
und aus dem Qualme der zerrissenen,
von glühenden Wunden aufgeschissenen
Erde spritzen die Feten auf,
und ihr vielfältiger Schmerzensschrei
wird zu einer einzigen, heulenden Maseret.
Es flammt die Nacht. Mägen blühen allerorts
und Tausender Herzen heißes Schloßen,
Tausender Sinne Wellen und Wagen
eint die Blut des einen Worts,
des trostbewußten, heilandschönden,
schicksalsverkündenden dem Feinde drohenden,
das, ungesprochen, jeder vernommen:
„Sie sollen squamen!“

Nikopoli

Erinnerungen

von Landsturmann Oswald Müller

Mit Erlaubnis des Stappenkommandos, dem ich seinerzeit angehörte, war es mir mit noch zwei Kameraden vergönnt, aus dem jetzt neutralen Rumänien einen Ausflug nach dem uns verbündeten Bulgaren zu machen und die Festung Nikopoli zu besuchen. Diese Festung liegt an der Mündung des Stems in die Donau, wurde 1877 von den Russen genommen, verblieb aber nach den Berliner Friedensverhandlungen in dem darauffolgenden Jahre den Bulgaren. Zum Teil auf und zwischen hohen Bergen gelegen, machen die Straßen einen sauberen, gepflegten Eindruck. Das Wahrzeichen Nikopolis ist ein das Stadt überragendes Denkmal, welches dem ersten Bulgarenfürsten Alexander II. von Battenberg errichtet wurde, nachdem die Bulgaren in einem siegreichen Kriege sich von türkischer Herrschaft freigemacht hatten. Eine Sehenswürdigkeit Nikopolis ist auch das Türkenviertel, welches wir aufsuchten, und wo wir anscheinend „Sensation“ erregten insofern, als dort das „schwache Geschlecht“ — in „Pumphosen“ gekleidet — beim Näherkommen den Schleier übers Gesicht fallen ließ und die armen Männer so um den letzten Rest eines harmlosen Vergnügens brachte. Bulgarische junge Mädchen und Burschen in malerischen Trachten stolzieren die Straßen entlang und trafen sich an einer Stelle — es war gerade Sonntag — zu fröhlichem Tappe. Eine nicht gerade geschickt zusammengestellte Kapelle — zwei Bläser und eine sozusagen automatisch wirkende Pauke — spielte auf. Die Leuten hatten aber ihr Vergnügen dabei, und wir Zuschauer kamen auf unsere Rechnung. Der recht angeregt verkaufte Sonntag-Nachmittag wurde in einer gemächlichen bulgarischen Kneipe bei guter Kameradschaft und bei gutem Wein — für verhältnismäßig billiges Geld — beschloffen.

Ein bunter Kriegs-Bilderbogen, den ich erwischen konnte, legte Beweis dafür ab, mit welcher Freundschaft die Bulgaren an der Seite der Zentralmächte in den jetzigen Krieg gezogen sind. Man sieht auf diesem Bogen Typen der siegreichen

Zentralmächte und solche der besiegten Mächte, darunter den Text in bulgarischer, türkischer und deutscher Sprache folgenden Wortlauts: „Endlich, nach langer Mühe und großen Opfern und nach vielen epischen Taten sieht der ehrliche und strebsame Bulgare seine nationalen Ideale verwirklicht. Er ist stolz mit seiner Vereinigung, da er damit der ganzen Welt bewiesen hat, daß seine Sache gerecht und heilig ist. Diejenigen, die ihn quälten und die Verwirklichung seiner Träume behinderten, sind von der Vorsehung bestraft worden. Schulter an Schulter mit den Zentralmächten genießt er die Früchte seiner Kämpfe. Die Träume des bulgarischen Volkes sind ja nun Wirklichkeit geworden. Diese Träume waren „Bulgarien für die Bulgaren.“ Beim Einlauf wurde rumänisches Geld fast mit Entrüstung vom Händler zurückgewiesen, dagegen deutsches Geld gern entgegengenommen. Auch die rumänische Sprache will in Nikopoli niemand kennen oder aber — die dortigen Einwohner tun nur so. Bekannt ist Rumänien von Bulgarien hier in Nikopoli nur durch die Donau.

Die amerikanische Politik in Ostasien

Von P. Oswald

Die zeitweilige Verständigung der beiden natürlichen Gegner Japan und Nordamerika läßt sich nur verstehen, wenn man die Entwicklung des eigenständigen amerikanischen Machtbestrebens außerhalb des amerikanischen Festlandes in Betracht zieht. Es ergibt sich dann, daß Amerika seine asiatischen Interessen durch die heutige Lage noch nicht für bedroht ansieht.

Die Lage wird im wesentlichen dadurch gekennzeichnet, daß Japan sich das Protektorat über China aneignen konnte und in der nächsten Zukunft vor allem damit zu tun haben wird, seine dortige Stellung auszubauen. Hierzu reicht aber nun seine wirtschaftliche Kraft allein nicht aus. Seine Industrie ist unfähig, die wirtschaftliche Erschließung Chinas allein zu besorgen, und so bieten sich dem Kapital und der Industrie eines befreundeten Amerika sehr günstige Aussichten der Beteiligung. Japan andererseits ist auch deshalb auf die amerikanische Freundschaft zur Zeit besonders angewiesen, weil es sich erstens England durch sein Vorgehen in China völlig zum Gegner gemacht hat, und weil zweitens sein bisheriger russischer Bundesgenosse seinen Wert verloren hat.

Daß die Amerikaner im Gegensatz zu den Engländern sich mit der heutigen Lage in China abfinden konnten, liegt daran, daß ihre überseeischen Bestrebungen stets ausgesprochen geschäftlich waren. Im Gegensatz zu den brutalen Engländern begannen sie gleich nach ihrem ersten Handelsvertrag mit China vom Jahre 1844 dortselbst ihre vorsichtige Politik des Nachgebens und der Anpassung. Sie überließen die Kriegführung ganz den Engländern und den Franzosen. Als nach der Einnahme Kiantons die Verhandlungen von 1857 sich zerschlugen, und Engländer und Franzosen wieder zu den Waffen griffen, verhandelte der amerikanische Gesandte Reed allein weiter mit Peking. Er verzichtete auf die von den Engländern festgehaltene Forderung einer eigenen Gesandtschaft in Peking — was für die chinesische Staatsauffassung damals etwas Verleidendes hatte — und gelangte tatsächlich noch früher zu einer Verständigung als die siegreichen Engländer. Diese Politik stellte die Chinesen zufrieden und brachte den Amerikanern nachher noch eine Entschädigung für ihre Verluste beim Brande Kanton ein.

Diese Politik der moralischen Eroberungen wurde auch weiterhin festgehalten. Nach den Anrufen von 1891 lehnten die Amerikaner die Teilnahme an der geplanten Flottenkundgebung ab und hielten sich sogar während des Boerrieges trotz der grausamen Mordtaten von 1899/1900 möglichst zurück. Sie beteiligten sich nicht an dem Ultimatum der Verbündeten vom 15. Juni 1900 und haben an dem Marsch auf

Peking erst nach langem Widerstreben teilgenommen. Vor allem aber sorgten sie damals dafür, daß der Plan der Aufteilung Chinas aufgegeben wurde. Sie gründeten in der Folge zahlreiche amerikanische Schulen in China, ließen seit 1907 jährlich 100 chinesische Studenten nach Amerika kommen und suchten auf jede Weise das chinesische Geistesleben erfolgreich zu beeinflussen; alle führenden Männer der chinesischen Revolution haben ihre Bildung in Amerika oder auf amerikanischen Schulen erhalten.

Die wenig uneigennützig diese Politik der Freundschaft war, zeigt die durch den Weltkrieg völlig veränderte Lage. Amsonst wandte sich China nach Washington um Hilfe gegen die japanischen Eroberungsveruche. Die Amerikaner ziehen es vor, ihren Vorteil heute im Bunde mit den stärkeren Japanern zu suchen. Haben sie doch auch Japan gegenüber stets dieselbe Politik des Nachgebens verfolgt. Zwar erzwangen sie 1854 die Öffnung der Häfen Shimoda und Hakodate und den ersten Handelsvertrag mit Japan durch eine größere Flottendemonstration, denn ein bewaffneter Widerstand war damals nicht ernstlich zu befürchten. Als es jedoch 1862-63 zu einer wirklichen Erhebung gegen die Fremden kam, überließen die Amerikaner auch hier wieder die Kriegführung nach Möglichkeit den Engländern und den anderen Verbündeten. 1872 willigte Amerika in die Aufhebung seiner Konsulargerichtsbarkeit, zahlte 1883 einen Teil der Entschädigung von 1863 zurück und bot im chinesisch-japanischen Krieg wiederholt seine Vermittlung an.

Nach dem russisch-japanischen Kriege begann Amerika allerdings die Nebenbuhlerschaft Japans im Stillen Ozean zu fürchten und war eifrig bestrebt, Japan in Portsmouth vor allem um seine Kriegsentenschädigung zu bringen. Heute endlich hat Amerika Japan seine 21 Forderungen an China stellen lassen und das japanische Protektorat über China anerkannt, und auch die Bereitwilligkeit zum Verzicht auf die Philippinen ist bedeutend gestiegen.

Solange es sich um Ostasien handelt, sucht eben Amerika alle Konflikte zu vermeiden und lediglich mit den geringsten Kosten den größtmöglichen geschäftlichen Gewinn zu erzielen. Etwas ganz anderes ist es nun aber mit der Herrschaft im Stillen Ozean. Hier fühlt sich Amerika im eigenen Hause bedroht und entfaltet eine weit größere Energie. Die Politik in der Einwandererfrage war von rigoroser Rücksichtslosigkeit und hätte 1914 fast zum Kriege geführt. Darum bedeutet auch die heutige Verständigung keinen endgültigen Ausgleich; wenn die Japaner ihre Aufgabe in China erfüllt haben, werden sie sich ihren pazifischen Plänen and vor allem der Einwandererfrage erneut zuwenden, die noch dadurch verschärft wird, daß dann die 400 Millionen der von Japan organisierten Chinesen in ihren Grenzen keinen Platz mehr finden und mit ihrem Auswandererstrom ebenfalls in erster Linie den amerikanischen Kontinent bedrohen werden.

Brauchen wir Kolonien?

Von Christian Pfandt

Dogent am Orientalischen Seminar der Berliner Universität

Als im August 1914 der Weltkrieg ausbrach, waren dreißig Jahre verflossen, seitdem Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten war. In dieser kurzen Spanne Zeit hatten die deutschen Kolonien sich in wirtschaftlicher Beziehung zu einer Höhe entwickelt, die die günstigsten Aussichten für die Zukunft eröffnete. Die kolonialen Lehrjahre, die an Gut und Blut manches Opfer gefordert hatten, waren vorüber. Das deutsche Volk hatte in breiten Schichten die Notwendigkeit kolonialer Betätigung erkannt. Der Reichstag leistete wachsende positive Arbeit bei einem steigenden Verständnis für die Notwendigkeiten der Kolonien. Aber Gemeingut des deutschen Volkes war der koloniale Gedanke trotzdem noch nicht geworden. Das brachte erst der Weltkrieg zuwege. Die wirtschaftlichen Fragen, die sich aus

der mit einem Schlage einsehenden Abgeschliffenheit Deutschlands vom Weltverkehr ergaben, zeigten dem deutschen Volke klar die Abhängigkeit des ganzen Wirtschaftslebens von der Einfuhr der zum Teil aus Kolonialländern stammenden Rohstoffe und Genußmittel. Die Einfuhr kolonialer Bedarfsartikel, die wir heute gar nicht mehr oder sehr schwer entbehren können, belief sich 1913 auf 552,3 Millionen Mark für Baumwolle, 113,2 Millionen für Kauffutur, 218 Millionen für Hanf, Jute, Werg und ähnliche Faserstoffe, 221 Millionen für Fett- und Ölstoffe, 363,9 Millionen für Schafwolle, 453,3 Millionen für Häute aller Art, 55 Millionen für Kakaobohnen, 249 Millionen für Kaffee, 147 Millionen für Tabak, 335,3 Millionen für Kupfer usw., im ganzen in den Hauptartikeln auf 3251 Millionen Mark oder 50 Mark auf den Kopf der Bevölkerung. Einen Ersatz hierfür konnte die heimische Scholle nur in ungenügender Masse liefern. Wir waren deshalb zu äußerster Sparsamkeit und Konfingierung der vorhandenen Vorräte gezwungen, um zu vermeiden, daß der Plan unserer Feinde, uns auszuhungern, gelang. Ihr Bemühen war vergeblich. Wir haben trotz der Absperrung durchgehalten. Und da sie uns unbeflegbar wissen, entstand bei ihnen der Gedanke an den Wirtschaftskrieg nach dem Kriege, an die Absperrung Deutschlands vom Bezug der Rohprodukte aus den Kolonialländern, um die deutsche Volkswirtschaft in allen ihren Zweigen nach Möglichkeit lahmzulegen und Deutschland vom Wettbewerb auf dem Weltmarkt auszuschalten. Dazu gehört in erster Linie, Deutschland dauernd seines Kolonialbesitzes zu berauben. Unter Anwendung ungeheurer Nachmittel ist es unseren Feinden gelungen, in teilweise mehrjährigen Kämpfen sich in den Besitz unserer Kolonien zu setzen. Wären wir auch in Europa besiegbar, so wäre damit das Schicksal des deutschen Volkes besiegelt, das Ziel unserer Feinde, uns in vollständige Abhängigkeit zu drängen, uns zu ihren Sklaven zu machen, erreicht. Aber das Schicksal unserer Kolonien wird nicht auf afrikanischem Boden entschieden. Auf Flanterns Boden wird sich das deutsche Volk nicht nur seinen Platz an der Sonne, sondern auch den Kolonialbesitz erkämpfen, den es für sein wirtschaftliches Bestehen unbedingt haben muß. Was unsere bisherigen Kolonien für unsere heimische Volkswirtschaft leisteten, war ein vielversprechender Anfang. Zukünftig müssen wir ein Kolonialreich haben, das, wenn es auch nicht imstande sein sollte, uns vollständig unabhängig vom Auslande zu machen, uns doch die Möglichkeit geben wird, auf die Preisgestaltung des Weltmarktes einen Einfluß auszuüben, die Bildung von Trusts und Monopolen zu verhindern, unsere Industrie und Landwirtschaft und damit unsere Weltwirtschaft und unsere heimische Versorgung sichersustellen.

Die Stahlfabrik

Der Munitionsverbrauch im Weltkriege

In den 600 Treffen, Gefechten und Schlachten des Krieges 1870/71 gab die deutsche Infanterie rund 220 Millionen, die Feldartillerie 338 309 und die schwere Artillerie 320 000 Schuß ab. Straßburg fiel nach fünfwochenlanger Belagerung mit 202 099, Paris nach fünfwochenlanger Belagerung mit 110 256, Metz nach zwölfwochenlanger Belagerung mit nur 4577 Schuß unserer Belagerungsgeschütze in deutsche Hände.

Das sind Zahlen, die gegen den ungeheuren Munitionsaufwand des Weltkrieges verschwindend klein sind.

Schon während der großen Offensive im Jahre 1915 wurde der tägliche Munitionsverbrauch auf unserer und feindlicher Seite auf etwa 300 000 Schuß Artillerie eingeschätzt; die Stahlfabrik der heiligen Schlachten aber wird, wenn sie erst einmal eingeschätzt werden kann, diese Zahl noch weit übersteigen! Bei Beginn der Sommeroffensive verfielen die Engländer in einer Woche mehr Munition, als in den ersten elf Kriegsmonaten

Ententerichs Klage



Ach, das sind gar böse Zeiten, und ich weiß vor Ach und Weh kaum noch, schmerzen mir die Gelenke, ist's der Kopf, die große Zeh?

Alle Glieder sind zerföhren, und mein durchgegerbtes Felle hat, es ist gleich zum Verzagen, kaum noch eine helle Stelle.

Und dazu mer! ich mit Schreden, daß dies alles Vorspiel nur. Ach, wie wird es dann erst werden, wenn man geht zur großen Tour!

Ja, es sind gar schlimme Zeiten, und ich möchte nur erst wissen, wo ich soll Quartier bereiten meinen sicheren Zukunftschmissen.

G. B.

zusammengenommen, und während des Trommelfeuers dieser Riesenschlacht verbrauchten sie an einem einzigen Tage soviel schwere Granaten, wie die Munitionsherstellung von elf Kriegsmonaten überhaupt hervorgebracht hatte! In der Arraschlacht 1917 wurden von ihnen in vier Tagen fast sechsmal soviel Granaten verfeuert, als der ganze Krieg 1870/71 erforderte hatte!

In der Schlacht bei Verdun wurden zu Zeiten von beiden Parteien zusammen rund eine Million Geschosse an einem Kampflage verschossen. Nimmt man nun an, daß im Durchschnitt der siebente Teil dieser Menge, also eine Million Geschosse in der Woche verfeuert wurden und setzt das Durchschnittsgewicht an Metall mit 45 Kilogramm fest, so kommt man für die dreißig Wochen eigentlicher Kampfzeit zu dem ungeheuerlichen Resultat, daß das Gelände in dieser Zeit mit 1350 000 Tonnen Stahl übersätet worden ist.

Vom Ferngeschütz und der Papierkanone

Die neueste Maßnahme gegen das Ferngeschütz

Einer der hervorragenden französischen Militärkritiker veröffentlicht jetzt einen Artikel, der sicherlich in Frankreich sowohl wie in Deutschland die tiefste Wirkung hervorrufen wird. „Ich danke“, so heißt es in dieser Veröffentlichung, „für die vielen Zuschriften, die dem Protest bestimmen, den ich mit aller Entschiedenheit gegen das deutsche Ferngeschütz erhoben habe. Es war die höchste Zeit, daß ein solcher Protest stattfand, und ich sehe, daß ganz Frankreich derselben Meinung ist.“ George de la Touchardière erklärt im „Devoir“ zu dieser neuesten Maßnahme gegen das deutsche Ferngeschütz: „Ironisch, daß der den ungeheuren Mut hatte, gegen die große Kanone der Deutschen zu protestieren. Niemand in Paris ist vor ihm auf die Idee gekommen. Dieser heroische Protest ist keineswegs bloß eine Geste, denn siehe da: zahlreiche Franzosen haben sich ihm angeschlossen. Aber der Held befindet sich erst am Anfang seiner großen Aufgabe. Nachdem er so schön begonnen hat, sollte er jetzt auch gegen alle anderen deutschen, österreichischen und türkischen Kanonen protestieren, gegen die Kanone, welche der Deutschen auf französischem Boden, gegen den Krieg, gegen

den Frieden usw. Jetzt endlich wissen wir, was und was nicht, um den Feind zu zerföhren: alle Franzosen sollten den genannten Protesten beistimmen, um auf diese Weise gegen die schrecklichen Franzosen zu protestieren, die schrecklich auf Seiten der Deutschen stehen, da sie nicht protestiert haben. Jetzt, da ich dies schreibe, höre ich wieder das deutsche Ferngeschütz. Ich protestiere dagegen, daß dieses Geschütz weitergeschickt, trotzdem wir gegen sein Schießen protestiert haben!“

Eine Papierkanone

Man kennt Kanonen aus Stahl und Bronze, aus Holz, sogar aus Eis, die merkwürdigste aller Kanonen dürfte aber die Papierkanone sein, die aus dem Jahre 1761 stammt. J. M. Feldhaus, einer der besten Kenner der Geschichte der Technik, macht über diese Papierkanone aus dem Jahre 1761 in einer Fachzeitschrift Mitteilung, indem er sich auf die Angabe des berühmten Berliner Gelehrten Kränich stützt, des Verfassers einer zweihundertsechzigbändigen Enzyklopädie. Kränich berichtet: „Im Jahre 1761 überreichte ein Bürger von Mainz der Regierung eine Kanone von ganz neuer Art und seiner eigenen Erfindung, welche derselbe durch eine achtjährige Arbeit zur Vollkommenheit gebracht hatte. Der Stoff dazu schien ein dem Papiermacher ähnlicher Teig zu sein, aus welchem das Stück geschnitten und so dann gebohrt worden war. Die Kugel, welche mit sehr wenigem Pulver auf 400 Schritt getrieben wurde, war auch von einer besonderen Komposition. Man konnte in einer solchen Entfernung noch Häuser damit zusammen-schießen, und das Geschütz wurde so wenig verunreinigt, daß es hundertmal abgefeuert werden konnte, ehe es abgelöst oder gesäubert zu werden brauchte. Da es nur fünfzig und eine Kugel zweieinhalb Pfund wiegt, so sieht man, daß sowohl die Kanone als auch die Munition sehr leicht fortzubringen sind, und eine Armee von 20 000 Mann eine Artillerie von 10 000 Stück mit sich führen könnte. Der Erfinder ging hiernach nach Wien, um dieses herrliche Kunststück dem kaiserlichen Hofe zu übergeben.“

Briefkasten

San. Vzd. w. J. D. Die Verfügung ist vielfach mißverstanden worden. Sie lautet unter Voransetzung der in ihr angezogenen Artikel:

„Die Angabe in den Stellenanweisungen: „Bisfeldwebel, Unteroffiziere, Gefreite oder Gemeine“ bedeutet, daß die Stellen mit geeigneten Mannschaften, ohne Rücksicht auf ihren Dienstgrad, den sie beibehalten, zu besetzen sind. Beförderungen sind dann nur nach der Dienstzeit und wegen Auszeichnung vor dem Feind zulässig.“

Diese Verfügung wird jetzt ergänzt:

„Überzählige Unteroffiziere jedes Dienstgrades und überzählige Gefreite sind gemäß Abschnitt XIV der Kriegsbeförderungs-Bestimmungen in Stellen vorliegender Art mit ihren Dienstgradgehaltplanmäßig einzureihen. Die entsprechenden Stellen sind dann für die Dauer der Wahrnehmung durch solche Mannschaften als planmäßige für die Dienstgrade der Stelleninhaber anzusehen.“

Das heißt also: bedeutet z. B. ein überzähliger Unteroffizier eine an sich planmäßige Stelle, die aber sowohl durch einen Gemeinen wie durch einen Bisfeldwebel besetzt werden kann, so kann er nach der neuen Verfügung seine eintägigen Gehälter bekommen, so lange die Stelle von ihm besetzt wird.

Kanonier H. Es heißt in der Verfügung: „Als Verwundung gelten: alle äußeren oder inneren Verletzungen durch unmittelbare oder mittelbare Einwirkung von Kampfmitteln, ohne Rücksicht auf die Schwere der Verletzung. Verletzungen infolge unvorsichtiger und leichtsinniger Handhabung der eigenen Waffe rechnen nicht dazu (H. B. B. 18, No. 370).“

Telegraphist B. S. Sie können erst dann an Kapitulanten denken, wenn Sie Ihrer gesetzlichen zweijährigen Dienstpflicht genügt haben. Im allgemeinen kommen für die Zahmeistereiabfuhr nur solche Mannschaften in Frage, die nach Ablauf der einjährigen Dienstzeit kapitulieren.

J. B. Richten Sie eine Eingabe in der Angelegenheit an den Regierungspräsidenten in Oppeln, der erste Beschwerde-Inzanz in Sachen der Familienunterstützung für Ihren Wohnort ist. Wenn das älteste Ihrer Kinder unter vierzehn Jahren ist, muß die Unterstützung größer sein. Art. 13. Th. Die Kompanie hat das Recht, ein Geschütz um Verletzung in die Fliegertruppe abzugeben, wenn der Verletzung dienstliche Gründe entgegenstehen. Auf jeden Fall muß bei der Eingabe der Verletzung der Dienstweg eingehalten werden.

In dieser Nummer liegen die „Lofen Bilder“ Nr. 136

„Blamisches Mädchen“

Einschneidung von Unteroffizier Fr. Drees

Beilage zu Nr. 352 der Kriegszeitung

Lobe den Herrn, meine Seele,
und was in mir ist, seinen heiligen Namen!
Lobe den Herrn, meine Seele,
und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.
Der dir alle deine Sünde vergibt
und heilet alle deine Gebrechen,
der dein Leben vom Verderben erlöst,
der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit.
(Psalm 103.)

Frühlingsverse

Von Unteroffizier Mag. Jungnickel

Der Himmel fängt schon leise an zu klingen.
Und hinter Kugelfelsen will die Lerche singen.
Der Kirschenbaum, der am Graben steht,
und weiß von Blüten überweht.
Im Unterland, am Fenster grau,
da hängt des Himmels schönstes Blau.
In meinem Traum, im Sternensicht,
beugt sich dein treues Angesicht.
Das bettelt läss und liebevoll,
daß ich nach Hause kommen soll.

Pfingsten 1918

Von Heinrich Zerlaufen

Dann macht der liebe Gott im Himmel immer
den ersten Spaziergang. Dann ziehen die Blumen
und die Mädchen ihre ersten weißen Blütenkleider
an. Dann werden immer bei guten und bösen
Menschen Wünsche wach, die durften wie Traut-
gedanken und klingen wie heimliche Verse. Daß
die Bösen sich darob unwillig schütteln und die
Guten zitternd sich schämen.

Und dann sagen die Leute: Es ist Pfingsten.
Und dieses Wort klingt, als spränge mit leisem
Laut eine drängende Knappe auf...

Der liebe Gott aber macht seinen ersten Früh-
lingsspaziergang. Morgens ganz früh, wenn die
Blumen und die Vögel noch schlafen. Keine Seele
begegnet ihm dann. Und er geht bis an die
äußerste Ecke des großen Himmelsgartens. Hier
sind Sonne, Mond und Sterne und die winzige
Menschenerde ganz nahe. Hier kann er die Welt
überschauen, wie ein Dichter von seiner Dachstube
aus die kleine Stadt. Und er steht in jedes
Menschenherz wie in ein Zimmer, an dessen
Fenster die Vorhänge zurückgezogen sind. Alle
Wünsche, Begierden und Gedanken hängen wie
gerahmte Bilder an den Wänden, und die Türen
stehen offen zu jedem geheimsten Winkel.

Die Leute sagen: Es ist Pfingsten. Und
dieses Wort klingt, als lächelte wer im Schlaf
einem süßen Traum nach...

Die Mutter Gottes aber schlägt ihr blaues Kopf-
tuch um das braune Haar, und sieht, daß man den
goldenen Strahlenkranz nicht sehen soll. Dann
steigt sie hinab in die engen Gassen. Und wie
sie durch die einsame Stadt geht, da ist sie nicht
mehr die Mutter Gottes, da ist sie die Sehnsucht
einer Welt geworden, die um Reinheit und Frieden
bittet. Und sie wandert weit vor die Stadt da,
wo die Schlingengräben und Unterstände beginnen.
Dem Horchposten läßt sie wie segnend über den
Stahlhelm, daß er mit lächelnden Augen sich um-
schaut, als habe ihn eine Liebe, vertraute Stimme
beim Namen gerufen. Und sie geht zu den Kanonen.
Und wie der Leutnant vom Dienst am Morgen
die Runde schreibt, findet er bei der ganzen Bat-
terie eine schneeweiße Margueritenblume in jedem
Verschuß. Aber er schimpft nicht. Er nimmt sich
nur eine ab und steckt sie an den Wastrenod,
gerade da, wo das schwarz-weiße Ordensband sitzt.
Und ein Flieger, der eben aufsteigen will, sieht
plötzlich ein himmelblaues Seidenband, mit dem
das Maschinengewehr an seinem Apparat ange-
bunden ist. Er reißt noch einmal den Brief an

die Liebste auf und schiebt das blaue Seidenband
mit in die Hülle: „Das fand ich eben, lieber
Schatz. Du sollst es Dir ins Haar flechten.“

Wie aber doch endlich die ersten Granaten sich
laut in die Erde wühlen, da sagen alle Soldaten
mit tiefem Staunen, es sei doch Pfingsten. Und
das Wort klingt so feierlich, als sprächen sie von
Friede und Heimkehr...

Nur der Wind ist so früh mit der Sonne noch
aufgestanden. Er ist wie ein Junge und hat
gerissene Hosen an. Erst ist er Hand in Hand
mit der Sonne ein wenig gelaufen, bis er rote
Backen und heiße Wangen hatte. Dann hat er
dem lieben Gott bei seinen stillen Gedanken an-
dächtig zugehört und hat endlich mit den braunen
Locken unter dem blauen Kopftuch der Mutter
Gottes Verschieden geschwiegt. Bis sie es gemerkt
hat. Aber zwischen den Laufgräben und im
Drahtverhau hat er den Weg verloren und nun
steht er vor einem einsamen Holzkreuz. Ein Name
steht darauf, aber nicht der einer Straße. Und
ein kleines blau-weißes Fähnlein ist auf den
brannten Hügel gesteckt. Da steht sich der Wind
auf die Spitze des kleinen Fähnleins und läßt
seinen heiß gewordenen Atem wie einen Mantel
auf die Erde fallen. Und plötzlich hebt ein Seuf-
zen an unter dem braunen Hügel. Auch das
blau-weiße Fähnlein regt sich leise und bewegt
sich wie ein zierlicher Fächer auf und ab.

Aber der einsame Schläfer im Grab weiß, daß
draußen in der Welt Pfingsten ist. Und ein Seuf-
zen klingt wie ein stiller Gruß...

Den erzählt der Wind der Sonne. Die sagt
es der Mutter Gottes weiter. Und da sie zusam-
men nach Hause gehen, begegnen sie auch dem
lieben Gott. Wie die vier sich treffen, schlagen
in der Stadt die Glocken an. Die einen rufen
zur Kirche, die andern zum Kriegsdenkmal. Und
die Menschen werden wach. Und einer sagt zum
andern mit frohem Händedruck und tapferem
Glauben:

Bruder, es ist ja Pfingsten!

Fröhlicher Abschied

Von Bischofswibel Walter Jensen

Sag, Mädel, was weinst du, weinst so sehr?
Wenn jede so weinen wollt, gäb's ein Malheur!
Wenn jede so weinen tät, die ihren Schatz
ins Westland läßt ziehn oder gegen Salak,

das gäbe viel falsche Gläserlein,
die flößen all in den Rhein,
daß alle die Süßwasserfischlein
in wenig Stunden gestorben sein.

Dann kämen vom Meer

die Salzische her,

ja, der Walfisch und Hai
schwämm auch noch herbei.

Bis hinauf nach Rüdesheim kämen sie,
gar bis nach Mainz, und dort nähmen sie
mein Liebschen am schwarzbraunen Zopf
und verschlangen's mit Haar und mit Schopf.

Drum, Mädel, das Weinen, das laß mir nur sein!
Ich fahre ins Westland und bleib nicht am Rhein.
Viel grade Burschen, die fahren mit mir,
die Krummen und Lahmen, die bleiben hier.

Und Treu nicht versprech ich, was soll mir das?
Bin ein Krieger, und Kriegersteut brauchen Spaß.
Die Treue kommt wieder, dein Liebster mit ihr!
Selts, lachst, seht marschieren wir!

Deutsche Maikünze und Maispiele

Wenn zur Zeit des Maimonats bei unseren
Vorfahren der Frühling seinen Einzug im Lande
hieß, dann wurde er im Volke mit derselben Freude

und Begeisterung begrüßt, wie in unseren Tagen.
Auf den Bergen loderten Freudenfeuer, auf Wiesen
und Ängern aber tummelte sich alt und jung
bei Spiel und Tanz. Wie noch heute, so zierte
man im Mai allenthalben in Deutschland die
Häuser mit grünen Mäien und streute Blumen.
Die Burschen pflanzten den Mädchen den Mai-
baum, doch nur jenen, welche unbescholtenen Rufes
waren; wer den Kranz verloren hatte, erhielt einen
Strohmann hingelegt oder Haderling vor die Tür
gestreut. Sie durften auch nicht kommen, unter
dem Mäienbaum zu tanzen. Da wurde zunächst
im Tanz der Winter ausgetrieben:

So treiben wir den Winter aus,
durch unsere Stadt zum Tor hinaus.
Mit sein' Betrug und List,
den rechten Anstichstein

sang man noch im 16. Jahrhundert, und dann
wurde der Lenz mit Lied und Reigen empfangen;
das nannte man den „Sommergewinn“.

Auf dem Änger vor dem Dorf, wo der Mai-
baum gepflanzt war, auf dem Platze um die
Dorfsinde bot sich den Tanzlustigen ein herrlicher
Plan zu ausgelassener Lust. Mit Gesang zogen
Burschen und Mädchen zum Tanzplatz. Festlich
hat sich die Tänzerin gekleidet; ihren Hauptkranz
bildet der Blumenkranz im Haar, den ihr ihr
Liebhaber geknüpft hat. Den Männern, auch
den Bauernburschen, ist das Schwert ein nicht
gerne entbehrter Schmuck. Den Gesang zum
Tanz stimmt ein Vorsänger an, der zugleich der
Vortänzer ist; er vereinigt dadurch zwei hohe
Ämter, um die er vielfach beneidet wird.

Zweierlei Art waren die Tanzbelustigungen;
entweder sprang man den Reigen oder trat den
Tanz. Der Reigen scheint, obwohl das Wort
vor dem 12. Jahrhundert nicht im Gebrauch war,
die ältere Tanzart zu sein; sie ist zugleich die ein-
fachere, ernstere und stammt wahrscheinlich von
den Aufzügen altdeutscher Stifterfeste, von den
Opfertänzen her. Die Tänzenden sprangen neben
einander her, ohne daß sich die Paare umschlossen,
noch um einander herumzudrehen. Der Tanz da-
gegen war bewegter; die tanzenden Paare schritten
ihn mit schleifendem Fuße; er wurde mehr von
den Ritters gepflegt. Mannigfach war die Art
der Bauerntänze. Man nannte sie Frierel, Heier-
lei, Hoppelrei, Gimpelgampel, Stampf und ähn-
lich. Mußt wechselte bei Tanz und Reigen mit
Gesang; Geige, Pflöge und Trommel ließen ab-
wechselnd mit dem Gesang des Vortänzers und
dem vom Chor gesungenen Refrain ihre Töne
erschallen.

Es gab Reigen, die nur zur Maizeit gelangt
und gesungen wurden; manches zum Kinderreigen
gewordene alle Maikunzlied fordert ganz be-
stimmte Bewegungen und Formen; und manche
Maikunz, die sich bis auf unsere Zeit erhalten
hat, weiß auf ihren ursprünglichen Charakter als
Tanz zurück.

Eines Maikunzlieds gedenkt ein Schnurröschchen
beim Maifest der Kinder in Rhann im Elsaß.
Ein Kind, das Maikunzlein genannt, trägt den
mit Maiblumen geschmückten Maian, und die an-
deren Kinder singen:

Maikunzle, lehr die dreimal erant,
laß die bestaune rum und rum.
So fahre mir vo Maie in die Rose.
Maikunzle summ, merr wänn in griene Wald Glasen,
merr wollen all lustig sein.
So fahre mir von Maie in die Rose.

Derselben Geste, nur in anderem Gewande,
begegnen wir in Thüringen. Die jungen Burschen
von Großargula verkleiden einen ihrer Genossen,
der später beim Tanze den Aufwarter macht, zu
Pfingsten als „Grastönig“ mit Laub und Blumen;
sobald erfolgt zu Pferde ein Umzug durch das
Dorf, bei welchem die Burschen mit Bier und
Kuchen beschenkt werden; Tanz beschließt das Fest.
Die Kinder in Ruffia zieren ihren „Laubmann“
im Walde und ziehen dann im Gänsemarsch in

das Dorf. Die Salzleber in Grossfatza im Magdeburgischen zogen am Mittwoch nach Pfingsten auf den Hummelberg: die Föhne ihrer Brüder schaffte ihnen als Maibaum, um den sie herumtanzten; die Drittbrüder spendete Bier, für welches der Ertrag zweier Hufen Land bestimmt war.

Sowie in dem alten Volksglauben von den Regenlängen in der Walpurgisnacht (1. Mai) auf dem Brodeberge die Erinnerung wiederbämmert an die religiösen Frühlingslänze der heidnischen Sachsen und Thüringer, so ist ebenfalls die bekannte Springprozession von Ehlernach nur der Überrest eines altheidnischen Siegesfestes des Sommers über den Winter: ein Maifest. Die Prozession geht bekanntlich jährlich am 18. Mai zum Grab des heiligen Willibrodus in Ehlernach. Unter den Klängen einer Melodie, die an die Singweise mancher alter Kinderreize erinnert, bewegt sich die Prozession in folgender Weise: zuerst wird ein Sprung rechts, dann ein zweiter links und endlich ein Sprung nach vorwärts gemacht; es soll dadurch der Kampf des Winters mit dem Sommer und der schließliche Sieg des letzteren angedeutet sein.

Am längsten hat sich die uralte Sitte der Maientänze in den Pfingsttänzen erhalten, die von Pfingstmontag bis Donnerstag währten. In den verschiedenen deutschen Gauen tragen sie verschiedene Namen.

Am Rhein findet am 1. Mai das „Maissen“ oder „Maissen“, eine Art Versteigerung der Mädchen, statt. Die jungen Burschen, welche zu diesem bestimmten Zwecke ein Oberhaupt, das in vielen Dörfern den Titel „Richter“ führt, erwählt haben, stellen in einem Wirtshause die Mädchen (diese sind jedoch persönlich nicht zugegen) zum Verkauf aus. Der Vorsteher eröffnet die Versammlung, indem er den Burschen die Mitteilung macht, daß sich jeder nach altem Herkommen und Gebrauch ein Maidmädchen auszuweisen habe. Mit Taler wird hinauf geboten, und wenn dem höchstbietenden Burschen sein Mädchen zugesprochen worden ist, so bezahlt er an die gemeinschaftliche Kasse so viele Pfennige, als der Preis Taler beträgt. Das auf diese Weise von einem Burschen ersteigerte Mädchen wird ihm von der ganzen Versammlung feierlich zuerkannt, und der Ansteigerer hat die Pflicht und das Recht, sein Maidmädchen das ganze folgende Jahr hindurch auf alle Dorfesslichkeiten zu führen; es wird ihm also dadurch Gelegenheit geboten, sich dem Mädchen mit Zug und Recht zu nähern.

Noch vor 40 bis 50 Jahren wurde in Thüringen das „Maibier“ am ersten Sonntage im Mai abgehalten. Der Maibier mit seinem Geselle muß Haus und Tenne, wo gefast werden soll, mit frischem Laube ausschmücken, den ersten grünen Maibaum aber pflanzt er vor das Haus seiner Maidmagd, welche ihm dafür weisse flatternde Bänder um den Hut windet. Dem Maibier fällt die Einladung zum „Maibier“ zu. Die Zeichen seiner Würde ist ein weisser Stab mit bunten Bändern, der Hut ist mit Blumen verziert. Mit einem launigen Gebicht trägt er in den Häusern seine Ladung vor. Er empfängt auch auf dem Maifest die ankommenden Gäste, mit einem Spruch und Trunk und führt sie zum Maigraten und der Maigräfin. Maibier und Maidmagd müssen überall aufwarten. Der Maigrat entscheidet vorkommende Streitigkeiten, und der Maibier ist sein Vorgesetzter. Der Tag wird mit einem Tanze beschloffen.

Lütt Mattens Hebenfohr

Eine Pfingstgeschichte von Walter Rothenburg
Lütt Matten Hof harr vornaachten bannig schlecht slopen. De heele Nacht harr he mit opene Dgen legen. Wain Wanner of. Is jo leen Leben nu. Is jo Kiez. De Schetere von twe Sieten. Kann de Däbel nich bi slopen, un wat fall dann Lütt Matten seggen mit dat Hofenhar?

Se weur man noch alleen no vun de heele Familie „Rammelbeeren“. Ein twe Breuder

harr se passeerte Johr offshoten, un sin Badder und Modder smeet een Flegmaschin een Bomm in't Hus. Jo, he weur alleen op sin Welt. Se weur so nich grof, sin Welt, man vun Passchen-daele Kanal bei Rattelvallebrüg un dann het non Klockenhof no de Siet, un dohl bet no Slopedrug. Jo, wieler weur un sin lütt Matten noch nich wesi.

Dat gung un's Matten all dorch den lüttten Kopp un dann of, dat vandog Pingsien weur un he sin Brut befeulen wull.

Se teel no de Sün — dammsjo! weur all twintig for twos! Nu ward ober Kiet. Un lütt Matten gung non Gronoffod, steel de Vorderlänger int Woter, wach sich de Dgen ut un lamm sich ant Schilf sin un propper de Hoor.

Kieft sich glieds anners ut de Dgen, wenn teen Schief mehr bian is, doch he, un seg de Lüpels pall an Rüd un meut sich op'n Weg no sin Brut.

Jo, sin Brut! He kenn ehr noch goarne langn, de Rammelbeere Greden. Ober sehn un leew hem weur een. Scheune brune Hoor harr se un Dgen so blant as Glüdesleer.



Jo, harr se segt, wi smiet unsen beten Badbeertrom opn Dutt un gründt 'n nee Familie. Un as he denn freug: „Wat meens, Greden, woveel Sörn wäkt wi unns tolegen“, dor leep se weg, un un's Matten lunn noch grob sehn, dat se rot antopen weur un de Vorhäng ober de Dgen dohlsten harr.

Vandog wull he nu allns wedder god molen, un et weur meist, as wenn de Sün dat welen dā. So schein un so warm harr se lang nich schient. All de Lerchen sungn, un de Kuckucks reupen, un jede Bloom reut un duft, wat se lunn.

Dat dohl se all for mi, doch he, un scheut twemos loppheister. Hurro! reup he, wat leew son Hof' lorn guden Dag.

Wupp! sett he övern Groben, un nu noch'n lütt Ed, un he weur op de Kleeberwisch, wo sin Greden opsinns alle Dog weur.

Mol sehn, op se dor is, un Matten stell sich op de Achterbeen. Sol so! dor steht se. Na, wain Wanner of, 'n smuden Jung as id bā, teen full dor nich op luern?

Se stiet sich vun achter rau un sā, wāt all de Gosen segt:

„De Kleeber de bleuht,
de Sün steht an Heben,
guden Dag, Rammel, Rammel,
dat Leben fall leben!“

„Hugh! hev id mi verjogt!“ sā Greden, „id doch all, bu leumst goarne wedder, meen, dat mi beus weurst, weest jo, vunwegen de — —“, un se steng de Dgen dohl un leep 'n beten rot an, bleew ober sitten.

Lütt Matten gāv ehr tein Seute un twe achterran, dormit dat Duh wul is, sā hel. Dann dān de beiden dat, wat all de Brutlād doht: Se smaden vun jümmer Hochied und dann, wo se

wohn wulln un wie se sid dat all schein inrichten wulln, un as se op de Slopslur tospresen teum, teel se heet beschont no de Siet un lütt Matten fot ehr fast um, un se wehrt sich, un Matten teel sich los — un Greden dā so, as wenn sie wech dā, weur dann ober still, un ehre Dgen lüchen mit de Sün um de Welt, un Matten harr de Bloom plükt, un de Hochied weur flor.

Greden leep weg, un Matten Hof' wull nochmol no sin Jungmannsbood un dor adlās seggen. Wenn id dann trüch lom, is wohl allns pracht. vull in de Reeg. Wat he vergneugt weur, un lütt Matten. Leew molt blind. De Lüpels hoch int End leep he vergneugt dorch de Kleeberwisch un steit dat ole scheune Leed:

„Lütt Matten de Hof'
de meut sich een Spō,
he weur bit probeern
dat Dagen to lehren,
un dānz ganz alleen
op de achtersten Been!“

„Op de achtersten Been“, sung he nochmol achterran un wubb bil stunn he hoch un sung an to dāngen.

„Hein! Hein! heft sehn, dor lopt'n Hof'!“

„Wo?“

„Dor! dor! kannst ne sehn! he dānz dor rum! Gau de Knarr! gau! gau!“

„Mann, dat weur 'n Broten! den in Kofgescherr“, sā Jan, un dann leup he no de Boob rin, hol de Knarr ut de Ed, fiew Bohn int Rohr un dann ober rut.

„Wees mol 'n Dgenblid still“, sā Hein, leg an, un bing! het un's lütt Matten een weg.

Jan leup hen, un Hein sung an to singn:

„Gibt es denn ein schöneres Leben,
als ein Wildschüh zu sein?“

„Dammsjo, dat's 'n smuden Jung“, sā Hein, trod em dat Fell ober de Ohn, beht em in veer Deele, un abends weur smergel, un Janse eel statt Brennele mol Hofenbroden.

Hebenfohr! Lütt Matten harr he achter sich, mit en beten Verspätung op Pingsien, tort un ohne veel Smart un mit Leew in Harten.

Ein Greden heur den Schuß, seeg Matten falln un grov sich in „swarte“. Eer een Loß, leg sich dorin un fruer.

„Wann kommt din Hebenfohr, Greden Rammel?“



Ein vergnügtes Pfingstfest vor 200 Jahren

Wie ein Altsiedburger Handwerksmeister im Jahre 1715 das Pfingstfest verlebte, zeigt uns ein eigenartiges Tagebuch, von dem wir noch einige Blätter besitzen. Es heißt darin:

„Den 17. Mai. Am heiligen Pfingstfest ging ich zur Kirche, nachher auf den Abend zu einem Glase Wein. Bergehet mit dem Weibe, 52 fr.“

Den 18. Mai. Dagegen ging's heute recht lustig bunt zu. Denn morgens um 5 Uhr gingen wir schon hinaus zu den „sieben Tischen“. Mein Weib ließ sich Kaffee geben; ich aber trank draun Bier, weil selbiger nach dem Zeugnis derer Medicorum des Morgens sehr gesund sein soll. Allein bei dem Regelsieden trank ich so viel, daß mir ganz schwindelig wurde. Doch war ich gleichwohl überaus munter und aufgeräumt. Poh Tausend! dachte ich, wie wird's erst den Nachmittag ablaufen? Gegen Mittag gingen wir heim. Ich konnte es aber vor Durst nicht aushalten, trank daher in der Stadt einen Krug weißes Bier. Alsdann gingen wir zu Tische. Darnach legte ich mich eine Stunde auf's Beile, welches mich einigermaßen ermunterte. Nachmittags ging ich auf das nahegelegene Dorf Bögglingen, um meine schwermüthigen Grillen zu vertreiben. Dasselbst fand ich viele Bekannte, die sich lustig machten. Anfangs war ich ganz solide, bis ich einige Gläser Wein im Kopfe spürte. Man lud mich zu einem Spiele ein, welches ich zwar zuerst auschlug, aber endlich doch mitmachte. Ich verlor 2 fl. 40 fr. Mittlerweile kam auch mein Weib nebst einer Bode, die sich allem Anschein nach auf meine Kosten lustig machen wollten. Der Tisch wurde gedeckt, und man besetzte denselben mit so vielen Speisen, als ob wir seit drei Tagen nichts gegessen hätten. Endlich gingen wir auch an zu lāngen, und ich erlangte nach und nach wieder

meine vorige Mutterzeit, auch einen gehörigen Raupen. Kurz, wie waren zuletzt vergnügt die Gäste an die Wand, welche der Wirt fleißig mit in die Zechen schrieb. Wie ich selbstigen Tags nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht. Dies war also der Pfingstmontag, welcher für die Zechen allein 14 fl. 50 kr. gekostet hat. Doch ist zum Glück nur alle Jahr einmal Pfingstmontag."

Der Menschenfresser

Ein Märchen
Von Sekretrem Willy Bauer
(Schluß)

Da gab ihm der Teufel einen sonderbaren Gedanken ein, den er sofort in die Tat umzusetzen beschloß.

Britan beschloß, sich in ein vorstufliches Meerungeheuer zu verwandeln und so Siegfrieds Schifflein zu vernichten.

Als Siegfried wieder in See fuhr, wurde plötzlich das Meer unruhig. Mächtige Wellen brandeten zur Küste, und über das Wasser klang wieder derselbe fauchende und pfeifende Ton, den er schon bei dem Abenteuer mit den Nigen vernommen hatte. Er war deshalb auf seiner Hut. Kaum hatte er sein Boot in das Wasser geschoben, als ihm ein fürchterliches Ungeheuer mit weißgebläueltem Rachen und täuschlich blinkenden Augen im fliegenden Kops entgegenrasste. Schnaubend und die Bogen peitschend schoß das Meerungeheuer auf Siegfrieds Schifflein zu. Doch Siegfried erkannte blüchneil die Gefahr, in welcher er schwebte. Er warf sein Boot herum und tauchte unter. Das Meerungeheuer schoß rasend über ihn hinweg. In höchster Wut schwamm es hin und her. Siegfried hatte sich wieder an die Oberfläche des Wassers begeben und sich auf einen neuen Angriff eingerichtet.

Kaum erblickte der verwandelte Britan seinen verhassten Gegner, als er aus neue herausknob. Darauf hatte Siegfried gewartet. Er ließ Britan heranbrausen und hielt sein Schifflein gerade auf diesen zu. Schon glaubte Britan sich seines Sieges gewiß, und tauschlich stimmten die täuschlichen Augen. Jetzt jedoch ging Siegfried zum Angriff über, wendete plötzlich blüchneil sein Boot, fuhr scharf an dem Ungeheuer vorüber und ließ dieses auf sich zukommen. Das Ungeheuer ging auf das Manöber ein und verfolgte Siegfried. Plötzlich wendete jedoch Siegfried wieder, das Ungeheuer vermochte seine Bewegungen aber nicht so schnell auszuführen und fuhr schnaubend auf Siegfrieds Boot zu. Dies hatte Siegfried beabsichtigt. Als nun der verwandelte Britan mit geöffnetem Rachen heranbrauste, gab Siegfried seinem Schifflein eine schnellere Fahrt und fuhr dem Ungeheuer in den Rachen.

Wohl pufete der verwandelte Britan ganz schrecklich, um Siegfried und sein Boot wieder auszuspeien, doch Siegfried saß fest im Leibe seines Feindes. In fürchterlicher Todesangst schwamm Britan hin und her. Doch selbst das Meer hatte kein Erbarmen mit ihm.

Mittlos den Elementen preisgegeben, suchte Fisch Britan die Küste zu erreichen. Von Zeit zu Zeit drang aus seinem Kops eine hohe Fontäne rot-schwarzen Blutes, welche das Meer färbte.

Endlich wurden die Kräfte des Meerungeheuers merklich schwächer, und in seiner Todesangst suchte es das nahe Land zu gewinnen. Doch war es nicht seine Insel, die rettungswinkend vor ihm auftauchte, sondern das Land Siegfried German.

Der verwandelte Britan jedoch merkte nicht, daß er sich dem Lande seines Feindes näherte. Mit letzter Kraft schwamm er an Land und blieb dort erschöpft liegen. Der mächtige Körper warf sich schmerzkrampfend hin und her, und der kurze dicke Schwanz peitschte wild das weiche Erdreich. Das Meerungeheuer mochte große Schmerzen leiden, denn es atmete leidend, und aus dem halbgeöffneten Rachen sickerte Blut. Plötzlich öffnete es weit den Rachen und ließ ein dumpfes Geräusch aus, das dem umherstehenden und noch herzulauenden neugierigen Volk wild in die Ohren gellte. Dann ersah das Brüllen in ein kurzes Röcheln. Noch einmal öffnete das Ungeheuer weit

den gewaltigen Rachen und pufete heftig. Irgend einen innerlichen Schaden mußte sich das Ungeheuer dabei zugezogen haben, denn plötzlich schoß aus dem Rachen ein breiter Strom roten Blutes, rings den weißen Küsten sand purpurn färbend.

Siegfried German jedoch war nicht unfähig gewesen während der unfreiwilligen Gefangenschaft im Leibe Britans.

Gleich nachdem er in den Rachen des verwandelten Britans gefahren war, hatte er sein Boot wieder in Ordnung gebracht und gewendet. Zu seiner großen Überraschung hatte er im Innern des Meerungeheuers die Königin der See angetroffen, die das Ungeheuer verschlungen hatte, um so zu verhindern, daß sie von Siegfried befreit würde.

Groß war die Freude der lieblichen Nige, als sie Siegfried erkannte. Ihr Herz begann wieder zu hoffen, und in ihre Augen trat wieder seiner eigentümliche Glanz, von dem Siegfried schon bei der ersten Begegnung mit ihr auf dem Meere in Bann geschlagen worden war. Während der



Gefangenschaft im Leibe des Ungeheuers erzählte die Nige Siegfried ihre Lebensgeschichte. Nur dunkel wußte sie sich ihrer Kindheit zu erinnern. Voll Wehmut gedachte sie ihrer alten Eltern, von denen sie nicht wußte, ob sie noch am Leben seien. Als kleines Mädchen war sie von dem Riesen Britan geraubt und in harter Gefangenschaft gehalten worden. Nur ihrer großen Schönheit und Lieblichkeit hatte sie es zu verdanken gehabt, daß ihr Britan das Leben gelassen hatte. Er hatte sie einst an einen indischen Fürsten verlaufen wollen, war jedoch von diesem Voratz wieder abgekommen, weil er mit ihrer Schönheit Wucher treiben wollte.

Siegfried empfand tiefes Mitleid mit dem unschuldigen Mädchen, das so vieles hatte erdulden müssen. Er nahm es in sein Boot und wartete nun geduldig, bis Britan an Land schwamm. Sein fernerer Plan war in ihm schon vollständig ausgereift, nur wollte er den günstigen Moment zum Handeln noch abwarten.

Als nun das verwandelte und verwandelte Ungeheuer Britan die Küste erreicht hatte und ihm das Blut in Strömen aus dem geöffneten Rachen schoß, benutzte Siegfried German diesen Weg, um aus dem Innern des Ungeheuers herauszufahren.

Nachdem er einige kleine Manöver unternommen hatte, begann er die schwierige Fahrt.

Pfeilschnell schoß das Boot Siegfrieds aus dem Rachen Britans. Wohl schnappte das Ungeheuer noch einige Male nach dem Schifflein, doch des Riesen Kraft war gebrochen. Dummstülpig fiel das Ungeheuer auf die Seite und verschied. Doch selbst noch im Tode blinkten die kleinen, bösen Augen haßerfüllt und heimtückisch.

Wohlbehalten entstieg Siegfried seinem Boot, ergriff von einem der herzulauenden Männer ein

Schwert und hieb mit einem mächtigen Streich dem Meerungeheuer den fliegenden Kops ab.

Viel Volk hatte sich versammelt, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde vom Kampfe Siegfrieds mit Britan verbreitet. Als das Volk sah, daß der Riese Britan tot war, brach es in lauten Jubel aus und rief: „Britan ist tot, wohl uns!“ Über den ganzen Erdbreis verbreitete sich die Kunde vom Tode Britans, und die Menschen atmeten erleichtert auf.

Siegfried German und die Meerjungfrau, die den schönen Namen Vineta trug, waren nun frei. Er führte das heimatlose Mädchen seiner alten Mutter zu, die es liebevoll aufnahm und es treu behütete.

Siegfried wurde überall als großer Held gefeiert. Doch blieb er bescheiden. Die alte Mutter Germania erlebte noch viel Freude an ihrem Einzigen.

Auf der Erde herrschte fortan Frieden, seit der „Menschenfresser“ Britan tot war.

Siegfried German führte nach einem Jahre Vineta, die „Königin des Meeres“, als sein teures Weib heim. Noch viele Jahre lebte er glücklich mit ihr, im Kreise seiner zahlreichen Familie.

Die Menschen ehrten Siegfried, wo sie es nur vermochten, und legten ihm den ehrenvollen Namen „Befreier des Meeres“ bei.

Siegfried hielt auf Frieden und Ordnung in der Welt und blieb selbst in seinem hohen Alter so stark wie in seiner Jugend.

Von seinem Tode berichtet die Chronik nicht. Die Menschen meinen, daß er nie sterben werde. Mögen sie recht behalten.

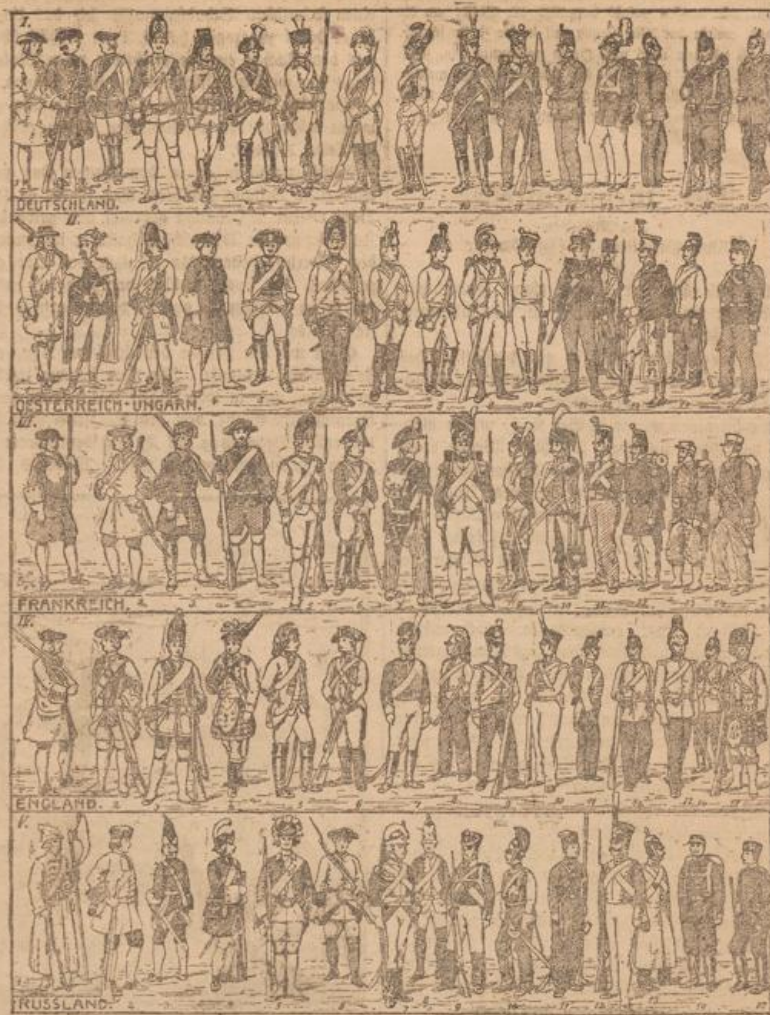
Einiges über Uniformkunde

Von D. Weise

Die Einführung der Uniform fällt in das 17. Jahrhundert, und zwar in die letzte Hälfte desselben, nach der Errichtung der stehenden Heere. Noch im Dreißigjährigen Kriege war die Kleidung in das Belieben des einzelnen Mannes gestellt, wenn sich auch durch das Tragen der besonders beliebten Schuhaustrüstungsstücke, als Brust- und Rückenharische, Helme und Sturmhäuben usw. eine gewisse Gleichförmigkeit herausbildete. Bloße Erkennungs- und Unterscheidungszeichen zwischen Freund und Feind waren die Feldbinden, zum Beispiel bei den Schweden grüne und bei Wallenstein's Heer rote Binden. Dieselben wurden besonders von den Offizieren getragen, die sich von ihren Untergebenen so wie so nur durch vornehmere Tracht unterschieden. Solche Erkennungszeichen sind auch später noch notwendig gewesen, wenn es sich um gemeinsame Aktion von Truppenteilen verschiedener Kontingente handelte. Es ist bekannt, daß 1864 die Preußen und Österreicher in Schleswig eine weiße Binde um den Arm trugen, ebenso 1866 die preussische Mainarmee, während die süddeutschen Truppen, deren Uniform der preussischen teilweise sehr ähnlich war, sich durch eine schwarz-rot-gelbe Binde kenntlich machten. Auch die jetzt überall eingeführte Kolarde gehört zu diesen Erkennungszeichen.

In den ersten Zeiten der Uniformierung richtete sich der Schnitt der soldatischen Kleidung ganz nach der bürgerlichen Tracht, während die Farbenwahl vielfach den Regimentsinhabern überlassen wurde. Der Soldat trug einen Filzhut, Halsuch, weißen Rock, darunter lange Weste, Kniestrümpfe und Schnallenschuhe. So finden wir die ersten Uniformen in allen Armeen. Der Hut, der seine Form je nach der verschiedenen Mode wechselte, behauptete sich bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts und wird sogar noch heute von einzelnen Truppenteilen getragen, wie von den österreichischen Jägern (II, 11). Neben dem Hut erscheint als Kopfbedeckung im 15. Jahrhundert die Blechmütze der Grenadiere (I, 4; IV, 3; V, 8), die sich als Paradehut bei der preussischen Garde bis heute erhalten hat, und die sogenannte Bärenmütze, die besonders Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts von Eliteregimenten getragen wurde (II, 3, 6; III, 5, 8; IV, 15). Bald trat auch der Helm auf, besonders bei der

Im allgemeinen sehen wir aus unseren Tafeln, wie die Uniform von der Einfachheit ausging und sich auf vielen verschiedenen, oftmals recht abentheuerlichen Wegen in unserer Zeit wieder der Einfachheit nähert, wenn auch bei Paraden und dergleichen Seltsamkeiten die modernen Heere immer noch ein buntes, glänzendes Bild bieten.



Historische Uniformen.

I. Frankreich.	II. Österreich-Ungarn.	III. Preussisch.	IV. England.	V. Russland.
1. Krieg. Napoleon 1793	1. Kaiser Franz. 1792	1. Kaiser. 1806	1. Kaiser. 1790	1. Kaiser. 1870
2. Krieg. Napoleon 1804	2. Kaiser. 1793	2. Kaiser. 1807	2. Kaiser. 1791	2. Kaiser. 1871
3. Krieg. Napoleon 1805	3. Kaiser. 1794	3. Kaiser. 1808	3. Kaiser. 1792	3. Kaiser. 1872
4. Krieg. Napoleon 1806	4. Kaiser. 1795	4. Kaiser. 1809	4. Kaiser. 1793	4. Kaiser. 1873
5. Krieg. Napoleon 1807	5. Kaiser. 1796	5. Kaiser. 1810	5. Kaiser. 1794	5. Kaiser. 1874
6. Krieg. Napoleon 1808	6. Kaiser. 1797	6. Kaiser. 1811	6. Kaiser. 1795	6. Kaiser. 1875
7. Krieg. Napoleon 1809	7. Kaiser. 1798	7. Kaiser. 1812	7. Kaiser. 1796	7. Kaiser. 1876
8. Krieg. Napoleon 1810	8. Kaiser. 1799	8. Kaiser. 1813	8. Kaiser. 1797	8. Kaiser. 1877
9. Krieg. Napoleon 1811	9. Kaiser. 1800	9. Kaiser. 1814	9. Kaiser. 1798	9. Kaiser. 1878
10. Krieg. Napoleon 1812	10. Kaiser. 1801	10. Kaiser. 1815	10. Kaiser. 1799	10. Kaiser. 1879
11. Krieg. Napoleon 1813	11. Kaiser. 1802	11. Kaiser. 1816	11. Kaiser. 1800	11. Kaiser. 1880
12. Krieg. Napoleon 1814	12. Kaiser. 1803	12. Kaiser. 1817	12. Kaiser. 1801	12. Kaiser. 1881
13. Krieg. Napoleon 1815	13. Kaiser. 1804	13. Kaiser. 1818	13. Kaiser. 1802	13. Kaiser. 1882
14. Krieg. Napoleon 1816	14. Kaiser. 1805	14. Kaiser. 1819	14. Kaiser. 1803	14. Kaiser. 1883
15. Krieg. Napoleon 1817	15. Kaiser. 1806	15. Kaiser. 1820	15. Kaiser. 1804	15. Kaiser. 1884
16. Krieg. Napoleon 1818	16. Kaiser. 1807	16. Kaiser. 1821	16. Kaiser. 1805	16. Kaiser. 1885
17. Krieg. Napoleon 1819	17. Kaiser. 1808	17. Kaiser. 1822	17. Kaiser. 1806	17. Kaiser. 1886
18. Krieg. Napoleon 1820	18. Kaiser. 1809	18. Kaiser. 1823	18. Kaiser. 1807	18. Kaiser. 1887
19. Krieg. Napoleon 1821	19. Kaiser. 1810	19. Kaiser. 1824	19. Kaiser. 1808	19. Kaiser. 1888
20. Krieg. Napoleon 1822	20. Kaiser. 1811	20. Kaiser. 1825	20. Kaiser. 1809	20. Kaiser. 1889
21. Krieg. Napoleon 1823	21. Kaiser. 1812	21. Kaiser. 1826	21. Kaiser. 1810	21. Kaiser. 1890
22. Krieg. Napoleon 1824	22. Kaiser. 1813	22. Kaiser. 1827	22. Kaiser. 1811	22. Kaiser. 1891
23. Krieg. Napoleon 1825	23. Kaiser. 1814	23. Kaiser. 1828	23. Kaiser. 1812	23. Kaiser. 1892
24. Krieg. Napoleon 1826	24. Kaiser. 1815	24. Kaiser. 1829	24. Kaiser. 1813	24. Kaiser. 1893
25. Krieg. Napoleon 1827	25. Kaiser. 1816	25. Kaiser. 1830	25. Kaiser. 1814	25. Kaiser. 1894
26. Krieg. Napoleon 1828	26. Kaiser. 1817	26. Kaiser. 1831	26. Kaiser. 1815	26. Kaiser. 1895
27. Krieg. Napoleon 1829	27. Kaiser. 1818	27. Kaiser. 1832	27. Kaiser. 1816	27. Kaiser. 1896
28. Krieg. Napoleon 1830	28. Kaiser. 1819	28. Kaiser. 1833	28. Kaiser. 1817	28. Kaiser. 1897
29. Krieg. Napoleon 1831	29. Kaiser. 1820	29. Kaiser. 1834	29. Kaiser. 1818	29. Kaiser. 1898
30. Krieg. Napoleon 1832	30. Kaiser. 1821	30. Kaiser. 1835	30. Kaiser. 1819	30. Kaiser. 1899
31. Krieg. Napoleon 1833	31. Kaiser. 1822	31. Kaiser. 1836	31. Kaiser. 1820	31. Kaiser. 1900
32. Krieg. Napoleon 1834	32. Kaiser. 1823	32. Kaiser. 1837	32. Kaiser. 1821	32. Kaiser. 1901
33. Krieg. Napoleon 1835	33. Kaiser. 1824	33. Kaiser. 1838	33. Kaiser. 1822	33. Kaiser. 1902
34. Krieg. Napoleon 1836	34. Kaiser. 1825	34. Kaiser. 1839	34. Kaiser. 1823	34. Kaiser. 1903
35. Krieg. Napoleon 1837	35. Kaiser. 1826	35. Kaiser. 1840	35. Kaiser. 1824	35. Kaiser. 1904
36. Krieg. Napoleon 1838	36. Kaiser. 1827	36. Kaiser. 1841	36. Kaiser. 1825	36. Kaiser. 1905
37. Krieg. Napoleon 1839	37. Kaiser. 1828	37. Kaiser. 1842	37. Kaiser. 1826	37. Kaiser. 1906
38. Krieg. Napoleon 1840	38. Kaiser. 1829	38. Kaiser. 1843	38. Kaiser. 1827	38. Kaiser. 1907
39. Krieg. Napoleon 1841	39. Kaiser. 1830	39. Kaiser. 1844	39. Kaiser. 1828	39. Kaiser. 1908
40. Krieg. Napoleon 1842	40. Kaiser. 1831	40. Kaiser. 1845	40. Kaiser. 1829	40. Kaiser. 1909
41. Krieg. Napoleon 1843	41. Kaiser. 1832	41. Kaiser. 1846	41. Kaiser. 1830	41. Kaiser. 1910
42. Krieg. Napoleon 1844	42. Kaiser. 1833	42. Kaiser. 1847	42. Kaiser. 1831	42. Kaiser. 1911
43. Krieg. Napoleon 1845	43. Kaiser. 1834	43. Kaiser. 1848	43. Kaiser. 1832	43. Kaiser. 1912
44. Krieg. Napoleon 1846	44. Kaiser. 1835	44. Kaiser. 1849	44. Kaiser. 1833	44. Kaiser. 1913
45. Krieg. Napoleon 1847	45. Kaiser. 1836	45. Kaiser. 1850	45. Kaiser. 1834	45. Kaiser. 1914
46. Krieg. Napoleon 1848	46. Kaiser. 1837	46. Kaiser. 1851	46. Kaiser. 1835	46. Kaiser. 1915
47. Krieg. Napoleon 1849	47. Kaiser. 1838	47. Kaiser. 1852	47. Kaiser. 1836	47. Kaiser. 1916
48. Krieg. Napoleon 1850	48. Kaiser. 1839	48. Kaiser. 1853	48. Kaiser. 1837	48. Kaiser. 1917
49. Krieg. Napoleon 1851	49. Kaiser. 1840	49. Kaiser. 1854	49. Kaiser. 1838	49. Kaiser. 1918
50. Krieg. Napoleon 1852	50. Kaiser. 1841	50. Kaiser. 1855	50. Kaiser. 1839	50. Kaiser. 1919

Spiel- und Rätselecke

D a m e - A u f g a b e

(Das Damenspiel ist auf den weißen Feldern zu spielen)

a b c d e f g h



23 6 16

Weiß nicht und achwanz.

Dreißig

Klaf schlanken Säulen stolz und mächtig
ragt meine Ernte hoch empor,
und unter ihrem Dach tönt prächtig
manch süßelnd Lied im hellen Oher.
Den Schüler, der die nützigen Freuden
verschmäht als eitel Spiel und Tand,
ihn führen gern die leßten Weiden
zum hohen Ziel mit lund'ger Hand.
Das Ganze ist im dußigen Wein
zu schauen, wie im grünen Hain.

Eisenträffel * Von W. Reuterfeld

Auß den Silben:

a - bau - cha - dan - den - di - ham
 kei - land - mant - ne - nel - nor - o
 of - peg - re - tra - to - u - uh - fi - su
 sind 10 Wörter zu stiften, deren Anfangsbuchstaben den
 oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach
 oben gelesen einen bekannten Ausspruch des Klosters er-
 geben. - Die Wörter bedeuten: 1. Derrige Stabt,
 2. viefseprochene Land, 3. Mädchenname, 4. Aus-
 druck für Bierwart, 5. Stabt an der Weser, 6. land-
 wirtschaftlicher Erwerbsweife, 7. geometrische Figur,
 8. drahtige Dofier, 9. Griefgelausdruck, 10. Weifen.

Stäbchenaufgabe

PERU WIEN
Durch Anlegen von acht Städten und Hinzufügen von
zwei Städten ist aus Peru und Wien ein Königreich zu
bilden.

Bilderrätsel ohne Bilder

Das Dorf geht's entlang
mit wassereindem Gang —

Das — Das!
Sie strebt zu ihrem Reich,
dem vidtrüben Reich —
Das — Das!

Da kommt hinter ihr drein
die zweit', holt sie ein -
Dad - Dad!

Und heißt ihr dann schwapp!
Das Hintertell ab —
Dack — Dack!
Dack — Dack!

Besuchstartenrätzel

G. Herrf

Durch Umstellen der Buchstaben findet man den
Veruf des Herrn.

Rätsel

Im Frieden war ich selten, im Kriege oft beschieden,
doch weiß kein Sterblicher mir Dank;
wenn du mich haßt, so bist du unzufrieden,
kriegst du mich nicht, so bist du krank.

Cherzfrage

Wer hat die größten Aussichten zum Heilathen?

Auflösungen aus Nr. 351

Auflösung der Buchstabenversetzung:
 Oskar, Theophil, Raugott, Othrid, Viktor, Olof,
 Nikolaus, Bruno, Immanuel, Stephan, Martin,
 Arnulf, Reinhardt, Christian, Aspar
 Otto von Bismarck.

Auflösung des Silbertrüfels.

Записки.

Auflösung des Irrgarten-Bilderrätsels:

Der Glashelm.

Auflösung des Verflechtungsels

Dampf se öhre, Ir ih lichteit, Li ndenbaum, Ler h ensang,
 Tep pich, Gimp si ndlicheit, Dra ng sal, Er st aumen,
 Feu er - Ir öhlliche Pflinglen.

Kriegszeitung

der 4^{ten} Armee

Nr. 363

Erscheint Sonntags und Donnerstags

27. Juni 1918

Erfolglose Jagd



Desmal glaubte man bestimmt,
dass er ihn erwischte.
Dedoch, wie man sehr vernimmt,
war es wieder nicht.

Nummernvoll bestiert der Lea
Lettow-Vorbeds Spur.
Diese scheint zwar frisch und neu,
doch wo steckt er nur?

„Ach, nun geh's von neuem los“ –
stöhnt das müde Viech –
„Afrika ist ja so groß,
und ich trant und fleh.“

Taf!

Von Leutnant Max Otto Sidow

Wir sind müde geworden. Müde vom ewigen Einerlei der Pflichten und von den endlosen Tagen. Herbst und Winter gingen hin, Frühling kam und Sommer. Einmal. Viermal. Und noch immer keine Erlösung und kein Ziel der Kriegsnöte. Gleichförmig wechseln die Zeiten. Wir sind müde ge-

worden. Und stumpf. Und willenlos. Wir stehen alle unter einem schweren, dumpfen, lähmenden Drucke.

Wir sind müde geworden. Oder auch nur schlaf und gleichgültig.

Ja, da liegt's: Gleichgültig sind wir nur und schlaf und faul – und sagen doch, der Krieg habe uns müde gemacht. Wie soll man müde sein, wenn Mustern und Glieder voll Kraft noch

schwellen? Unsere Kräfte schlafen. Unser Tatenumut schläft. Wie kann er schlafen, wenn die Welt voll ist von ungetaner Arbeit?

Auf, ihr Schläfer, ihr Gleichgültigen, ihr Tatlosen! Rafft euch endlich auf, werdet wach! Haltet Umschau! Sucht eure ungeborenen Werte! Schafft!

Seht, wo etwas zu helfen ist, und helft! Jeder einzelne in seinem Kreise. Und so jeder einzelne an der Gesamtheit.

Denkt nicht, es sei genug getan. Die Zeit der Tat kommt erst. Und fordert noch ganz andere Kräfte, stärkere Nerven, größeres Wollen.

Wehe dann den Schwachen und Launen und denen, die stumpf und müde sind! Sie werden sein wie Spreu im Sturm der Zeit. Verweht und zerworfen in alle Winde. Wer weiß, wo sie personieren!

Wir aber wollen ihm trohen und ihn zwingen! Wir wollen nicht den Tag verschlafen, um dann in ewiger Nacht zu erwachen.

Wir wollen tätig sein und unseren Taten leben. Nicht träumen und verschwommenen Zielen nachtrauern.

Nein, aufrecht stehen! Und klaren Blickes ins Weite sehen. Mutgeschwehlt, muskelgestärkt.

Tatfreudig. Zielstreif. In Lust und in Kraft!

Der Zerfall Großrusslands

Zum Kampf zwischen Bolschewiken und Tschachen
beiderseits des Ural
Mit einer Karte

Seitdem die Bolschewiken in Rußland regieren wollen, hat der Zerfall des russischen Weltreiches immer größere Fortschritte gemacht. Als sie Ende November 1917 ernsthaft zu Friedensverhandlungen schritten und zugleich im ganzen Reichsgebiet die Wahlen zu einer verfassungsgebenden Versammlung (Konstituante) durchführten, schlen es, als würden in den weiten Gebieten zwischen Kaukasus und Bismeer, von der Ostsee und dem Schwarzen Meer bis zum Stillen Ozean Ruhe einziehen und alle Kräfte ans Werk gehen, die Kriegswunden zu heilen und das Land einer besseren Zukunft entgegen zu führen.

Das es nicht dazu kam und Unsicherheit und Zerfall bald schneller und tiefer einfrassen, lag in der Hauptsache an zwei Gründen: an der Unfähigkeit der Bolschewiken, die aufbauenden Kräfte aller Staatsbürger, gleich welcher Partei und Nationalität, zur Mitarbeit zu gewinnen, und zweitens an den Machenschaften der Ententemächte, die sich nicht von dem Gedanken frei machen konnten, das unglückliche Rußland weiterhin in den Kampf gegen die Mittelmächte zu treiben. In eigenfinniger Verfolgung ihrer starren revolutionären Grundzüge benutzten die Bolschewiken ihre Herrschaft weniger zum staatlichen Aufbau als zur Betämpfung und Vernichtung aller Anderswollenden. Ihre unklügste Tat in dieser Hinsicht war die gewaltsame Auflösung der mit übergroßen Hoffnungen begrüßten Konstituante und die Bildung der sogenannten Roten Garben, die in allen Landesteilen, in den Ostseeprovinzen und Finnland, in der Ukraine und im Kaukasus, in Turkestan und Sibirien mit Raub und Mord gegen alles wüsten, was nicht auf die revolutionären Grundzüge eingeschworen war. So wurden aus Not und Leid die kaum beschwichtigten Bestrebungen der Randvölker zum „Los von Petersburg und Moskau“ neubelebt und zur Tat getrieben. Es ist bekannt, wie im Verlauf dieser Bewegung die westlichen Randvölker, die Finnen, Balten, Weißrussen und Ukrainer Schutz und Hilfe bei uns suchten und fanden, indem die Roten Garben aus diesen Gebieten durch deutsche und österreichisch-ungarische Truppen vertrieben, die staatliche Selbständigkeit von Finnland und der Ukraine aufgerichtet und gesichert wurden. Auch am Schwarzen und Kaspiischen Meer entstanden in den in der Hauptsache von Kosaken und mohammedanischen Tataren bevölkerten Strichen selbständige Staatsgebilde: die Freistaaten der Don- und Kubankosaken, die sich in der letzten Zeit zu einer Republik vereinten und Anerkennung (Ankennung?) bei den Mittelmächten durch Seandischschaften suchten. Da gegen ist die transkaukasische Republik nach dem Einmarsch der Türken, denen die Armenier in schroffer Feindschaft gegenüberstehen, wieder auseinander gefallen, und die in Batum eröffneten Friedensverhandlungen haben noch zu keiner Festigung der Verhältnisse geführt, sollen aber weiter betrieben werden. In Kiew unterhandeln Befehle der Sowjets Regierung der großrussischen Arbeiter

und Bauern, Bolschewiken) mit der Regierung des Helmaas über die Abgrenzung der Gebiete und Befugnisse, bis jetzt mit noch wenig Erfolg. Doch können die eigentlichen Kampfschlüsse gegen die Roten Garben der Sowjets in der Ukraine, in der Krim und im Dongebiet als abgeschlossen gelten, während der rote Schrecken im Kaukasus, besonders an der Nordostküste des Kaspischen Meeres noch weiter wüthet, was die kürzlich gemeldeten Kämpfe bei Tazanrog bewiesen. In Finnland herrscht Ruhe, aber an seiner Ostgrenze scheint sich ein neues Ungewitter zu sammeln, da von vielen Seiten über bolschewikisch-ententische Rüstungen zu einem neuen Einfall in Nordfinnland berichtet wird.

Wertwändig ungeklärt und widerspruchsvoll ist überhaupt das Verhältnis zwischen der großrussischen Regierung und den Ententemächten. An der Murmanbahn und am Weißen Meer scheinen sie gemeinsam gegen Finnland handeln zu wollen. Wilson hat sich angelegen sein lassen, seine Bereitwilligkeit, den armen Moskowitern zu „helfen“, laut zu verkünden, und aus England sind ähnliche Stimmen bekannt geworden, während in der französischen Presse der Kampf um die verlorne russische Bruderseelen heftig weiter schwellt. In einem seltsamen Gegensatz gegen solche Töne stehen die Handlungen, die von den noch auf großrussischem Boden weilenden Bols- und Interessengruppen der Entente berichtet werden. Seit Monaten steht die sibirische Gegenregierung des ehemaligen labetskischen Außenministers Fjodor Kowow in Peking unter dem besonderen Schutz oder gar im Schutze



der Entente, wird mit Geld, Waffen und viel leicht sogar mit chinesischem Kanonenfutter unterstützt und konnte ihre von den Roten geschlagenen Truppen (unter Semenov) jedesmal auf mandchurisches Gebiet zurückziehen und dort reorganisieren. Verhängnisvoller als diese Bewegung scheint jene zu werden, die von den tschachisch-islamischen Divisionen ausgeht, die schon seit Monaten im Wolgagelbiet herumirren, letztlich über den Ural in Sibirien eindringen und dort die Gründung einer sibirischen Republik veranlassen, was wiederum die Moskauer Regierung zwang, das ganze Wolga-, Ural- und weisibirische Gebiet in den Kriegszustand zu erklären und die Wehrpflichtigen einzurufen.

Das Interesse an dieser Sache wird vermehrt durch den Umstand, daß die Regierung der Sowjets sich bewegen gefühlt hat, bei den Ententeregierungen gewissermaßen um Entschuldigung zu bitten für die Maßnahmen, die sie gegen die Tschachoslawen ergreifen mußte, und gegen ihre Unterstützung durch noch in Rußland anwesende Ententeoffiziere (namentlich Franzosen) zu protestieren. Es ist offenkundig, daß die tschachischen Truppen, zum größten Teil Gefangene und Deserteure aus dem österreichischen Heer, mit und für die Entente kämpfen. Als Brusslow und Kerenski im Sommer 1917 die revolutionäre Offensive ins Werk setzten, wurden diese Verbände aufgestellt, ihre Abordnungen in Petersburg und Moskau mit großem allrussischen Jubel begrüßt. Im Herbst und Winter kämpften sie mit anerkannter Tapferkeit in Galizien und später in der Ukraine. Nach Befriedung der Ukraine sollten sie auf der sibirischen Bahn nach Wladiwostok gebracht um, wie einst die unglücklichen russischen Divisionen in Frankreich oder anderswo ihren fanatischen Deutschen

haß als Lügenbäuer in der Ententefront zu betätigen. Auf diesem Weg hat sich ihnen beiderseits des Uralgebirges eine näherliegende Aufgabe geboten: den heimathlos gewordenen Landesverwekern kann es doch gleichgültig sein, ob sie im Westen oder im Osten gegen das Germanentum (oder seine vermeintlichen Verbündeten, die Bolschewiken) kämpfen. So haben ihre französischen Führer, unter denen ein Oberst Seltzer genannt wird, es für gut befunden, diese Truppen in den Dienst der weisibirischen Separatisten zu stellen und ein Staatswesen zu unterstehen, dessen Leiter gesonnen sein könnten, die neue Ostfront gegen Deutschland zu bilden, von der man sich in Frankreich so viel verspricht, und die herzustellen die Japaner nicht willens waren.

Vom Don her haben die Tschachoslawen auf ihrem Marsch nach Osten Denja, Saratow und Samara an der Wolga besetzt. Sie sollen mit der großen Wolgabahn bei Syzran die Verbindung zwischen Rußland und Sibirien beherrschen, sie stehen längs der sibirischen Bahn in Ufa, Slatoust, Katerinburg und Omsk, der Hauptstadt der neuen weisibirischen Republik. Rund 2500 Kilometer der sibirischen Bahn mögen in ihrer Gewalt sein. Überall haben sie die Roten Garben geschlagen und den Sowjets durch die „sibirische Regierung“ ihre Bedingungen vorlegen lassen. Englische und französische „Börseleute“ sollen das Geld für das Unternehmen aufgebracht haben.

Die Moskauer Regierung, die durchaus nicht fest im Sattel sitzt und in den großrussischen Städten sich nur dadurch erhält, daß sie den Massen Brot schafft, ist in großer Verlegenheit. Verliert sie die Verbindung mit Sibirien, der russischen Kornkammer, so wird sie weiter nicht imstande sein, Lebensmittel herbeizuschaffen, und damit dürfte sie auch bei den Massen den letzten Kredit verlieren. Nachdem ihr imperialistisches Programm zerfallen ist, droht auch das sozialistische am Widerstand der bäuerlich-bürgerlichen mit der Entente verbündeten Klassen zu scheitern. Kein Wunder, daß sie in erregten Tönen zum Kampf gegen die „Gegenrevolution“, die „russischen, französischen und tschachischen Imperialisten“ aufruft. So leid es uns um das russische Volk tut, das sich im Kampf aller gegen alle immer mehr zerfleischt, so können wir auch den Verlauf dieser Kämpfe als unbedeutendste Zuschauer verfolgen. (Uff, S. A.)

Eisäfferfang

In den vielen französischen Dörfern und Baradenstädten, die die Armeen von Boesh und von Guller bei ihrem Sturm auf zur Mörne und zum Mah erobert haben, prangen an Straßenecken und Hofläuren buntleuchtende Plakate. Es sind bühnhaftige Darstellungen französischer Siegesräume, an die zu glauben der nicht auf den Kopf gestallene Postillon verlernt hat. Allein Frankreichs Ministerpräsident darf solcher wirtschaftswiderer Phantasiebilder von „Gloire“ und Triumpfen nicht entzelen, wenn er von einem Lande, das von Mißerfolg zu Mißerfolg und von Niederlage zu Niederlage treibt, Geld erschleichen will zur Fortführung seines Krieges. Eines dieser französischen Plakate fällt besonders ins Auge. Im Hintergrund ragen des alten Straßburger Münsters schöne Türme, riesengroß walt von ihren grauen Zinnen eine leuchtende französische Tricolore. Zu Füßen des Münsters dehnt sich das typisch deutsche Siedelgewirr mittelalterlicher Bürgerhäuser, mit malerisch aufstrebenden Dachstühlen und lauffähigen Erkeren; von den Alleen streuen Frauen Blumen zur Straße. Auf ihr aber marschieren, von tanzen der Straßburger Jugend und singenden kleinen Mädchen mit Eisäffer Hauben geleitet, hinter dem mit Grandezza seinen Stab schwingenden Tambourmajor, unter klingendem Spiel der Regimentskapelle, die französische Infanterie. Die Kompanieführer sind hoch zu Ross. Sie halten Einmarsch in das eroberte deutsche Straßburg; zufrieden lächelt vom blauen Himmel Mutter Sonne. „Die Befreiung des Elsaß“ steht unter dem Bild zu lesen, und: „Der Einzug der Sieger in Straßburg“.

Dies bunte Bild hat unseren Feldgrauen auf dem Marsch zur Marne manch vergnügliches Lächeln entlockt. Papler ist geduldig; der leicht beschwingten französischen Phantasie soll man es nachsehen, wenn sie mit Zinbigkeit und Egoismus den Bild sieber von der bitteren Wirklichkeit ins Traumland der Siege und Erfolge ablenken will. Allen der wohnungstüchtigen Sinn, aus dem heraus auch diese bunten und gefälligen Propagandabilder entstanden sind, trägt Verwirrung um Verwirrung in das entzündliche Franzosengemüt und führt in der Folge zu Taten, die auch uns angehen.

Man weiß längst, welche raffinierten und grausamen Mittel die Franzosen gegenüber den ihnen kriegsgefangenen in die Hände gefallenen Offizieren und Leutnants anwenden, um sie zur Dienstleistung im französischen Heere zu zwingen. Schmeicheleien und Drohungen, Vergünstigungen und Mißhandlungen wechseln in diesem französischen Verfahren der Verleitung zum Landesverrat in willkürlichem Wechsel. Wir wissen, daß viele tapfere Krieger und lothringische Kriegesgefangene, die in Treue zu ihrer deutschen Heimat solchen Erpressungen trohen, ein Märtyrerdasein auf sich nehmen müssen. Ist muß lange harte Zeit verstreichen, bis der wachsame deutsche Druck von der französischen Regierung, welche die Abstellung dieser empörenden Behandlung in Frankreich erzwungen hat, manch schwächerer Charakter hat sich, unter dem Schwergewicht und der Dauer der geistigen und körperlichen Mißhandlung zusammenbrechend, schließlich den feindlichen Erpressungen gefügt und bei der Wahl zwischen Verzweiflung und den erst mit dem wiederkehrenden Frieden voll sich auswirkenden Folgen eines Landesverrates den letzteren auf sich genommen. Allein es scheint, daß selbst das bisherige ausgeübte grausame Erpressungssystem, das aus Peinigung und Verpredungen sich zusammensetzt, auf die Dauer doch nicht die von den Franzosen gewünschten Ergebnisse zeitigt. Zu groß bleibt die Zahl der Offiziere und Leutnants, die weder durch Gewalt noch durch Überredungskünste zum Abfall von ihrem Heimatlande sich bewegen lassen; zu wenige sind es, die der Verführung zum Landesverrat unterliegen.

Nun haben die Franzosen angesichts dieser Ohnmacht gegenüber allen reichstreuern Krieger und lothringischen Kriegesgefangenen zu einem neuen Überredungsmittel, der bewußten Lüge gegriffen. Es erweist sich, daß Frankreich, unter Mißachtung des Frankfurter Friedensvertrages, den reichstänbischen Kriegesgefangenen planmäßig einzureden sucht, sie seien in Wirklichkeit französische Staatsangehörige und damit nicht nur aller Pflichten gegen Deutschland ledig, sondern geradezu verpflichtet, alle Obliegenheiten eines Franzosen, somit auch den Kriegsdienst im französischen Heere, auf sich zu nehmen. Sie sollen gegen ihr Heimatland Waffen dienst tun.

Es verlohnt sich nicht, über die Völkerrechtswidrigkeit dieses neuesten französischen Verfahrens gegenüber den reichstänbischen Soldaten, die das Unglück haben, in Frankreichs Kriegesgefangenschaft zu geraten, zu rechten; die deutsche Regierung wird es an den nötigen Schritten gegen diese jüngste Ausgeburt französischer Mannschaffserpressung nicht fehlen lassen. Die wenigen Unglücklichen aber, die diesem neuesten Rattenfängerliede folgen könnten, werden es bereinst Frankreich zu danken haben, wenn bei Friedensschlüsse ihnen — und ihnen allein — die Rückkehr in ihr Heimatland auf ewig versperrt bleibt und ihre Hobe nach dem Willen des Gehezes dem Staate anheimfällt.

Zum Glück sind es nur wenige, die diesen gewissenlosen französischen Künften erliegen können. Ihnen gegenüber steht die stolz überwiegende Schar derer, die lieber Not auf sich nahmen, als daß sie ihrer Heimat die Treue brachen. Ihnen wird das Vaterland bereinst die unter so bitteren Umständen bewahrte Treue auch zweifach danken. Lt. W.

Gebet

Von Leutnant Otto Rieblitz

Wir bitten dich, Herrgott, um Christi Wunden, hilf unserm Heere in diesen Stunden. Gib den Männern, die draußen stehen, die Kraft zu dem Willen: Es muß geschehen!

Wir bitten dich, Herrgott, um Christi Blut, beschirme uns unsere Heimat gut. Gib den Herzen, die drinnen schlagen, die Kraft zu dem Worte: Wir müssen es wagen!

Wir bitten dich, Herrgott, um Christi Leid, führe uns zum Siege im letzten Streit. Gib den Deutschen, die tapfer und treu, die Gewissheit des Herzens: Gott steht uns bei!

Hanf bau in Deutschland

Nur wenige von uns werden die Hanfpflanze kennen, und noch geringer wird die Zahl derer sein, die sie in selbstmäßigem Anbau gesehen haben. Früher wurde der Hanf auch bei uns, besonders in Süddeutschland, angebaut. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden in Baden allein noch fast 10 000 Hektar Hanf angebaut. Im Jahre 1914 war die Anbaufläche in ganz Süddeutschland auf schätzungsweise höchstens 40 Hektar zurückgegangen. Das übrige Deutschland hatte den Hanfbau so gut wie ganz aufgegeben, weil Hanf vom Auslande billiger zu haben war.

Im Jahre 1913 betrug unsere Einfuhr an rohem Hanf und Hanfwerk 64 650 Tonnen, wovon 9433 Tonnen wieder ausgeführt wurden. Es blieb somit ein Inlandsverbrauch von 55 217 Tonnen, der einen Wert von 32,7 Millionen Mark hatte. Von der Einfuhr kam die reichliche Hälfte aus Rußland, ein knappes Drittel aus Italien und ein Neuntel aus Österreich-Ungarn.

Die Hanfpflanze, die eine durchschnittliche Höhe von 3—4 Metern erreicht, liefert eine Bastfaser von 1—2 Metern Länge, die der etwas feineren Flachsfaser sehr ähnlich ist. Sie wird hauptsächlich zur Herstellung von Zwin, Bindfaden, Striden und Tauen verwendet. Doch lassen sich aus ihr auch sehr dauerhafte Gewebe herstellen von ähnlicher Beschaffenheit wie Leinwandgewebe. Die Knappheit unserer Spinnstoffe ließ es angezeigt erscheinen, den Anbau des Hanfes zur Kriegszeit und darüber hinaus nach Möglichkeit zu fördern. Dabei galt es, mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Da der Hanfbau bei uns fast gar nicht mehr betrieben wurde, so fehlte es vor allem an Saatgut. Der Landwirt, der die Pflanze kaum kennt, geschweige denn ihren Anbau, mußte mit der neuen Kultur bekannt gemacht werden. Neben vielen anderen Aufgaben zur Kriegszeit sollte er sich dieser neuen Aufgabe zuwenden. Auf bloße Empfehlungen und Mahnungen hin wäre kaum ein Erfolg zu erzielen gewesen. Darum wurde zur Überwindung all der Schwierigkeiten eine besondere Organisation geschaffen durch Errichtung der „Deutschen Hanfbau-Gesellschaft“ zu Landsberg an der Warthe. Sie beschafft zunächst den erforderlichen Samen. Die erste Saat, die nach Kriegsausbruch gesät wurde, stammte aus dem Auslande, und zwar zum größten Teil aus den besetzten Gebieten. Es war italienischer, serbischer, russischer, polnischer, türkischer und kleinasiatischer Hanf. Der Anbau erfolgt auf Grund von Anbauverträgen, die Ernte wird nach vorher festgesetzten Preisen an die Gesellschaft abgeliefert. Die Regel soll sein, daß der Landwirt eine möglichst große Anbaufläche für die Erntejahre 1917 bis 1920 übernimmt. Erwünscht ist die Übernahme einer Fläche von 5 bis 10 Hektar. Doch kann sich der Landwirt schon mit 1/4 Hektar beteiligen. So will man den Hanfbau in allen Teilen Deutschlands wieder heimisch machen.

Da der zuerst gesäte Hanf in anderem Klima gewachsen war, so hegte man zunächst Befürchtungen, ob er sich bei uns einbürgern werde.

Er ist gut geblieben und bei uns auch zur Reife gekommen, so daß nun auch schon deutsche Saaten verwendet werden können. Und die Anbaufläche ist von Jahr zu Jahr gestiegen. Während sie 417 Hektar im Jahre 1915 betrug, waren es 1917 schon 2955 Hektar. Davon kamen auf Pommern 905, auf Brandenburg 690, auf Posen 340, auf Schlesien 255, auf Bayern 400 Hektar. Für das Jahr 1918 soll sich die Anzahl der Anbauer mindestens verdoppelt haben, während die Anbaufläche um 50 bis 57 Hundertheile gewachsen ist. Der Anbau war auch in diesem Jahre begrenzt durch die Menge des zur Verfügung stehenden Saatgutes. Nur etwa 60 000 Kilogramm stammten aus den besetzten Gebieten, während alles andere deutsche Saat war. So konnten aus der Ernte 1917 an die Hanfbau-Gesellschaft schon rund 210 000 Kilogramm abgeliefert werden. Sie waren auf einer Fläche von knapp 300 Hektar gewachsen, die mit Samenhanf bestellt worden war.

Die Anbauversuche während der Kriegszeit haben gezeigt, daß der Hanf, obwohl in südlicheren Ländern heimisch und gegen Spätkälte empfindlich, in allen Teilen Deutschlands gedeiht, und seine Samen dank seiner kurzen Wachstumsdauer von 90 bis 105 Tagen zur Reife gelangen. Da die Pflanze besonders gut auf den kultivierten stickstoffreichen Niedermoorböden gedeiht, so bietet sich durch Kultivierung der ausgedehnten deutschen Moore dem Hanfbau eine ausichtsreiche Entwicklung. W. M.

Ententephrasen in neutraler Beleuchtung

„Aftonbladet“) vom 9. Mai veröffentlicht einen Aufsatz „Abrechnung aus Norwegen“ über die Schrift eines Akademikers „Die Front der Phrasen im Schlagsicht der Wahrheit“, in welcher der Verfasser England, Frankreich, Nordamerika und Italien einige bittere Moraltippen als Antwort auf ihre hochmoralischen Gebärden zureicht.

Als Kapitelüberschriften wählt der Norweger die weltbekannten Phrasen der Entente: „Wir kämpfen für die Zivilisation und Kultur“, „Wir kämpfen für die Sache der Demokratie“, „Wir kämpfen für den Frieden“, „Wir kämpfen für die Freiheit“, „Wir kämpfen für die kleinen Nationen“, „Wir kämpfen gegen den Militarismus“.

Der Verfasser der „Phrasenfront“ fragt: „Wer leitete die Eintretung gegen Deutschland in den Jahren 1904 bis 1914 ein? Wer leitete den Versuch ein, die ganze bürgerliche Bevölkerung Deutschlands auszuhungern? Wer hat die eine Macht nach der anderen in den Krieg hineingezogen? Wer hat ein Friedensangebot nach dem anderen abgeschlagen? Wer hat den Krieg nach dem Kriege empfohlen? Wer hat die Schlagworte „Friedensintrigen“, „Friedenskomplott“, „Friedensverschwörungen“ formuliert?“

Das haben England und Frankreich getan. Das ehrliche Friedensangebot Kaiser Wilhelms wurde von Lloyd George verhöhnt als „eine Schlinge, in die man aufgefordert wurde, den Hals zu stecken.“

„Wir kämpfen für die Freiheit“ — ist es die Freiheit Polens, Finnlands, der Ukraine, Rumlands, Litauens, Estlands und Lettuens, die Deutschland bereits verwirklicht hat, für welche die Entente kämpft? Oder die Freiheit der Meere? Oder die Freiheit Indiens, Griechenlands, Irlands? Oder die Freiheit der Neutralen?

Haben Englands Regierende noch die Stirn, über Freiheit zu reden? „Während des Freiheitskampfes Europas 1914—1917 hat“ — so sagt der norwegische Verfasser — „daselbe England, welches die treibende Kraft in der friedensfeindlichen Entente ist, unter flagranter Kränkung des Prinzips „Europa den Europäern“ sich mit dem halben Asien, Afrika und Australien verschworen, um das Herz Europas dadurch zu töten, daß es

„Aftonbladet“) kann nach seiner ganzen Haltung nicht als ein deutschfreundliches Blatt bezeichnet werden.

seinem fortgeschrittenen und lebensfähigsten Aufstufte die Lebensader zu durchschneiden suchte.“ Wir kämpfen gegen den Militarismus.“ Am Jahre 1913 beliefen sich die militärischen Ausgaben für Frankreich auf 2,9 Milliarden und für England auf 3,3 Milliarden Mark, während Deutschland nur 2,2 Milliarden Mark verausgabte. Daß das letztere Land dank seiner größeren Bildung, Sparsamkeit, Redlichkeit, Tüchtigkeit und Organisationsgabe seine Mittel für Heer und Flotte bedeutend besser angewendet hat als England und Frankreich ihre größeren, das nennen sie dann Militarismus, Reid und Haß gegen hier als die größere Kultur gegen die niedrigere, als das größere Vermögen gegenüber dem kleineren...

Wir kämpfen, um Elend-Losbringen zu befreien.“ Aber diese Reichslande sind etwa 800 Jahre deutsch gewesen, wie Straßburg, Meck, Loth und Verdun alte deutsche Städte sind. Das Elend kam 1648 an Frankreich, Lothringen 1766, und beide wurden dem Mutterlande Deutschland 1871 zurückgegeben. Der überwiegende Teil der Einwohner in diesen Grenzgebieten ist deutsch und will von der Entente nicht „befreit“ werden.

Das Buch des Nordwegers erzählt die Weltlage, wie sie in der Tat ist. Auch seine Landsleute und die andern Neutralen werden eines Tages zur Einsicht gelangen, daß das Recht in diesem Kriege auf Seiten Deutschlands ist, das immer wieder gezwungen wird, seine Beweise mit den Waffen zu führen.

Englische Erkenntnis

In der Mainnummer der angesehenen Monatschrift „English Review“ schrieb der bekannte Herausgeber Austin Harrison einen längeren Aufsatz über den „Entscheidungskampf“, dessen wesentliche Sätze wir hierunter abdrucken — wobei wir zu bedenken geben, daß sie vor der dritten Angriffschlacht (an der Aisne) geschrieben wurden.

Vor einem Jahre hat Generalfeldmarschall von Hindenburg in einem Interview erklärt, daß die Linie unter den nötigen, erstens auf Überwachung, zweitens auf Kanonen, drittens auf Übergang geordneten Bedingungen eingebracht werden könne, so daß die Deutschen, wenn die Zeit käme, es tun würden. Sie haben es getan. Sie griffen an einer bis dahin als unüberwindlich geltenden Front nach einer Beschießung von nur wenigen Stunden mit vorantäufiger Stärke an. Es gelang ihnen, uns zu überraschen, wie es uns bei Cambrai gelang, und das Resultat entsprach dieser Überraschung. Die Periode des Stellungskrieges ist damit zu Ende. Der Bewegungskrieg hat begonnen.

Aber die Deutschen haben diesen Riesenkampf nicht unternommen, um bei der ersten oder zweiten Altempause klein beizugehen. Zum erstenmal seit 1914 steht es ihnen frei, uns mit voller Stärke auszugreifen. Sie besitzen eine gewaltige Artillerie mit Verbesserungen. Sie haben ihre Heere reorganisiert, umgruppiert und neuen Generälen unterstellt. Der Plan ist selbstverständlich von langer Hand ausgearbeitet. Er wird um jeden Preis methodisch weitergehen. Er wird, vermute ich, auf der Grundlage einer Präsenzstärke von 2 bis 3 Millionen ausgeführt werden, und leider unterliegt es keinem Zweifel, daß der Feind vom ersten Tag an auf so ziemlich der ganzen Front die strategische Initiative an sich gerissen hat.

Wir müssen an verschiedenen Punkten der Linie auf eine Reihe schrecklicher Schlachten gefaßt sein, die den Zweck haben, unsere Verteidigungsstellung zu durchbrechen und sich unsere nördlichen Verbindungsstraßen zu sichern. Doch weder Amiens noch Hazebrouck noch St. Omer ist das Ziel. Das Ziel sind: die Hauptarmeen des Verbandes — hohe strategische Reserve.

Das Wesen der Krise, die entstanden ist, kann von jedem, der eine Karte ansieht, begriffen werden. Die Linie Paris-Amiens ist durchschnitten, unser nördliches Eisenbahnsystem teilweise verloren und in seinen Hauptzufuhrstraßen bedroht, die Front zurückgedrängt unter großem Verlust von Material aller Art auf unvorbereitete Stellungen; dadurch hat die Länge der Linie sehr zugenommen, und so sind wir vorzeitig auf die Reserve angewiesen. Unsere Verluste sind außerordentlich schwer gewesen, aber das ernsteste Symptom ist

Wilsons Patent



Berechtes Publikum! Sie werden mir erlauben, daß ich mein Freiheits-Ideal sehr demonstrierte. Hier sehen Sie das Modell. Sie möchten sicher glauben,

es ist ein simpel Standbild. Aber die Schärmlere, die wo Sie hier am Rücken sitzen sehen, das ist der Kain! Denn diese kann man brechen.

Kommt Ihnen dieses etwas spanisch vor? Ihr ohnungsvolles Engel, daß Ihr's wißt, als Vorbild meines Ideals erkor ich mir die „Spanische Frau“. Diese ist von außen lieblich glatt, jedoch von innen total besetzt mit spitzen Schusserspinnen.

Nun zieh ich mit dem Freiheits-Ideal durchs Land und zeige stets die schöne blanke Außenfront. Nicht lange dauert's, bis ein Reflektant benebelt sich im Freiheitsglanze sonnt. Dann sag ich freundlich: Bitte die Figuren ganz ungeniert und gründlich zu berühren.

Und wenn er dann mit freischwilligem Gieren sein Ideal recht innig hält umringt, dann dreh ich unbemerkt an den Schärmleren, worauf die „Freiheit“ auseinander springt und trifft den Gimpel auf mit Haut und Haar, genau so, wie es vorgesehen war. E. B.

der Verlust der strategischen Initiative: in dem Verteidigungskrieg, den wir dieses Jahr zu führen beabsichtigten, hätte sie bei uns bleiben sollen, wie sie unüberkennbar während des ganzen Jahres 1917 bei den Deutschen geblieben ist.

Während der große Kampf im vollen Gange ist, ist jeder Gedanke an Frieden an das Schlachtfeld zurückzuwerfen: es kann auch kein Interesse dafür herrschen, bis dieser blutige Ausgang entschieden ist. Lloyd George hat vor mehr als einem Jahre nach dem Knodout-Schlage verlangt, er hat seinen Willen in dem Kampfe, der jetzt wüthet. Wir wollen mit ihm beten, daß die Tapferkeit und der Mut unserer Soldaten ausreichen. Wir müssen gerüstet sein, einem Sommer des Todes und der Leiden ins Antlitz zu sehen, wie ihn Britannien noch nie erlebt hat.

Die Geschichte Europas hängen während der nächsten paar Monate an dem geistigen Zweikampfe zwischen den beiden Führern Foch und Ludendorff; und wir haben auch kein Recht, uns zu beklagen. „Du haßt gewollt“, können wir mit den historischen Worten dem Premierminister zurufen, aber wir haben es auch gewollt. Als Lord Lansdowne seine Stimme erhob, um die Regierung zur Vernunft zurückzurufen, blieb die Nation die Antwort schuldig. Alle Versuche, eine Friedensbahn zu suchen, wurden schroff angegriffen und durchkreuzt. Weder der Liberalismus — was

davon noch übrig ist — noch die Arbeiterpartei, sofern es eine Partei ist — kümmert sich darum oder wagte es, sich dem tödlichen Treiben entgegenzustellen, das in Lloyd Georges Politik der Verneinung seinen Ausdruck gefunden hat; so herausschend war das Wohlgefallen an der Theorie der physischen Überlegenheit. Jetzt müssen wir durchhalten bis zum Ende.

Darin liegt der Grund der ganze Lagen: in der Unverantwortlichkeit des Premierministers. Vor dem Angriff machte er das Land glauben, wir besäßen die zahlenmäßige Überlegenheit; wie allgemein bekannt, hat seine ihn stützende Presse immer wieder unsere Überlegenheit in allen Waffengattungen wiederholt, und vermutlich haben 99 v. H. der Meinungen hierzulande diesen vollstündlichen Wahn betreffs unserer defensiven Unüberwindlichkeit geteilt.

Vor mehr als einem Jahre sagte er seinen Landsleuten, die Deutschen, „winkten“ um Frieden; heute kämpfen unsere Soldaten mit unvergleichlicher Tapferkeit um ihr Leben. Vor vier Monaten sagte er uns, er „fürchte die U-Boote nicht mehr“; heute ist das große nationale Problem der Schiffsbau. Die Tatsachen sind in dieser Stunde von furchtbarer Wirklichkeit und erfordern die volle Leistungsfähigkeit: denn wenn wir uns jetzt nicht aufrufen, den Tatsachen ins Gesicht zu setzen und die Schwere der Krise zu begreifen, in die uns der Premierminister gestürzt hat, dann können wir durch ihn den Krieg noch verlieren.“

Briefkasten

Schäfer W. Sch. 1. Anspruch auf Urlaub besteht nicht. Es soll, wenn die dienstlichen Verhältnisse es zulassen, allen Leuten, die ein Jahr ununterbrochen im Felde stehen, ein Heimaturlaub gewährt werden. — 2. Sie können ein Besuch um Verletzung in ein preussisches Infanterieregiment machen. Dem Besuch kann entsprochen werden, wenn beide in Betracht kommenden Truppenteile mit der Verletzung einverstanden sind. — 3. Anspruch auf Verleihung des Eisernen Kreuzes nach gewisser Dienstzeit besteht nicht.

Pionier W. J. M., Musik. H. Die Ernennung zum Offiziersaspiranten des Beurteilungsfaches und weiter die Kommandierung zu einem Offiziersausbildungslager hängt von der Beurteilung der dienstlichen und moralischen Eignung seitens der Dienstvorgesetzten ab. (H. B. 16, Nr. 655.) Anspruch auf Ernennung zum Offiziersaspiranten auf Grund des Berechtigungscheines allein besteht nicht.

Matrose Al. J. Generalfeldmarschall v. Hindenburg wurde am 2. Oktober 1847 in Posen geboren. Vor Ausbruch des Krieges lebte er in Hannover im Ruhestand.

P. 379. Das Gesuch um Ausübung zum Flugzeugführer usw. ist auf dem Dienstwege an den zuständigen Kommandeur der Flieger mit Stammlistenauszug und Lebenslauf zu richten. Die Weitergabe des Gesuches kann aus dienstlichen Gründen unterbleiben.

Ob. Mat. M. Sch. Die Reichs-Familienunterstützung beträgt für Frau und Kind 20, — bezw. 10, — Mark. Dazu kommt ein Zusatz von je 5, — Mark, der den Lieferungsverbänden vom Reich erstattet wird. Die Gemeindefamilienunterstützung ist bei den Lieferungsverbänden sehr verschieden. Wohlhabende Lieferungsverbände gewähren bis zu 100 Prozent der Reichs-Unterstützung, arme Gemeinden bestrafen sich mit Zahlung eines geringen Bruchteils.

Gefr. H. E. Die kaiserlich-königlichen Banden bestehen zum größten Teil aus kriegsgefangenen und übergelaufenen Österreichern. Im Falle ihrer Befangennahme wird mit ihnen selbstverständlich standrechtlich verfahren, d. h., sie werden als Landesverräther erschossen. Siehe auch den Aufsatz in dieser Nummer.

Uffz. W. Sie können Briefe nach der Schweiz schicken. Sind sie an dort wohnhafte Angehörige gerichtet, so brauchen sie bis zum Gewicht von 50 Gramm nicht frankiert zu werden. Andere Briefsendungen sind nach den vorgeschriebenen Gebührensätzen frei zu machen. Die Briefe müssen offen ausgegeben werden.

Vizeleut. H. Gelehrte werden ernannt, Unteroffiziere zu Sergeanten dagegen befördert. Es ist nicht unbedingt notwendig, daß mit Bewährung der Sergeantenlösung an Unteroffiziere mit fünfjährigjähriger Dienstzeit die Beförderung zum Sergeant verbunden ist. Offiziersstellvertreter werden ernannt, aber zum Feldwebel-Leutnant befördert. Dagegen kann ein Feldwebel-Leutnant d. R. oder Ldw. nicht befördert, sondern nur ernannt werden, da er so schon dem Offizierskorps angehört. Oberquartiermeister, Oberbefehlshaber sind selbstverständlich nur Funktionsbezeichnungen und keine Dienstgrade.

In dieser Nummer liegen die „Losen Blätter“ Nr. 138

*** Korrige ***

Nach Zeichnungen von Uffz. Al. Goebel.

qualmt, quält und wagt. Erbe liegt hoch und
Eisen und Menschen. Born lauern sie im engen
Graben. Da ist er wieder. Und die Augen der

andern sind auf ihn gerichtet, auf den Führer. Hoch ragt sein Arm, daß er zum Zeichen sich senke in der Stunde, auf die sie alle warten. Wie eine Wildblase lauert er zum Sprung, die Muskeln gespannt, die Sehnen gestrafft. Auf dem feinen schlanken Hals sitzt wuchtig der Topfhelm. Ein herrliches Bild trotziger Kraft. Und dann fällt der Arm, und die Muskeln springen, und über das Feld geht es in wilden Sätzen hinein in den Dampf der geschlagenen Erde.

Langsam klärt sich der Nebelschwaden, senkt sich wieder und fällt wie frischer Schnee auf wunde Körper, die unter weißen Laken ruhen. Auch er liegt dort mit mattem Lächeln und trägt tapfer seine Schmerzen.

Das war Verbun.

Das Bild verflucht, und der Schmerz wandelt sich in Freude. Ein Städtchen taucht auf mit sauberen Straßen und schmutzen Häuschen und Wäldern ringsum und Bergen und ragen den Burgen. Und durch all die Herrlichkeit wandert er leichten Schrittes, und das Glück wandelt mit ihm. Es trägt ein lüchles Gewand und hat ein helles liebes Gesicht.

Auf einer Bank am Fuße der verträumten Burg nehmen sie Abschied.

Eine endlos weite Straße zieht er nun hinab, die führt durch viele Länder. Das Aussehen der Menschen wird immer fremdartiger. Wieder kommen viele graue Gefallen und ziehen hinter ihm her. Unter der Wucht seiner Schritte zerbricht die Mauer, gebaut aus Grabenwürmis und Drachverhau, und weit hinein in rumänisches Land trägt er den Sieg an der Spitze seiner Kompagnie.

Auf einem großen grünen Plan scharen sie sich im Kreis um ihn. Alle überragend steht er da, mit dem schlichtschwarzen silbergerandeten Kreuz unter der linken Brust.

Dann sehe ich einen nach dem anderen aus der Runde gleiten und langsam unter den grünen Nasen versinken. Ein Kreuzlein wächst heraus über jedem.

Zuletzt stehen noch zwei da, er und ich. Dann sinkt auch er langsam hinab, und „4“ kann ihn nicht halten. Fast erlasse ich an dem Gefühl des Einkammerens. Das sanfte Licht gleitet herab. Nun ist es eine Gestalt. Die fliegt heran wie wehender Wind. Wie sie bei mir ist, da schaue ich in das angstgequälte Gesicht, das mir so bekannt ist.

„Freund, bleibe hier, es ist deine Liebste!“

Zu spät. Und eine rote Rose spriest empor an der Stelle, wo er hinabging. Die reißt sie an sich und hebt sie in der Schale ihrer weißen Hände hoch über ihr Haupt. Blut fließt daraus hervor, über die nackten Arme, über das weiße Gewand, auf die grüne Erde, daß alles in flammendes Rot gefärbt ist.

Es flackert noch einmal auf in dem Spiegel, dann wird er grau und blind und tot.

Und ringsum ein Rauschen. Die düsteren Vögel heben die Schwingen, sperren die Schnäbel, und auf den einen stürzen sie sich und hacken in die toten Augen, in seine Augen.

Ich will schreien, will schlagen in tosender Wut. Ich kann nicht.

Und als sie von ihm lassen, sind seine Augen leer.

Wallonische Stelzenturniere

Auch in Belgien, bzw. in Wallonien gab es Zeiten, wo das Volk noch nicht so roher „Stimulanten“, wie der da und dort lange genug in Mode gewesenen Hahnenkämpfe, des in den Zeiten vor dem Kriege mit ihrem Gollsegen auch von den unteren Klassen in nicht unbedeutlichen Formen und Grenzen gepflegtem „Jeu“ usw. bedurfte, um sich zu vergnügen, sondern, wie ehemals ja auch in den „guten alten Zeiten“ der deutschen Heimat, an harmloseren Dingen seine „reine“ Freude und Genügen fand. Beweis dafür die in Wallonien einst abbestellten und allgebräuchlichen Stelzenturniere, über deren Herkunft wir in einer alten Namurer Chronik folgende Aufzeichnung finden:

„Frühling in Namur, dem kleinen alten Landstädtchen des 15. Jahrhunderts. Die Maas schiebt sich unter den versenden Kischollen schwerfällig, großend vorwärts, steigt — steigt unaufhaltsam. Bis heute abend ist sie am Uferande; und morgen wird der „Place Sillon“ unter Wasser stehen. Was tut es? Hat man nicht seine schönen langen Stelzen? Und vernünftig stocht jung und alt durch das Wasser in die Stadt. Einer sucht den andern an Schnelligkeit und Geschicklichkeit zu übertreffen; regelrechte Wettkämpfe und Wettkämpfe entwickeln sich.“

Damals und auf diesem Wege haben die Namurer also das Stelzenlaufen gelernt; und gelassen haben sie es später auch nicht, auch dann nicht, als sich längst keine Maaswelle mehr erlaubte, über den Uferand zu hüpfen. Auch dann fanden vielmehr noch oft Wettkämpfe auf Stelzen statt und zelligten schließlich wahrhaftige „Volksfeste“, die weit über die Provinz hinaus bekannt wurden. Die Bürger der inneren Stadt, die „Mélans“, bildeten bei diesen Turnieren die eine Partei, und die der Vorstädte, die „Arceffes“, die Gegenpartei. Jedes Lager teilte sich regelrecht in Brigaden von 30 bis zu 100 Kämpfern, die Führer in verschiedenen Graden hatten, eine Fahne und ein Wappen und eigene Farben, auch Trommeln und Trompeten ihr eigen nannten. So berühmte wurden die Stelzenturniere, daß sogar Karl V. und Ludwig XIV. sich das ergötliche Schauspiel nicht entgehen ließen; und selten hat Namur eine so glänzende Versammlung gesehen, wie damals, als die beiden genannten Kronenträger sich die fröhliche Sache beschauten; auf dem alten „Grand Place“, der damals noch „Marché-St-Remy“ hieß, indessen ihn jetzt — seit der Zerstörung des dort gelegenen Rathauses bei der Einnahme im Jahre 1914 — der Volksmund „Place capule“ getauft hat. Das letzte eigentliche und „historische“ Stelzenturnier zu Namur fand 1814 vor König Wilhelm von Holland statt; denn das bei dem Besuch Leopolds I. im Jahre 1849 pompös angelegte und mit großem Aufwand in Szene gefetzte war schon kein „Volksbrauch“ mehr, sondern nur noch eine verwässerte, bereits vom französischen „Kultur“-Parfüm angefränte Stelzen-„Parade“ der „guten und getreuen Bürger“ Namurs.

Flandern

Von Leutnant Walter Meyerhoff

Flandern, grünes Flandern, dich vergeß ich nicht, rief mich auch nach andern Landen Eid und Pflicht.

Sah ich tausend Wunden, Not und Todesgraus — was mich die verbunden, löst die Zeit nicht aus.

Voll von Kampfesfeuer zog ich nach dir aus — meinem Herzen teuer bleibt der erste Strauß!

Von der Maas zur Schelde ritten fröhlich wir, und ich ward im Felde deutscher Offizier.

Erstes Kräftewesen in der Hirschschlacht hat das Kreuz von Eisen mir um dich gebracht.

Liebesleid und -süße, herb und lüde Spur zogen ferne Gräbe mir auf deiner Furt.

Auch das „Etirb und Werde“ lehrtest du mich auf — Yperns braune Erde trank mein rotes Blut...

Flandern, grünes Flandern, dich vergeß ich nicht, darf ich fürder wandern unterm Sonnenlicht.

Ein höllischer Prozeß

Aus dem Schwesternhof der Altbayern überliefert von Georg Dueri

Damals (im Schwedentriege heißt's) ist die Höl ein bißel zu klein geworden. Tag für Tag ein Heuwagen voll Soldaten und Rauberg'sellen — die haben Plag gebraucht. Und ihre lange Gewehre haben sie mitgebracht und ihre Kanonen und das ander Handwerkszeug — was richtige Soldaten sind, die hören halt in der Höl auch noch nicht auf —, und so ist halt die Höl ein bißel zu klein geworden.

„Anbauen“, hat der alt Teuf' zu den jungen g'sagt, wie könnt's denn ihr mir einen so laubummen Rat geben! Wißt's denn nicht, daß wiß (weiß) der Himmel ist und holt (oft) das Gezeuener? Und vorn die Sonn und hint der Mond — wo soll ich denn da anbauen? Oder glaubt's vielleicht, die Himmel, die treten mir eine Plag ab? Reinn gohiges Degimal nicht!“

„Und die sollen sich's nur einkellen, die lumpeten Rauberg'sellen und die lumpeten Soldaten, und steckt nur in ein jedes Pechfaß ein paar mehr hinein und in die Schwefelfessel auch. Und leert's mir nur gleich die nächsten vierundzwanzig Leiterwagen voll arme Sünder ins Schlagenmoos aus.“

Hat der alt Teuf' zu den jungen g'sagt.

Aber was halt's g'holt — die Höl ist halt einmal zu klein g'wesen, und eines schönen Tages is es passiert, und da haben die Soldaten ein Stück von der Wand herausdrückt beim Rauten und Schlagen, und grad an der Wißseite, hinter der der Himmel aufbaut ist.

Ihr Teufel, das is so eine G'sicht g'wesen!

Wann nicht der Gabriel mit seinem feurigen Sabel auf der Poff g'standen wär, und wann nicht der heilig Sankt Peter mit seinem Schlüsselbund zug'schlagen hätt wie ein Schmiech, dann wären die Lumpen pfeifgrad in die himmlischen Freuden eingegangen. Pechgrad.

Aber das Loch is halt doch dag'wesen, und so haben die Teuf' in die himmlischen Freuden hinüber und die Engerluben in die höllischen Leiden herübergeschrien können.

Sagt der heilig Sankt Peter: „Das is ja aus der Weis“, und das is keine Art nicht und keine Manier — Luzifer, Du bist ein ganz miserabiler Lump und mußt das Loch wieder zumachen lassen, bei Dir is die Wand eindruckt worden!“

Sagt der alte Teuf' und spielt mit seinem Schweife: „Da brennst Dich aber, heiliger Sankt Peter, da brennst Dich aber! Und ich hab niemals keinen Auftrag nicht geben, und ich bin nicht schuld, daß die Wand eindruckt wora is. Das wirft mit keinem kalten Eid nicht beweisen können. Und uns in der Höl mach's weiter nig aus und wir schau gern mal in den Himmel hinein — und die Mauer laß ich ganz gewiß nicht machen, dazselbig merkt Dir, heiliger Sankt Peter!“

„Das wern wir dann schon kriegen!“ schreit der heilig Sankt Peter, „und da muß halt die Obrigkeit ein bißel mildsichtere.“

Und so sind halt zwei Bürgermeister zusammengekommen, der vom Himmel und der von der Höl, und haben ihre Schreiber mitbracht und haben einen Desputat geführt über drei Tag lang und haben doch nicht zusammenkommen können.

Sind sie halt wieder auseinandergegangen.

Und so is halt die Sach abvitalisch wora.

Und da hat halt der alt Teuf' in seinen Schwefelfesteln ein bißel nachg'schaut und in seinen Pechfassen, und in einer Stunde sind hunderttausend Abvolaten in Reih und Glied dag'standen.

Aber der heilig Sankt Peter is drei Tag und drei Nacht von einem Himmel in den anderen g'laufen — meinst, er hätt einen Abvolaten g'funden? Nicht einen einzigen.

Und so hat der alt Teuf' Recht kriegt.

Und offen is es blieben, das Loch zwischen Himmel und Höl.

Und heutzutage kannst es noch sehn — brauchst dich nur ein bißel auf die Zehenspitzen zu stellen. (Sie hätten es schon auf ihre Kosten zumauern

lassen, die Himmelsfische. Aber die Maurer — ja, Freunderl glaubst denn, daß ein Maurer in den Himmel kommen kann? Nein, Freunderl, die auch nicht!

Der Donauweg in früheren Zeiten

Die Donau, die, aus Deutschland kommend, Österreich und Ungarn durchfließt, Serbien, Bulgarien und Rumänien beipflast und dann ins Schwarze Meer mündet, ist heute, da der Seeweg durch das Atlantische und das Mitteländische Meer den Mittelmächten verschlossen ist, die einzige Wasserstraße, die uns mit den beiden genannten Ländern des Südens, besonders mit Rumänien und der Ukraine, verbindet. So wird sie, nachdem der Friede mit den beiden genannten Ländern, die uns Nahrungsmittel liefern sollen, zustande gekommen ist, in nächster Zeit große Bedeutung gewinnen. Aber die Geschichte dieser wichtigen Verkehrsader ist wenig allgemein bekannt, selbst die ausführlichsten, dem Orienthandel gewidmeten Werke, beschäftigen sich kaum mit ihr. Darum mag ein Rückblick in ihre Vergangenheit *) wohl lohnen.

Schon im Altertum, unter den Römern, hat der Donauhandel geblüht. Die Donau war die Nordgrenze des Römischen Reiches, und es gab damals am Unterlauf des Flusses eine große Zahl von römischen Kastellen, Kriegslagern, Flottenstationen, Häfen und Brücken; ein ziemlich reger Flußverkehr verband sie untereinander. Aber die unruhige Zeit der Völkerwanderung, die die Donauländer zum Durchzugsgebiet junger Eroberungslustiger Völker machte, war dem geregelteren Handel nicht günstig. Erst seit dem frühen Mittelalter, seit der von den deutschen Königen unternommenen Gründung der Dismark an der Donau in der Gegend des heutigen Wien beginnt ein neuer Handelsverkehr den Donauweg zu beleben. Süd- und westdeutsche Kaufleute, Regensburger, Augsburger, Kölner, suchen ihre Waren ostwärts des Herzogtums Österreich abzusetzen. Salz, Tuche, Geräte brachten sie; dafür holten sie Wein, Honig, Häute, Felle und Edelsteine aus Ungarn. Regensburger Händler gelangten damals bis nach Kiew und Nowgorod. Regensburg war seit der Karolingerzeit die reichste und mächtigste Stadt an der Donau, neben der die übrigen süddeutschen Städte, wie Augsburg, Nürnberg, München, erst in späterer Zeit zu Bedeutung gelangten. Dem Handel zwischen Orient und Okzident verbandte neben Regensburg Wien sein schnelles wirtschaftliches Aufblühen. Herzog Leopold I. aus dem Hause der Babenberger verlieh seiner Stadt Wien das Niederlags- und Stapelrecht für die über Wien sich bewegenden Waren; dadurch wurden sie an den Markt von Wien gebunden. Das Wiener Stapelrecht von 1221 befreit den Wienern sogar den alleinigen Handel mit Ungarn vor. Die Postdauer Zollabrechnungen und Mautregister aus jener Zeit zählen die Dinge auf, die damals auf dem Donauwege über Wien kamen. Stromabwärts gingen Eisen und Holzwaren, Hüte, Lederarbeiten, oberdeutsche und rheinische Tuche, Kleider usw., von Osten kamen Vieh, Häute und Felle, Früchte und Gewürze, türkischer Weizen, Waffen und Prunkgeräte, Seide und Goldstoffe und andere Gaben des Morgenlandes. Besonders die Kreuzzüge im 11. und 12. Jahrhundert hatten zur Erweiterung des Handelsverkehrs auf der Donaustraße geführt. Seit dem 14. Jahrhundert aber machte das gewaltige Aufsteigen Venedigs und anderer italienischer Städte, die den Seeweg nach der Levante beherrschten, dem Handelsverkehr auf der Donau scharfen Wettbewerb, und dazu kam noch, daß seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts das Vordringen der Türken das Leben auf den alten Straßen lähmte. Diese Verlegung der Haupthandelswege nach dem Orient vom Binnenlande auf das Mittelmeer raubte sowohl Regensburg

allmählich seine führende Stellung in Süddeutschland, wie es auch die Bedeutung Wiens als Vermittlerin zwischen Osten und Westen schädigte. Freilich schloß die Benutzung der Donau so wenig wie der übrige Landverkehr nach dem Orient jemals ganz ein. Gerade in jener Zeit nahm ja besonders der niederdeutsche Handel nach dem Orient einen Aufschwung, zumal seitdem zu Beginn des 16. Jahrhunderts unter Kaiser Maximilian die Lagerrechte der Stadt Wien gestatten waren.

Eine neue Blütezeit aber veranlaßte der Donauhändler den siegreichen Kämpfen, die im ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert Prinz Eugen den Türken lieferte. Durch den Handelsvertrag, der sich dem Frieden von Passarowitz im Jahre 1718 angeschlossen, öffnete sich den deutschen Kaufleuten die ganze untere Donau. Im Frieden von Belgrad 1739 wurden die Rechte freier Schifffahrt auf Donau und Save nochmals verbrieft, und die Kaiserin Maria Theresia schloß 1747 einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit dem Sultan. So konnte die Schifffahrt wieder aufleben. Ein venezianischer Gesandter berichtet schon 1690 in einem Schreiben nach der Heimat, daß Wien durch den Donauverkehr und die gutbezahlten Frachten sich zusehends bereichere. Doch erfüllten sich die großen Hoffnungen auf die Dauer nicht. Nacheinander wurden mehrere Handelsgesellschaften, sogenannte „Orientalische Compagnien“, gegründet, die den Orienthandel stützen und fördern sollten; aber sie schloßen jedesmal nach einer Reihe von Jahren wieder ein. Erst unter dem Sohne Maria Theresias, dem Kaiser Joseph, kam in den Verkehr mit den Ländern der unteren Donau neues Leben. Im Jahre 1777 bildete sich eine „Handelsgesellschaft mit erbländischen Waren auf der Donau in die türkischen Länder bis ins Schwarze Meer“, wie der umständliche Name lautet. Durch den Handelsvertrag mit der Türkei im Jahre 1784 wurde beiden Staaten die Meistbegünstigung gewährleistet und zugleich den österreichischen Schiffen das im Frieden von Passarowitz verweigerter Recht zugesprochen, frei ins Schwarze Meer auszufahren. Die Nachwirkungen dieser Maßnahme waren jedoch vorläufig gering. Doch sei aus der Regierungszeit Josephs I. noch die Tatsache vermerkt, daß das erste Schiff mit abendländischen Waren, Geweben und Eisenartikeln von Wien bis nach Cherson in der Ukraine und nach Konstantinopel fuhr; es lehrte zwei Jahre später, beladen mit Wolle, Kaffee, Reis, Zitronen, Rosinen, Mandeln, von dort zurück.

Eines der Haupthindernisse eines großartigen Schifffahrtsbetriebes auf der Donau bildete bis ins 19. Jahrhundert hinein die schlechte Bauart der den Strom benutzenden Fahrzeuge; dazu kam die große Langsamkeit der Fahrt. Das „Ordnarschiff“, eine Art Passagierschiff, das jede Woche von Ulm nach Wien ging, brauchte für die Reise acht Tage, und diese Reisebauer konnte noch durch schlechte Witterung, starke Befrachtung und andere Umstände verlängert werden. Eine gründliche Wandlung trat erst ein, nachdem vor gerade 100 Jahren, im Jahre 1815, zum ersten Male ein Dampfschiff die Donau befahren hatte. Es dauerte freilich noch lange, bis die gegen die Neuerung ankämpfenden Widerstände beseitigt waren. Endlich im Jahre 1830 wurde die „Erste Österreichische Dampfschiffahrtsgesellschaft“ gegründet. Nun verkehrten Dampfschiffe mit Maschinen bis zu 300 Pferdestärken nicht bloß auf der österreichisch-ungarischen Donaustraße, sondern darüber hinaus bis nach Salaz, ja selbst bis nach den Häfen des Schwarzen Meeres, Konstantinopel und Odessa, und weiter bis nach Saloniki und Smyrna. Die weite Reise von Wien nach Konstantinopel dauerte jetzt nur 12 bis 13 Tage. Der österreichischen Gründung folgte schnell eine ähnliche in den süddeutschen Nachbarländern: im Jahre 1835 wurde die „Bayerisch-Württembergische Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft“ ins Leben gerufen. Diese beiden Gesellschaften sind die Keime des heutigen lebhaften Dampferverkehrs auf der Donau.

Dr. M.

Der Reiterstiefel

Von freiwilligem Pfleger Hermann Meyer

Ein Reiterstiefel, blühblau und stark, von kernfestem Leder bis ins Mark, zog anno vierzehn, den Säbel zur Seite, gen Osten hinaus zu frühlichem Streite.

Er trabte begesert durchs schlammige Posen und schlug sich gediegen mit Russ' und Mongolen, war auch bei Tannenberg und Gorkie dabei und attackierte die Wallachel.

So blieb er natürlich nicht ohne Schmiss, doch flüchte man schnell die schäßigen Nisse. Drum sah der Stiefel nach blutigem Strauß bald wieder wie ein Paradeschuh aus.

Da tügte sich's, daß man zur Ruhe kam und Plaz auf des Bauern Truhe nahm, und wie das so ist, an klirrende Sporen hat manch eine Dirne ihr Herz schon verloren.

So stieg der Stiefel zum Stellschwein und schmiegte sich zart an das Mädchen fein, doch ach, der Appell fuhr schmetternd drein, der Stiefel entfloß, und das Kind blieb allein...

Nun ging es von neuem in heiße Schlachten, die ernst den Stiefel und nachdenklich machten, so dachte er oft beim Nachfeuerstehen an Traut-Margarethen, das Liebchen daheim.

Und weil er in Sehnsucht ein Ehrenmann, trug er voll Feuer bald Urlaub an — und aufgelockert und wohlgezert hat er das Gredchen zum Altar geführt.

Zwei Wochen lang flog er von Festen zu Festen, dann rief ihn das Vaterland nach dem Westen, und muß er nun auch in den Schützengraben, so soll er doch täglich sein Briefchen haben.

Gibt's Regen?

Von Fedor von Zobell

Wer die ländlichen Verhältnisse nicht kennt, der weiß nicht, was es heißt, wenn man da draußen auf Regen wartet. Nehmen wir an: die Ernte steht wunderbar schön, aber seit einiger Zeit herrscht Dürre; der Acker nimmt schon einen gelblichen Ton an, und auch den Hafer stört die ewige Sonne.

Nun gibt es überall auf dem Lande ausgezeichnete Wetterpropheten; der selbige Jobb ist nichts dagegen. Da ist zum Beispiel der Nachwächter. Wenn dem ein Tröpflein an der Nase hängt, so kann man darauf schwören, daß das Wetter umschlägt. Die Leute sind in diesem Falle denn auch immer ganz beruhigt. „Julien trippt die Nase“, sagen sie und mustern den Himmel. Und wenn es nicht bald regnet, machen sie Julien Vorwürfe, und Julie fährt mit der knochigen Hand durch die Luft und antwortet: „s werd schu nuch sinnen, s sinnt schu nuch.“ Und einmal kommt es auch wirklich, und dann triumphiert Julie und meint: „Wat habb ich gesagt? Min Nas, dat is min Nas!“

Sicherer ist noch der alte Maulbeerbaum vor dem Friedhof, der letzte aus einer ganzen Reihe, die Friedrich der Große setzen ließ, weil die Seidenraupen es ihm angsan halten. Wenn der Baum gegen Abend die Blätter kraust, als sei ihm etwas Unangenehmes passiert, so regnet es morgen. Manchmal natürlich auch nicht, und dann sagen die Bauern, er wäre doch noch nicht kraus genug gewesen.

Von großer Wichtigkeit ist der Schornsteinrauch und namentlich der beim Lehnshutzen, weil sein Geschicht ziemlich frei steht. Geht er westwärts, zu Klein-Friemsen herüber, so ist das so gut, als ob der Barometer fällt. Aber steigt er terzengerade in die Höhe, da können wir noch lange auf Regen warten. Tieffliegende Schwalben sind natürlich ein altes Regenzeichen, ebenso das lebhafte Quaken der Frösche am Abend. Doch das Geheimnis des Wädenspiels kennt eigentlich auch nur der Bauer. Die Wäden müssen sich ballen wie ein Bienenschwarm und in der Luft auf- und abfliegen, dann gibt es etwas. Auf die Wol-

*) Nach verschiedenen Aufzügen der Zeitschrift „Die freie Donau“.

ten kann man sich nicht recht verlassen, höchstens auf die über den Bergen. „Da mummelt's sich ein“, sagt der Schäfer, „nu gibst's n Pladder.“ Und das trifft gewöhnlich zu.

Die alte Schindlgen, die siebenundneunzigjährige, ist auch ein ganz gutes Wetterglas. Wenn's ihr im Rechten Bein zieht und sie auf die Frage nach ihrem Befinden entgegnet: „Id weess nich, ei zieht mer webber ju in de dicke Zeh“, kann man getrost auf eine erfrischende Regenperiode rechnen. Und wenn im Herrenhause der Zementboden in den Kellern feuchte Flecke zeigt, trifft ganz bestimmt nasses Wetter ein. Hält die Hitze an, so steht der Vogt alle Tage die Nase in die Küche und fragt nach den Flecken. Und auch, wenn die jungen Kröten singen (sie haben einen merkwürdig feinen melodischen Ton), kommt gewöhnlich ein Niederschlag. „De Krott piept“, sagt man, „nu gehi's lue!“

Und wenn es dann los geht, steht der Bauer am Fenster oder in der Tür und freut sich. Das regnet Marktsude. Das kann noch manches gut machen. Am vierten Tage wird er aber ungebührlich und am fünften schimpft er. Die Heurute! Und die Rüben ersaufen ja! Da geht er zu Tulle und guckt sich seine Nase an. Die ist so trocken, daß sie kein Taghentuch braucht. Der Maulbeerbaum hat auch ganz glatte Blätter — „he siecht gleich us.“ Und der Lehnstuhl raucht! Jerzengerade in den Regen hinein, und hinter den Bergen wird es hell, und die alte Schindlgen wackelt mit hochgezogenen Röcken ganz vergnügt über den Änger. Der Gutsvozt steht wieder den Kopf durch die Rückenstange des Herrenhauses. „Sein denn de Flecke nu fure?“ fragt er.

Also morgen scheint wieder die Sonne. Wie gut, daß die Hoffnung nie schlafen geht! —

Aus der Sternenwelt

Der Einfluß der Gestirne auf das Wetter

Im Volke ist der Glaube allgemein verbreitet, daß die Gestirne, insbesondere der Mond, Einflüsse auf unsere Witterungsverhältnisse ausüben. Neuerdings hat nun auch die Wissenschaft die Berechtigung dieser Annahme, der gegenüber sie sich so lange Zeit spöttisch ablehnend verhielt, ernsthafter geprüft und ist zu dem Ergebnis gelangt, daß aller Wahrscheinlichkeit nach tatsächlich recht bemerkenswerte Zusammenhänge der Ursachen des Wetters mit der Welt der Gestirne vorliegen. Vor allem ist es gelungen, das Auftreten der großen ozeanischen Zyklone und Wirbelstürme, welche die Meteorologie als sekundäre Ursachen für unser Wetter erkannt hat, mit den von den Astronomen schon so lange mit großem Interesse verfolgten Sonnenflecken und Sonnenfackeln in Beziehung zu setzen. Diese letzteren, die uns

von gigantischen Wirbelstürmen Kunde geben, die in der glühigen Sonnenatmosphäre sich abspielen, sollen vermittelnde Wirkungen, wahrscheinlich elektrischer Natur, auf unsere Erdatmosphäre ausüben und so ebenfalls das Entstehen entsprechender Luftströmungen veranlassen. Die Planeten, insbesondere solche von großer Masse wie Jupiter und Saturn, und unser nächster Nachbar, der Mond, wirken sie nach ihren Stellungen, auf die zwischen der Sonne und unserer Erde sich ausbreitenden Kraftfelder ein. Demnach müßte man durch Beobachtung der auf der Sonnenoberfläche sich abspielenden Vorgänge unter Berücksichtigung der Stellung der Planeten die Grunddaten für die irdische Wettervorhersage gewinnen können. Sollten sich diese Kalkulationen bestätigen, so würde die Meteorologie, die sich bis jetzt nur unsicher tastend vorwärtsbewegte, eine wichtige gesetzmäßige Fundierung erhalten. Es scheint also, daß die alten Bauernregeln, die Ereignisse und Wetter miteinander in Beziehung setzen, nahe daran sind, eine wissenschaftliche Rechtfertigung zu erlangen.

Wie man Sterne bei Tage sieht

Solange die Sonne am Himmel steht, überstrahlt sie die Sterne; nur kurz vor Sonnenaufgang und besonders helle Gestirne noch am Himmel zu erkennen. A. Franz teilt nun mit, wie es ihm gelungen ist, einige Planeten längere Zeit hindurch, bei Tageslicht zu erkennen. Hauptbedingung dafür ist freier Ausblick und hinreichend unbewölkt Himmel; denn es handelt sich nur darum, den Ort des Sternes genau zu kennen, denn die Unsichtbarkeit bei Tageslicht beruht in erster Linie darauf, daß man den überstrahlten Stern nicht an der richtigen Stelle sucht. Franz selbst hat die Venus, den hellsten Planeten, bis etwa eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang sehen können; in jüngster Zeit ist ihm das gleiche bei dem zweit hellsten Planeten, dem Jupiter, gelangt. Am 5. Oktober vorigen Jahres stand nämlich dieses Gestirn morgens sehr nahe der Mondschwelle, so daß es nicht schwer war, sich den Ort des Planeten zu merken. Noch eine Stunde nach Sonnenaufgang, als die Dämmerungsverhältnisse vorüber waren und die Sonne hell strahlte, konnte er hoch am blauen Himmel unter der klaren Mondschwelle den Jupiter erkennen. Es versteht sich von selbst, daß dies auch anderen Beobachtern glücken muß, wenn sie das gleiche Verfahren verfolgen. Bei zu starker Sonnennähe und wenn die Sonne sehr hoch steht, werden freilich auch die hellsten Planeten unauffindbar bleiben.

Denkwürdige Gartenhäuser

Unsere Gartenkultur wendet den Gartenhäuschen und Lauben wieder erhöhte Aufmerksamkeit zu, und jetzt zu Sommeranfang werden die Häuschen wieder gereinigt und neu geschmückt, um ihren jahresübergewaltigen Zweck zu erfüllen. Das Gartenhäuschen hat heute noch eine größere Bedeutung als in der guten alten Zeit, da es das erste heimliche Oase zum Lust- und sonnenarmen Großstadthaus bildet. Seine Geschichte aber ist alt und interessant genug, um einen historischen Rückblick zu gestatten.

Die Anfänge der gärtnerischen Ausgestaltung Potsdams standen bekanntlich unter dem Einfluß des Meisters Le Nôtre, des Lustgärtnerbauers Ludwigs des Biersehlens. Dieser Stil war es auch, der den Großen Kurfürsten und mehr noch seinen Sohn König Friedrich den Großen veranlaßte, sich mit der Anlage des Potsdamer Lustgartens zu beschäftigen. In der Folge wurde diese Entwicklung durch König Friedrich Wilhelm den Großen unterbrochen, dessen strenger Sinn für den Luxus der Gartenfreuden nicht viel übrig hatte. Ein großer Teil des Lustgartens wurde zum Exercierplatz für die Potsdamer Garde, die Orangerie ward in einen Reitplatz verwandelt; trotzdem kam aber gerade eines der denkwürdigsten preussischen Gartenhäuschen aus jener Zeit. Die ungewöhnlichen Abendgesellschaften, die der König unter dem Namen Tabakollodium mit Vorliebe veranstaltete, fanden häufig in einem Gartenhäuschen zu Königs-Wusterhausen statt, das daher auch den Namen „Tabakollodium“ erhielt.

Aus derselben Zeit ist noch ein zweites historisches Gartenhäuschen zu nennen, der „Vier von Königs-Wusterhausen“ genannt, das sich jetzt hinter dem Märkischen Museum in Berlin befindet.

Unter Friedrich dem Großen gelangte dann die Gartenkunst in Preußen bekanntlich zu besonderer Blüte. Er ließ auch eines der originalsten Gartenhäuschen erbauen, nämlich das bekannte chinesische Teehäuschen im südöstlichen Teil des Parks zu Sanssouci, dem Regentengarten. Stilgemäß gehörte dieses Gartenhäuschen ja eigentlich nicht recht in seine Umgebung, aber den König reizte diese barocke Künstlerlaune, und auch die Mäntelchen im Innern des Häuschens zeugen hiervon, sie stellen meist Affen dar, weswegen der König das Häuschen auch „Affenhäus“ nannte.

Ein anderes historisches Teehäuschen von historischer Bedeutung findet sich auf dem Gut Parey an der Havel, dem Sommerhof der Königin Luise. Zur Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten erlebte der Geschmack einen völligen Umsturz, man predigte auch in der Gartenkunst die „Rückkehr zur Natur“, die französischen Stileten galten als abgetan, an ihrer Stelle übernahm man mit Vorliebe den neuen landschaftlichen Stil von England. Nun wurde der englische Park mit klassischem Einschlag Trumpf. Die erste Anlage dieser Art in Deutschland schuf sich der Herzog Franz von Oesau in Gestalt des Sommerhofes, den er dicht bei seiner Residenz in Werlich errichten ließ. Hier befindet sich auch ein interessantes Gartenhäuschen, das „Glocke Haus“, das vergrößert wurde und eine Kunstsammlung aufnahm.

In der weiteren Folge wurden Garten- und Gartenhäuschenkunst am meisten durch den Fürsten Pückler-Walkas beeinflusst, und von seinem Wirken reichen die Beziehungen auch nach Weimar, dessen Park bekanntlich von Goethe geschaffen wurde. Eine lebendige Erinnerung daran wurde das Goethe'sche Gartenhäuschen zu Weimar, das sich durch seine einfache Schönheit und die Abkennung fremder Verzierungen auszeichnete. Heute dient das Gartenhäuschen weniger zu ständigem Aufenthalt als in seiner Zeit, und daher hat es wieder mehr die Gestalt der offenen, möglichst viel von frischem Grün umrankten Laube angenommen.

Spiel- und Rätsellecke

Silberrätsel

Aus den Silben: a - ad - an - ard - bar - ber - buch - bee - bi - boh - brow - bu - e - e - en - er - fu - ge - go - go - ha - han - hand - i - il - im - in - is - fat - kl - le - lorb - land - le - le - leg - lu - ma - mai - mi - mit - mud - na - nar - ned - ni - ni - no - o - phon - re - rei - rha - ro - rse - se - sen - la - le - lion - lig - lung - vo - za - zif sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, den Restrikt eines vielgelesenen Soldatenliedes ergeben.

Buchstabenversetzung

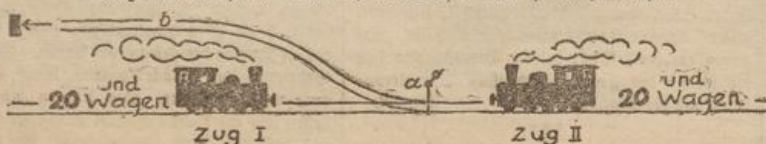
Aus Dora Weniger, Mine Lau, Ise Eden und Toni Eng soll durch Umstellen der Buchstaben der Name je einer Stadt im Harz, in Thüringen, in der Provinz Sachsen und in Preußen gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben dieser Städte ergeben eine Stadt in Österreich.

Bitte

Emil, geh in dich, folge nur ja!
Denn das verlangt die trankle Mama.

Zugkreuzungs-Rätsel // Von Uff. Schulte

Auf dieser Strecke sollen zwei Züge von je 20 Wagen kreuzen. Das rote Gleis b faßt nur 10 Wagen mit Maschine. Bei a ist die Weiche. Wie ist das zu machen?



Ausgährrätsel - Teleg. Weincke

Die 8. Kompanie sollte zu einem wichtigen Unternehmen einen Freiwilligen stellen. Es meldeten sich 1 Unteroffizier und 20 Mann. (Uffz. X, Mann Y) Der Hauptmann bestimmte, daß die Freiwilligen mit 8 abzählen sollen, der Abzählende soll den Auftrag ausführen. — Wo fängt der Unteroffizier zu zählen an, daß er selbst übrig bleibt? Die ausgezählten Mannschaften treten nicht aus, sondern werden immer wieder mitgezählt.

Rätsel

Ich kenne eine Dame,
Bescheidenheit sie ziert,
gar manches liebe Mädchen
den Namen von ihr führt.
Seh an den Kopf zwei Laute,
so führt es weit dich fort,
gar manchen trieb das Schicksal
hin aus dem Heimatort.

Somonym

Man steht es leuchten in der Nacht,
wenn auch am Himmel steht der Mond,
man steht es laufen, wenn es tracht,
weil's gern sein armes Leben schon!

Rätsel

Wird es dem Menschenherzen beschied,
verklärt es und verfeinert!
Nimmt man den Fuß und ließt's umgekehrt,
gerhakt es und zerklüftet!

Scherzrätsel

Ein fremder Fuß mit weitem Tal,
von hellem Blau ein Bock,
ein Haugerdt benutz nicht Maß!
Poetisch sind die Silben nicht,
doch wenn man als ein Wort sie spricht,
gleich klingen sie wie ein Gedicht!

Scherzfrage

Warum schließt der Hahn die Augen, wenn er schläft?
(Hm. Hühnerspr. 9.10. 1920)

Auflösungen aus Nr. 362

Auflösung der Dame-Aufgabe:

- | | |
|-------------------|---------------------|
| 1. Dfs-h2 | 1. D05-b8 |
| 2. a5-b6 | 2. f8 oder h6 steht |
| 3. b6-c7 gewinnt. | |

Auflösung des Rätsels:

Übermut — Hochmut — Langmut — Großmut —
Kleinmut — Mut.

Auflösung von Regelmäßig:

Puls, Vers, Maß, Was, Zins — Pulvermagazin.

Auflösung des Logogriphs:

Aufzudamen, aufzudamen.